Bibliothek für Ost und West.

Band 5.

Unterwegs

von

Joh. Nordmann.

60 Kr.
1 Mark.

Berlin, Wien, Leipzig, Hugo Engel.

Bibliothek für Ost und West.

Jeder eleg. geb. Band 60 kr. = 1 M. = 1 Fr. 35 C.

Zusammengestellt

von

Alfred Friedmann.

Hugo Engel
Wien, I, Getreidemarkt 14.

Berlin SW. Krausenstr. 42. — Budapest Grand Hôtel „Hungaria". — Hamburg Neuerwall 82. — Leipzig Brüderstraße 21.
Metz Kammerplatz 20. — München Theatinerstraße 15. — Nürnberg Innere Laufergasse 8.
Olten Schweiz. Vereins-Sortiment. — Prag Bergmannsgasse 398/I. — Triest Börseplatz 12.

Bibliothek für Ost und West.

Jeder Band ist einzeln käuflich und kostet elegant gebunden 60 kr. = 1 Mark = 1 Fr. 35 Cent. Jährlich erscheinen 25 Bände. — Abonnenten auf complete Exemplare (die Serie 14 fl. 40 kr. = 24 Mark = 32 Fr.) erhalten jeden 25. Band gratis.

Band I. **Aus dem Kleinleben der Großstadt.** Wiener Genrebilder von V. Chiavacci. 15½ Bogen Octav. Mit Titel-Illustration von Hans Schließmann.

Inhalt: I. **Wiener Kinder.** Der Wiener Gassenjunge. Frühling in den Gassen. Der Einzige. Das Kostkind. — II. **Wiener Bilder.** Nach Mürzzuschlag. Der Silberer kommt. Kumm' glei'. Des Guldens Pilgerfahrt. Ein Wiener Haustheater. Vom Naschmarkt. Ein weiblicher Demosthenes (Ansichten und Aussprüche der Frau Sopherl vom Naschmarkt). — III. **Humoristische Profile.** Ein Selbstmord mit Hindernissen. Hans und Grete. Der Marquis von Savenloda. — IV. **Wo die letzten Häuser stehen.** (Kleine Wiener Geschichten.) Die Goneril von Gumpendorf. Der Arbeitslohn. Mit der Scholle. Der verlorene Sohn. Beim Köhlermichel. Späte Reue. Das Testament. Das Kukuks-Ei. Die Leich'.

Band II. **Novellenkranz** von E. v. Bauernfeld. 15 Bogen Octav. Mit Titel-Illustration von L. Lewin.

Inhalt: Die Stufenjahre, Novelle aus dem Wiener Leben. Die Schutzheiligen. Mittelalterliche Novellette. Die letzte Fee, culturhistorische Studie aus der Fabel- und Sagenzeit.

Band III. **Ausgewählte Pariser Briefe** von Max Nordau. 17 Bogen Octav.

Inhalt: I. **Pariser Leben.** Vor dem „Krach". Nach dem „Krach". Bälle, Soiréen, Geselligkeit. Das Komödiantenthum in der Pariser Gesellschaft. Der Roman der Feyghine. Mabille. Othello in Paris. Mathilde Heine. Vae Victis! Richard Wagner und die Pariser. Die Porträts des Jahrhunderts. Das Nationalfest. Maxime du Camp. Emil de Girardin. Elektropolis. — II. **Pariser Bücher.** Ein Attentat auf Goethe. Noch ein Revanche-Drama. Französische Romane: Numa Roumestan. Bouvard und Pécuchet. Jacques Vingtras. Pot-Bouille. Die Faustin.

Band IV. **Daniela.** Ein Roman von Josef Weilen. 16 Bogen Octav. Mit Titel-Illustration von Tadeusz Rybkowski.

Band V. **Unterwegs** von Johannes Nordmann. 15 Bog. Octav.

Inhalt: Vom Attersee. Madonna d'Oropa. Vom Lago Maggiore. Von einem Photographen. Das Obersulzbach-Thal. Von Nordpolfahrern. Reisende Engländer. Zum Ledro-See. Im Pusterthal. Im Tauferstbal. Vom Stilfser-Joche und aus Bozen. Hôtel Toblach. „Die Stadt an den Wassern." Jungbrunn. „Bergfexerei." Auf Rodeneck. Friesach. Allerseelen. Winterfahrt nach Italien. Die Nauris. Im Mansion-House. Zwischen Avon und Themse. Der Semmering. Durch das „Gesäuse". Aus dem Trentino. Semmering-Hôtel. Muhrgänge. Die Ponteba-Bahn. Eine selige Fahrt. Vom Ossiacher- und Millstätter-See. Wien-Aspang-Bahn. Herbstfahrten. Im Paradiese. Auf dem Weißenstein. Ein Bauern-Genie. Ein Königsbau. Vom Arlberg-Tunnel. Ueber den Arlberg. Madonna di Campiglio.

Band VI. **Die Aebtissin von Buchau.** Eine Novellette von Julius von der Traun. 2. Aufl.

Hugo Engel, Verlag, Berlin, Wien, Leipzig.

Olten, Schweiz. Vereins-Sortiment.

Band VII. **Blätter im Winde.** Neue Skizzen von Ferd. Groß. 13 Bogen Octav. Mit dem Portrait des Verfassers.

Inhalt: Noch einmal jung. Neue Versicherungsgesellschaften. Warum ich keinen Roman schreibe. Die Maler auf der Bühne. Am häuslichen Herde. Eine moderne Manie. 16 Stunden 37 Minuten. Die Verkannten. Kinderworte. Das Wiener Kaffeehaus. Frühling und Herbst in Wien. Wien in der Weltliteratur. Wiener Contraste. Bühnenzauber. Ein Capitel Theatergeschichte. Die Geschwister. Wiens Gärten. Fräulein Clara.

Band VIII. Julian Klaczko's **Florentiner Plaudereien.** Deutsch von Dr. Wilhelm Lauser. 13 Bogen Octav.

Inhalt: Dante und Michel Angelo. Beatrice und die Liebespoesie. Dante und der Katholicismus. Die Tragödie Dante's.

Band IX. **Eine Wienerin in Paris** von Clara Schreiber, mit Vorrede von Ferd. Groß.

Band X. **Von der Landstraße.** Eine Erzählung. — **Meister Milutine, der alte Spielmann.** Eine Erzählung aus den serbischen Bergen von Franz Scherer. Mit Titel-Illustration von A. D. Golz.

Band XI. **Der geistliche Tod.** Erzählung aus dem katholischen Priesterstande von Emil Mariot.

Band XII. **Vor fünfzig Jahren.** Geschichten von Emerich Ranzoni. Mit Titel-Illustration von C. Karger.

Band XIII. **Krethi und Pleti.** Portraits, nach dem Leben gezeichnet von J. H. Wehle.

Für die weiteren Bändchen haben folgende Mitarbeiter zugesagt:

Hugo Wittmann	**Leop. Kompert**	**F. A. Bacciocco**
Karl von Thaler	**Aug. Silberstein**	**Victor Wodiczka** (mit dem ersten Preise der „Heimat" gekrönt)
Karl Ritter von Vincenti	**Lucian Herbert**	
	Ad. Silberstein	
Ada Christen	**Emil Peschkau**	**v. Beniczky-Bajza**
Max Kalbeck	**F. v. Schönthan**	**Peter Philipp**
Bruno Walden	**Eduard Mautner**	**Max v. Weißenthurn**
Balduin Groller	**Hans Emmer**	**Hugo Klein**
Friedr. Schlögl	**Anton Schlossar**	**Ernst Keiter**
Kurt von Zelau	**Stephan Milow**	**Margaretha Hekſch**
Erdmann Edler	**Leopold Katſcher**	**Kathinka Hayek**
Joseph R. Ehrlich	**Fritz Lemmermeyer**	**V. Petru.**

Jeder Band ist einzeln käuflich und kostet elegant gebunden 60 kr. = 1 Mark = 1 Fr. 35 Cent. Jährlich erscheinen 25 Bände. — Abonnenten auf complete Exemplare (die Serie 14 fl. 40 kr. = 24 M. = 32 Fr.) erhalten jeden 25. Band gratis.

Hugo Engel, Berlin, Wien, Leipzig.
Olten, Schweiz. Vereins-Sortiment.

Bibliothek für Ost und West.

Unterwegs.

Fortsetzung des Wanderbuches:

„Meine Sonntage.“

Von

Johannes Nordmann.

Berlin. — Wien. — Leipzig.
SW. Krausenstr. 42. Brüderstr. 21.
Hugo Engel.

Druck von J. C. Fischer & Comp. Wien.

Vorwort.

Unterwegs aufgelesen und in einem Buche gesammelt, biete ich abermals Schilderungen meiner Fahrten und Erlebnisse, wie ich dies schon in einem früheren Buche: „Meine Sonntage" gethan, mit dem ich mir manchen Leser zum lieben Freunde gemacht habe. Meine Fahrten, die sich in den „Sonntagen" fast nur innerhalb der Grenzen des österreichischen Hochlandes bewegten, haben sich seither erweitert, wenn sie sich auch jetzt noch nicht auf wildfremde und exotische Zonen erstrecken. Wanderlustig, wie ich allezeit in der Heimat und Fremde war, habe ich, was ich an Landschaften schön und herrlich, und was ich bei Begegnungen mit Menschen interessant und charakteristisch fand, in getreuen Bildern abzuschildern versucht. Wenn mir dies bei dem einen und andern Bilde gelang, so ist dies gewiß nur dem klaren Blicke, mit dem ich die Dinge und Menschen ansah, und der Einfachheit, mit der ich sie aufzeichnete, zu danken. Ich darf vielleicht für meine Schilderungen noch den kleinen Vorzug in Anspruch nehmen, daß auf ihnen sozusagen der frische Morgenthau des ersten Eindruckes schimmert und zittert, und daß ich nur ehrlich und rechtschaffen Ergangenes in mein Skizzenbuch einsammelte.

Die Wanderlust steckte Zeitlebens in meinen Beinen und sie wird mich auch, so lange mich diese tragen, bis an das

Ende meiner Tage nicht verlassen. Musik beschleunigt die Schritte und stählt gleichsam die Muskelkraft der Füße; da man mir bei meinen Wanderungen nicht aufspielte, mußte ich in mir selber den rhythmischen Schwung und die richtige Stimmung suchen, und beides meinte ich gefunden zu haben, wenn ich auf meinen Wegen das Geschaute und Erlebte im Geiste zu einem fertigen Bilde abklärte, dessen spätere Reproduction mit der Feder leicht und mühelos war.

Freudig und spontan sind meine Schilderungen entstanden; ihre Eigenart liegt eben darin, daß ich mich nicht abquälte, recht schön und im getragenen Pathos zu schreiben, und daß ich nicht mehr gab, als ich zu bieten vermochte. Wer Etwas nicht mit kurzen Worten zu loben vermag, dem wird nicht gelingen, das Verdienst seines Lobes mit der längsten Ausführung zu rechtfertigen. Allerdings wird wieder, wer sich breit aus- und in seinen Stoff hineinlegt, leichter fertig als der Kurzangebundene, dem es mehr um die Sache, als um das eigene Behagen bei einer Detail-Ausführung zu thun ist. Meine Weise des lustigen Schaffens unter frischen Eindrücken habe ich den befiederten Sängern abgelernt, die mich mit ihren Liedern auf meinen Morgen- und Abendgängen begleiteten.

Aus dieser Eigenart, die ich aber nie zur Manier entarten ließ, ist mein Buch entstanden; diese Genesis verleugnet sich in keiner Stelle, wie auch nicht die Freude, mit der ich die einzelnen Stücke arbeitete und dann musivisch zu einem Ganzen verband. Wenn diese Freude auch auf die Leser als Empfänger überginge, wäre mein anspruchsloses Buch nicht vergeblich geschrieben, das ich Naturfreunden biete, denen ich, was sie mit eigenen Auge gesehen, zur Nachempfindung in das Gedächtniß zurückrufe.

Es hat mich jedesmal verstimmt und geärgert, wenn ich bei meinen Spaziergängen in der freien Natur auf meinen Wegen zerpflückte Pflanzen und Blumen fand. Als ein Vandalismus

erschien mir, die Natur um ihren schönsten Schmuck zu plündern, daraus wie zum Spiele einen Strauß zu binden, und diesen dann brutal zu zerstören und auf die Wege hinzuwerfen. Da ich selber die Natur nicht als Plünderbeute betrachtete, sondern sie vielmehr in ihrer Pracht und Herrlichkeit unangetastet ließ und nur ihr Conterfei in einigen Bildern zu einem Strauße einsammelte, möchte ich auch nicht, daß man mit diesen in so roher Weise verführe und daß ich diese Bilder als Blumenleichen auf meinen Wegen fände. Ein so trauriges Ende müßte ihnen, für die ich die besten Stunden meines Lebens einsetzte erspart bleiben.

Wien, im März 1884.

Johannes Nordmann.

Inhaltsverzeichniß.

Vom Attersee.

Im Juli 1871.

Der „fünfwelttheilige, achtzehnjährige“ Schiffskapitän, wie wir den Besitzer von Weißenbach am Attersee, Herrn Aeg., scherzweise nennen, weil er sich nämlich vom Schiffsjungen aufwärts bis zur selbstständigen Führung eines Kauffahrers achtzehn Jahre auf allen Meeren unseres Planeten herumgetrieben, ist unbestreitbar Einer der glücklichsten Sterblichen unter der Sonne. Wäre auch nichts Anderes sein Eigen, als das Landhaus mit der sinnigen Aufschrift: „Nil intret mali“, das er sich an die herrlichste Stelle hingepflanzt hat und von dem er den See auf und nieder und das Gebirge ringsum beherrscht, er wäre schon deßhalb überaus zu beneiden. Er ist aber sonst noch mit jenen Gütern gesegnet, die uns das Leben des Daseins werth erscheinen lassen. In der Vollkraft der Gesundheit ist ihm gestattet, auf eigenem Revier die bewaldeten Hänge und Felsschroffen bis zum Schafberg abzusteigen, um nach Hirsch und Gemse, nach Auerhahn und Schildhahn zu jagen. Abgesehen von diesem Sport, der Leib und Seele frisch und freudig erhält, hat er in dem erwähnten Hause in geschmackvoller Weise und Ordnung aufgestellt, was er auf seinen Fahrten nach allen Windrichtungen emsig eingesammelt, und jeder Raum dieses Hauses ist sozusagen ein Museum der kunstreichsten und seltsamsten Werthgegenstände, wie man sie nicht leicht wieder in so verschwenderischer Anzahl beisammen finden dürfte. Jedes Einrichtungsstück, auf dem diese

Schätze zur Schau liegen, und jeder Schrein, in dem sie hinter Schloß und Riegel die Neugier des Kenners verlocken, trägt die unleugbaren Merkmale einer längstvergangenen, meisterhaften Technik; und das Auge, wohin es immer blickt, wird froh dieser prächtigen Genüsse.

Der Mann, der sich diesen zauberhaften Winkel der Erde für seine Sommersiesta ausgesucht, hat sich vielleicht eine Ruthe angebunden, indem er noch Gasthof und Post in Weißenbach ankaufte und vorläufig selber betreibt. Einheimische und fremde Reisende aber werden den Vortheil davon haben; denn fortan hat, was die längste Zeit ein frommer Wunsch geblieben, der Attersee eine behagliche Herberge im comfortablen Styl der großen Schweizer Wirthschaften, die zu einer dauernden Rast einladet.

Die vorstehende Schilderung aus einer halbvergangenen Zeit muß leider auf ein richtiges und traurigeres Maß zurückgeführt werden. Der vielbeneidete Mann ist mittlerweile und namentlich seit dem Jahre 1873 ruinirt und ein armer Teufel geworden, der in manchen Stücken das Schicksal des „Timon von Athen" theilt. Sein Besitzthum ist nunmehr in fremden Händen.

Der südliche Ausgang des von mächtigen Gebirgen umrahmten Attersees ist so recht ein Knotenpunkt, von dem aus die schönsten Excursionen im österreichischen Hochlande unternommen werden können. Sichere Kielboote, statt der früheren etwas gefährlichen „Seelentränker" oder auch ein elegant gebautes und eingerichtetes Dampfschiff, das eine zweimalige Fahrt über den ganzen See macht und hier eine Haltstelle hat, bringen rasch nach Unterach hinüber. Von dort geht es durch eine schattige Thalenge hinaus zum Mond- und von diesem wieder zum Wolfgang-See, dem Zielpunkte für die Schafbergbesteiger. Wer dem österreichischen Rigi, der die Aus- und Fernsicht auf dreizehn Seen und über die langgestreckte Gebirgskette vom

Dachstein bis zum Glockner und Wiesbachhorn vermittelt, auf näherem Wege auf den Scheitel steigen will, der kann, falls er gangtüchtig und nicht kopfscheu, auch vom Atter- und Mondsee weg zur Höhe hinan, von der schon die Flagge weithin anzeigt, daß trotz des Schnees, der noch in den Runsen und auf den Rippenstücken des Berges liegt, bereits Atzung und Lager zu finden ist.

Ein minder beschwerlicher, aber gleichfalls überaus lohnender Aufstieg über die zu zwei Dritteln bewaldete und nur im letzten Jochende felsenzerklüftete Anhöhe des Höllengebirges bringt unweit von Weißenbach nach etwa fünf Stunden aus dem Attergau hinüber zu den reizenden Langbath-Seen und von diesen hinaus nach Ebensee und an den wunderbaren Traunsee. Tausend Wege führen sprichwörtlich nach Rom, und hundert Wege und Gangsteige führen auch von dort zu den zahllosen Naturwundern des Kammergutes. Man muß aber nicht etwa wie die Ueberbringer der Adresse auf ihrer Römerfahrt für den „unfehlbaren" Papst mit dritthalb Centnern christkatholischer Unterschriften belastet sein, sondern leichtes Gepäck haben, um mit Erfolg und con amore alle diese seligen Zauberwinkel abzugehen. Und ferners und hauptsächlich muß man besseres Wetter haben, als dessen ich mich jüngst im Attergau erfreuen konnte. Wie kein anderer oberösterreichischer See ist der Attersee auf den Sonnenglanz, welcher in Myriaden Lichtern auf seinen Wellen funkelt und glitzert, angewiesen; denn dann gewinnt er sein Charakter-Merkmal des blauen Wasserspiegels der italienischen Seen, mit dem er beim ersten Anblick zu längerem Verweilen an seinen Ufern verlockt.

Durch eine nicht allzu fernab liegende Eisenbahn-Station und durch einen regeren Postverkehr ist dieses Prachtjuwel dem Touristenzuge erschlossen worden, während sein Werth früher nur von Jenen erkannt war, welche aus der Vogelperspective des Schafberges auf den See niederblickten. Kein Jahrzehnt

dürfte in das Land gehen, und der Attersee, welcher stets, namentlich in das offene Land hinaus, mit großen Gruppen- und isolirten Ansiedlungen geschmückt und belebt war, wird reichlich mit Villegiaturen an jeder Stelle bedeckt sein. Sein Ruhm, der bis jetzt nur von einer kleinen Gemeinde, die für ihn schwärmte, verbreitet war, wird dann hoffentlich auch seinen Weg in den „rothen Bädeker“ machen, vor dem er noch nicht die rechte Gnade gefunden hatte.

P. S. Ich ambitionire nicht den Ruhm eines Propheten; wahr und richtig aber bleibt dennoch, daß in Erfüllung gegangen ist, was als frommer Wunsch am Schlusse meiner Schilderung accentuirt wurde.

Madonna d'Oropa.

Im Juli 1872.

Cavour nannte mit Vorliebe die Fabriksstadt Biella in Piemont ein kleines Manchester von Italien, und die Einwohner dieses Städtchens schwelgen noch heute an der Bezeichnung des berühmten Staatsmannes. Nicht unverdient, sondern überaus zutreffend ist diese Bezeichnung. Als ein Dogma, an dem aber nicht wie an der päpstlichen Infalibilität gerüttelt wird, gilt allgemein, daß der Piemontese der tüchtigste und fleißigste Arbeiter in Italien ist. Dieses Lob wird dadurch nicht geringer, daß man ihn als gutmüthig lustige Person auf den Volksbühnen dem Gelächter der Menge preisgibt.

Was von dem Piemontesen im Allgemeinen, das gilt von dem Biellesen in ganz besonderer Weise; er ist sozusagen das Muster, das wie einem Waarenbündel dem ganzen Lande Piemont außen aufgebunden ist. In der ganzen unteren Stadt Biella führt die Maschine das geräuschvolle, große Wort, und das Flüßchen Cervo ist ihr weit in das Adorno-Thal hinein dienst-

bar gemacht. Auch in der recht anmuthig auf der Bergabdachung gelagerten oberen Stadt machen sich imposante Fabriksgebäude zwischen Palästen und Villen breit und beziehen ihre Triebkraft durch Motoren aus dem in der Tiefe rauschenden Cervo.

Von dem Eisenbahnstrange, der sich von Mailand über Novara und Vercelli gegen Turin zieht zweigt oberhalb der letzteren Station bei Santja ein Schienenweg ab, der nach einstündiger Fahrt bis Biella bringt. Die Fabrikanten dieser Stadt haben auf ihre Kosten diese Flügelbahn hergestellt.

An den letzten Ausläufern des Monte Rosa, und zwar am Fuße und auf den Abhängen des Mucrone, liegt das rührig betriebsame Biella; von der höheren Stadt noch weit hinauf und bis auf eine Höhe von 3000 Fuß über See lagern kleine Ortschaften, nicht zu sprechen von den unzähligen Cascinen, die auf allen Höhen ringsum verstreut sind. An diesen Häusergruppen vorbei und zwischen Kastanienbäumen bester Sorte geht es auf wohlgebahnter Straße zur Madonna d'Oropa, einem reichen und geräumigen Hospiz, von dem der Blick in südöstlicher Richtung weithin die Ebene und gegen Norden das Hügelland beherrscht, das sich als äußerer Rahmen um den Lago Maggiore und um den Varese-See spannt. Um von dem Größenumfange dieses Klosterhospizes oder Wallfahrtsortes einen Begriff zu geben, sei nur erwähnt, daß darin gleichzeitig dreitausend Leute beherbergt werden können. Nach seiner ursprünglichen Anlage dazu bestimmt, den nach Rom ziehenden Pilgern zur weiteren Wanderung die nöthige Rast zu gewähren, hält es noch heute an dem humanen Brauche, einem jeden den Klosterfrieden Betretenden durch neun volle Tage Obdach zu geben. Nicht etwa auf dürftiges Stroh werden die Gäste des Klosters gebettet, sondern in geräumigen Schlafsälen, in einzelnen Zellen und in schmucken, aus zwei bis drei Zimmern bestehenden Wohnungen untergebracht. Mir selber wurde zum Riposo auf Empfehlung eines Patriziers der Stadt

von dem Prior eine Reihe von Gemächern eingeräumt, in denen sich noch länger als neun Tage behaglich leben ließe.

Mir war vor Allem darum zu thun, die Dormitorien für die ärmeren Besucher dieses Hospizes zu besichtigen, und bei diesem Besuche überzeugte ich mich, daß es die Klosterverwaltung nicht an der besten Sorgfalt und Reinlichkeit fehlen läßt. Die Schlafstellen, inbegriffen die sauberste Bettwäsche, sind vorzüglich und nicht in solcher Anzahl gehäuft, um den Raum zu beschränken; für Luft und Licht ist in ausgiebigster Weise gesorgt.

Geradezu behaglich, wie schon erwähnt, ist für die „distinguirten" Besucher vorgesehen, und es werden ihnen Wohnräume zugewiesen, in denen sie es bis auf die Küche wie „zu Hause" bequem haben. Uebrigens ist auch den „einspännig" Unbeweibten oder die ein freiwilliges Junggesellenthum improvisiren wollen, volle Rechnung getragen, daß sie nicht verhungern und verdursten. Zwei elegante Restaurants garantiren für die beste und reichlichste Atzung; der arme Teufel wieder findet mehrere Garküchen, in denen er für einige Soldi seinen irdischen Bedürfnissen genügen kann.

Man wird vielleicht fragen, wie das Klosterhospiz der Madonna d'Oropa in den Stand gesetzt sei, die Kosten für Gratisherbergen in so großem Styl zu bestreiten. Die Antwort ist in dem Reichthum des Klosters zu suchen, der von lange her datirt und im Laufe der Zeiten durch Stiftungen und Vermächtnisse gesteigert wurde. Die italienische Regierung hat zu wiederholtenmalen bei dem Hospiz einen bedeutenden „Pump" gemacht. Was jetzt diesem Wallfahrtsorte durch milde Gaben, die von den Besuchern für die Beherbergung geleistet werden, zufließt, kommt dem Baucapital zu statten, das für eine neue große Kirche verwendet werden soll. Das Modell dieser Kirche, das allein 10.000 Lire kostete, wurde mir gezeigt; ohne die Nothwendigkeit dieses Neubaues einzusehen, der schwere Summen kosten wird, kann ich die stattliche Architektur nur loben.

Selbstverständlich hatte ich auch der schwarzen Mutter Gottes, für die man einen neuen Palast bauen will, einen Besuch zu machen. „Nigra sed formosa!“ heißt sie schon in der ältesten Klosterchronik. Die „in der Trauer gehen“, mögen für schwarze Schönheiten schwärmen; ich aber dächte, die römisch-katholische Kirche habe mit dem in der Farbe chamäleonartig nuancirten Mariencultus förmlich ein frevelndes Spiel getrieben. Wir wissen aus den Berichten der Afrika-Reisenden und Missionäre, daß die Negerweiber zumeist durch grellen Schmuck, namentlich aber durch bunte Glasperlen zu gewinnen sind, und diese selbst gegen Goldstaub einhandeln. Um die Gunst der schwarzen Madonna d'Oropa wurde nicht von Wilden der Terra incognita, sondern von den zahmen Gläubigern der civilisirten Welt auf ähnliche, nur etwas kostspieligere Weise geworben. Der Schmuck aus Perlen und Edelsteinen, aus Gold und Silber, mit dem sie behängt ist, muß nach der beiläufigen und traditionellen Schätzung von Laien über eine halbe Million Lire werth sein. Die Sicherheit verlangt es, daß die Trägerin von so kostbaren todten Schätzen fest „hinter Schloß und Riegel“ verwahrt wird. Das ist auch der Fall, und es sind vor den Capellenraum, in dem sich kaum vier Menschen bewegen können, schwere Eisengitter gelegt. Ein Geistlicher sang bei meinem Kirchenbesuche, secundirt von einem schreihälsigen Jungen innerhalb und einem näselnden Weibe außerhalb der Vergitterung, vor der schwarzen Madonna eine von Lobeshyperbeln überschwängliche Litanei ab, die er sofort für einen Moment unterbrach, um mir die wuchtige Eisenthüre zu öffnen. Da ich meines Zeichens nicht Juwelier oder „beeideter Schätzmeister“ in Werthsachen bin, hatte ich nicht den neugierigen Gewinn und Vortheil von einem so nahen tête-à-tête, und ich vernahm nur deutlicher die im emphatischen Style des Hohen Liedes phrasirten Epitheta, mit denen eine volle Stunde der „Mutter Gottes“ der Hof gemacht wurde.

Ich gestehe frei und offen, daß mir durch diese monoton einschläfernde Litanei nicht jene Frömmigkeit vermittelt wurde, wie man sie von den Strenggläubigen verlangt; außen vor der Kirche aber fand ich die Andacht des Geistes und Herzens. An dem Bergbache, der in Cascadensätzen von den Höhen des Mucrone zu Thal stürmt, ging ich in der gehobensten Stimmung eine lange Wegstrecke, bis mir an einem Felsencircus, wo man bereits die Steine für den künftigen Klosterbau bricht, Halt geboten wurde.

Dieser stürmische Wildbach ist nicht das einzige Wasser, das aus dem Felsengerüste des Mucrone rauscht; allseitig und wohin immer man den Fuß setze, gurgelt und sprudelt es von Bächen und Quellen, die zur Verstärkung des Fabriken treibenden Cervo thalwärts gehen. Kein Wunder also, daß dieser Wasserreichthum auch noch in anderer Weise ausgebeutet wurde. Drei große hydropathische Anstalten liegen auf dem Wege zum Hospiz; die höchstgelegene, die rings von Alpenrosen umblüht ist, steht unter der Leitung eines Schülers und Verehrers von Prießnitz und erfreut sich auch im Winter, der in Piemont wahrlich nicht milde auftritt, eines zahlreichen Zuspruches von Curgästen aus aller Herren Ländern.

Da ich schon bei einem vorjährigen kurzen Aufenthalte in Biella zwei dieser Wasserheil-Anstalten besichtigt hatte, unterließ ich diesmal einen Besuch. Es reizte mich ferner nicht, dem berüchtigten bonapartistischen Minister Ollivier, der eine halbe Stunde von Biella haust, eine Visite zu machen, obgleich die Versuchung nicht gering war, weil mir der Weg dahin in Gesellschaft der schönsten Dame sozusagen mit Rosen bestreut gewesen wäre. Ich zog vor, bei einer alten Freundin einzusprechen, welche als die reichste Frau in Piemont gilt, nebst den größten Fabriken den prächtigsten Palast hat, trotzdem aber in bäuerischer Kleidung mit eigenen Händen ihr Feld bebaut. Wie eine Weltweise sprich dieser Cincinnatus im Unterrocke; der Finanzminister Sella, der

mit seinem Bruder gemeinsam in Biella Fabriken treibt, schwört „Stein und Bein" auf ihr Urtheil über die gewichtigsten Fragen, und sie hat die köstlichsten Weine in ihrem Keller, was für einen Christenmenschen ohne Portefeuille auch nicht zu verachten ist

---

Vom Lago Maggiore.

Mailand, im Juni 1872.

Ich komme soeben von dem Lago Maggiore und von den darin verstreuten Perlen, den Borromeischen Inseln, zurück. Zwanzig Jahre und darüber sind verstrichen, und meine beste Jugendzeit liegt dazwischen, seitdem ich vor diesen seligen Inseln in Stresa eine längere Siesta genommen hatte, den See in allen Richtungen abgefahren war und vom Monte Motterone aus die Pracht und Herrlichkeit, die auf Meilen hinaus in seinem Umkreise liegt, mit verzückter Bewunderung überschaut hatte.

„Grau ist mein Haar geworden, doch jung geblieben mein Herz", das erkannte ich zu meiner vollsten Befriedigung; denn alle die Zauber und Wunder der Natur, die hier wie nirgends so verschwenderisch im reichsten Blüthenschmucke ausgebreitet sind, wirkten auf mich wie auf den zwanzigjährigen Menschen von damals.

Wie hat sich der Lago Maggiore oder vielmehr der Rahmen dieses Seespiegels in wenigen Jahren geändert! Als ich das letzte Mal hier war, nahm ein kleines, bescheidenes Albergo in Stresa die Gäste auf; nun bilden die Folie des Sees hier und weit hinauf bis Magadino und hinab bis Sesto Calende die prächtigsten Hotels zur Bewirthung der Fremden, und die reizendsten Villen lugen überall zwischen den Bäumen und aus dem Weinlaube hervor.

„Humilibus!" Das ist die von einem heilig gesprochenen Mitgliede der Familie übernommene Devise der Borromei, die

man, so weit ihre Besitzthümer reichen, in Stein eingegraben findet. Den demüthigen Inhalt dieses Wortes straft aber Alles, was sie an und in den See gebaut, und namentlich die Isola Bella Lügen, mit deren künstlerischem Ausschmucke man noch die Zauber der Natur überbieten wollte, die wahrlich in dem wunderbaren Seewinkel, der sich zwischen Stresa und Pallanza gegen den Simplon hineinzieht, schon das Höchste geleistet hat.

Wahrscheinlich wollte man dem Spruche: „Wer sich erniedrigt, der wird erhöht“, einen entsprechenden Ausdruck geben, indem man dem Carlo Borromeo zwischen Meina und Arona ein weithin sichtbares, mit der Stirnseite gegen Mailand gewendetes Standbild errichtete, das mit dem Sockel eine Höhe von nicht weniger als 100 Fuß hat, und in dem man über Außenleitern durch die Falten des Gewandes, in denen freilich zahlreiche Fledermäuse nisten, in den Kopf emporsteigen kann, in welchem für drei Personen Raum ist. Ich hatte nicht den frommen Ehrgeiz, durch die Augen eines Heiligen in die Welt zu schauen, denn am Lago Maggiore ist jede Stelle, wo immer man Fuß faßt, das herrlichste Luginsland.

Ich weiß nicht genau, ob dem Heiligen Carlo oder einem andern Vorfahren der Borromei zu danken ist, daß der jetzige Stammhalter dieser Familie, welcher derzeit auf der Isola Bella residirt, wieder in den Fruchtgenuß eines Vermächtnisses eintrat, das durch eine lange, aber fest normirte Zeit frommen Zwecken gewidmet war. Dadurch ist der Fürst, der früher sozusagen einzig und allein auf die Domäne eines berühmten Namens gesetzt war, nach vielen mageren Jahren in die Lage gekommen, standesgemäß zu leben. Es kommt allerdings den Fremden zu statten, die auf den Inseln vergleichende Studien mit ihrem Murray oder Bädeker anstellen wollen, daß sie gegen ein mäßiges „Trinkgeld“ das Innere des Schlosses und die Parkanlagen ablaufen dürfen. Dennoch kann ich nicht recht begreifen, wie man sich die ganze Saison hindurch seinen Hausfrieden von den Fremden-

Karawanen, welche die Dampfboote und Barken auf die Inseln schicken, stören zu lassen die Großmuth hat, wenn nicht etwa dieses „Servitut“ von alten Zeiten her mit dem Besitzthume dieses Paradieses verbunden ist. Geradezu beklagenswerth kam mir die Tochter des Fürsten vor, die während meines kurzen Aufenthaltes auf der Isola Bella jeden Augenblick von einem neuen Fremdenschwarme, der durch alle Räume stürmte, im Klavier-Unterrichte beunruhigt wurde. Wenn sie keine Virtuosin wird, ist es wahrlich nicht ihre Schuld, sondern die des Herrn Papa, der es jetzt „Gott sei Dank, nicht mehr nöthig hätte“, seine Laren vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht durch Fremde alarmiren zu lassen, und deren Besuch auf einen bestimmten Zeitabschnitt einschränken könnte. Es ist nicht so unerläßlich, daß jeder Seifensieder aus Windsor, der sich auf den Lord hinausspielt, sich mit einem Franc das Recht erkaufen kann, seine langgestreckten Töchter durch alle Prachtgemächer zu schleifen, die es höchlich interessiren mag, daß die Herzogin von Kent, die Mutter der jetzigen Königin von England, wie im Murray Schwarz auf Weiß steht und von dem Cicerone bestätigt wird, in einem bestimmten Bette geschlafen hat. Mich interessirte selbst nicht eine andere Lagerstätte, auf der Napoleon I. die Nacht zwei Tage vor der Schlacht von Marengo zugebracht hat. Ich habe nicht wie andere Leute den schweifwedelnden Respect vor den werdenden und gewordenen Majestäten; mir imponirt bis zur Ehrerbietung nur die Majestät der Natur, und diese fand ich nirgends in so bewältigender Größe und in so liebreizender Erhabenheit, wie auf dem Lago Maggiore.

Im Park-Ausgange der Isola Bella, neben den Souterrain-Grotten der Terrassen, zeigte man auch den Lorbeerbaum, in dessen Rinde der erste Bonaparte, der bekanntlich so ungezogen wie ein Schuljunge war und überall an den Möbelstücken mit dem Federmesser herumschnitzelte, das Wort „Bataille“ schnitt. Dieser Lorbeer ist gänzlich abgestorben und entrindet, und es

blieb davon nur mehr ein morscher Stumpf. Von dem prahlenden Worte des corsischen Helden ist nicht die Spur eines Buchstabens übrig, und der Gärtner, der die Fremden orientirt, findet heute nicht mehr der Mühe werth, dieser historischen Reminiscenz an eine Dynastie, die mit dem Besiegten von Sedan ein so klägliches Ende erlebte, zu erwähnen.

Der wäre der Glücklichste der Sterblichen, der sein Leben lang, wenn auch nicht in so prächtigen Palästen wie die Borromei, sondern in dem kleinsten, weinumrankten Hause am Lago Maggiore verleben könnte. Mir ist das Los nicht so günstig gefallen, doch bin ich schon für den Tropfen Seligkeit dankbar, den mir der Aufenthalt eines einzigen Tages an diesem mit der Schönheit reich begnadeten See gewährte.

Von einem Photographen.

Wien, im Juli 1872.

Nach meiner letzten kurzen Fahrt durch einen Theil von Oberitalien hielt ich durch mehrere Tage eine Siesta im Pusterthale und nahm mein Standquartier bei der Frau Emma in Niederdorf, das so recht der Kern- und Knotenpunkt für die schönsten Ausflüge in dem herrlichen Lande Tirol ist.

Selbstverständlich lockte es mich wie jeden Andern, der die zauberhaften Dolomiten in das reizende Pusterthal hereinragen sieht, schon am Tage nach meiner Ankunft, eine Wanderung in das Ampezzaner-Thal zu machen. Die Nebel, mit denen am frühen Morgen alle Höhen umzogen waren, schienen dem Unternehmen nicht besonders günstig; dennoch versuchte ich auch diesmal wieder mein gutes Glück, das mich selten bei Bergfahrten verläßt, und es erprobte sich nach wenigen Stunden glänzend.

Ich lasse meine Wanderung über Landro und Schluderbach nach Cortina unbeschrieben und erzähle lieber von einem Ori-

ginal-Menschen, dessen Bekanntschaft ich in Niederdorf machte.

„Das Atelier des Photographen Kofler müssen Sie besuchen!“ drangen wiederholt Freunde in mich, so daß ich mich zu diesem Künstlerbesuche bereit erklärte. Ich habe all die Tage meines Lebens in verschiedenen Städten zahlreiche und die interessantesten Werkstätten von bildenden Künstlern aufgesucht; das Studio des Photographen Kofler in Niederdorf übertraf weitaus Alles, was ich bisher in dieser Richtung gesehen hatte.

Ein ehemaliges Pflanzen-Kalthaus oder vielmehr ein Glaskasten, angeklebt an der Ostseite des Postwirthshauses, ist das Atelier dieses Schwarzkünstlers von Gnaden des Sonnenlichtes. Durch eine schmale Bretterthüre, unzugänglich für einen halbwegs Beleibten und unter der sich ein Mittelgroßer noch tief zu bücken hat, gelangt man in einen Raum, der kaum eine Klafter im Gevierte hält, aber vollgepfropft ist mit Gerümpel der kunterbuntesten Art. Eine prächtige, große Angora-Katze, für die allenfalls diese Behausung genügt hätte, ergriff bei meinem Eintritte die Flucht. Als ein Meisterstück der raffinirtesten Anordnung mußte erkannt werden, wie Vieles und Mannigfaltiges der Mann in so beschränktem Raume untergebracht hatte. Zur Rechten stand ein Harmonium ältester Factur, darüber auf Gestellen bis an die Decke Flaschen und Fläschchen von allen Dimensionen und gefüllt mit unheimlichen Flüssigkeiten. Die Hälfte der Mittelwand nahm ein Schrank ein, gleichfalls überhöht mit Gestellen für eine ziemlich reichhaltige Bibliothek; die andere Hälfte bildete einen Vorsprung, der als Dunkelkammer diente. Zur Linken verhüllte ein Vorhang die sonstigen Geheimnisse dieses Laboratoriums. Bei einer unvorsichtigen Bewegung, die ich machte, erklangen die Töne einer Harfe, die dahinter stand; und nun holte der Insasse noch einen Holzkasten mit Glasdecke hervor, in dem er eine Aeskulap-Schlange fütterte.

„Ihr Schlafzimmer haben Sie im Postwirthshause?“ fragte ich.

„Nein, auch hier!“ erwiderte dieser neue Diogenes, und zog dabei eine nicht drei Schuh lange Schublade im Mittelschranke heraus, die mit Bettzeug gefüllt war.

„Sie schlafen doch nicht auf dem Lehmboden?“

„Nein, in der Schublade.“

Auf diese mir unerwartete Antwort besah ich mir den Mann näher, der ein solches Kunststück zuwege brachte. Er ist allerdings etwas klein, doch nicht so zwergenhaft kurz ausgefallen, muß also jedenfalls entweder die Beine zur Brusthöhle anziehen oder sie über die Kanten der Lade hinausstrecken, um den Schlaf in einem solchen Bette fertig zu kriegen. Nach seiner Aussage zieht er Ersteres vor und behauptet, recht behaglich zu ruhen.

In der beschriebenen Wohnung bringt der Photograph Kofler Winter und Sommer zu. Seine Fahrten durch das Land zum Behufe landschaftlicher Aufnahmen, die nicht etwa stümperhaft, sondern vielmehr recht gelungen sind, macht er in einem Wägelchen, das nach seiner Angabe construirt wurde, und das er mittels Hebelkraft ursprünglich eigenfüßig in Bewegung setzte. Das ging wohl auf ebenem Wege, bergan aber hatte es seinen Haken; er schaffte sich daher als Hilfskraft einen Esel an, der bei der Frau Emma in Kost und Wohnung steht.

Herr Kofler ist ein ganz gescheites und nach vielen Richtungen hin ein wohl unterrichtetes Kerlchen, ist aber Spiritist und glaubt steif und fest an Geister, die ihm, wie er behauptet, während seiner Fahrten Gesellschaft leisten und ihn auch in seinem Atelier aufsuchen. Da half keine Widerrede von meiner Seite. „Ich begreife“, brach er kurz ab, „daß die Meisten nicht daran glauben; für mich existiren sie, und ich fürchte sie nicht, denn sie sind meine guten Freunde.“

Sein Marterlager in der Schublade erklärt zum Theile diesen Spiritismus, der vielleicht noch das Resultat der unzureichenden Ernährung dieses originellen Menschen ist, zu der ihn nicht etwa die Noth zwingt, sondern freie Wahl bestimmt.

Er nährt sich auf seinen Fahrten oft tagelang nur von Kaffee. Sein Schaffen hat keinen goldenen Boden, doch wirft es ab; seine Arbeiten sind gesucht und werden gerne gekauft. Nebenbei sei noch erwähnt, was ihm alle Ehre macht: daß er seine armen Eltern, so lange sie am Leben waren, reichlich unterstützte, und sich den „Bissen vom Munde absparte", um es den alten Leuten gut geschehen zu lassen.

Den hier erzählten Atelierbesuch machte ich, nachdem ich mir ein Pompeji im Pusterthale besehen hatte. Auf der Toblacher-Höhe, wo die nächste Station der nach Kärnten führenden Pusterthaler-Bahn ist, und wo sich die Wasser der Drau und Rienz scheiden, geht es in südlicher Richtung auf der bestgebahnten Straße in das Dolomiten-Gebiet des Ampezzaner Thales hinein. In entgegengesetzter, also in der nördlichen Richtung schneidet ein Thalboden ein, aus dem nicht besonders hastigen Eifers der Sylvesterbach zur Rienz geht. Nach einer kaum halbstündigen Wanderung in diesem Thaleingange kommt man zu der Ortschaft Wahlen, die sich nun auf einem erhöhten Standpunkte hingelagert hat.

Die Noth verlangte gebieterisch diese Anlage, denn von der alten Ortschaft ragen nur mehr einzelne Giebel und Mauern zu beiden Seiten des Baches aus dem Schutte hervor. Ein Muhrgang, der aus den Tiefen des Thales kam, und den der sonst so friedliche Sylvesterbach auf seiner Zerstörungsbahn unterstützen mußte, begrub den alten Ort Wahlen in Schlamm und Trümmern. Riesige Steinblöcke und die erwähnten Häuserrudera, die man unter Weidengestrüppe und üppig wuchernden Unkraut aufragen sieht, bezeichnen den zerstörenden Weg, den die aus allen Bergrunsen verstärkte Schlamm-Muhre hinaus in das Pusterthal machte. Nachgrabungen in diesem Gebirgs-Pompeji würden sich wahrlich nicht lohnen; das nackte Leben, das bei solchen Elementar-Katastrophen gerettet werden kann, hat den höchsten Preis. Die Einrichtungen der Häuser haben einen pri-

mitiven Charakter, und es wäre bei einer Nachgrabung nichts Eigenartiges und culturhistorisch Interessantes aufzuwühlen. Das Unglück hat diese Stätte für das Mitleid nachkommender Geschlechter stigmatisirt; sie böte aber noch ein künstlerisches Interesse, wenn nämlich der tüchtige Maler darüber käme, diesen verschütteten Ort als fesselndes Bild darzustellen; die landschaftlichen Reize sind dafür reichlich vorhanden.

Von einem ähnlichen Schicksale wie Wahlen wäre Toblach selber bedroht, wenn es nach dem Sinne eines alten Sprüchleins ginge, das da lautet: „Reichen die Muhrgänge bis an die Spitze des Horn, dann ist Toblach und Wahlen verlor'n." Das Wasser, das mit dem Sylvesterbache turbulent oder „im Tobel" zusammenläuft, heißt die Tobelache und kommt von dem Pfannhorn, wo an abschüssigen Gängen die unheimlichen Muhren reif werden. Ein Theil des Sprüchleins ist in Erfüllung gegangen; bei allen sonstigen Vorurtheilen, mit denen die Leute im Gebirge überhaupt wie mit einem Aussatze behaftet sind, leben die Toblacher, durch die verheerenden Natur-Ereignisse ungewarnt, der freigeistigen Zuversicht, daß ihnen nicht das nämliche Schicksal wie denen in Wahlen widerfahren werde. Vielleicht sehen sie in dem 3910 Fuß über der Seehöhe errichteten Riesenkreuze einen verläßlichen Schutz und Schirm, mit welchem Aberglauben freilich jene Zuversicht wettgemacht würde.

Das Obersulzbach-Thal.

Im October 1867.

Nach einer Wanderung aus der Krimmel, dem wegen seiner Wasserfälle von Touristen häufiger besuchten letzten Tauernthale, kommt man über die Ortschaft Wald hinaus in das östlich durch den Schuttdamm, welchen der Dürrenbach aus dem Radstädter-Schiefer abgesetzt hat, begrenzte „Rosenthal".

Bei der Schmiede, an einem kolossalen Felsblocke, dem sogenannten „Teufelstein“, wenden wir den Blick nach Süden, und es eröffnet sich vor uns das Doppelthor der beiden Sulzbachthäler, welche durch den bewaldeten „Mitterkopf“ getrennt sind. Ueber der Schmiede steht ein Wirthshaus und über diesem ragen die Ruinen der Hieburg auf. Die Sage erzählt, die Hieburger hätten mit den Friedburgern, die jenseits der Salzach, auf dem „Rabenkopfe“ hausten, in Fehde gelebt. Nachdem Diether von Friedburg Alles vergeblich aufgeboten, um die Hieburg zu brechen, suchte er schließlich um den Preis seiner Seele Hilfe beim Teufel. Der versprach sie auch, flog in das Obersulzbach-Thal hinein und mit dem mächtigsten Felsblocke, den er im Hintergrunde von den Gneißwänden gerissen, wieder heraus, um die Hieburg zu zerschmettern. Als er über das „Rosenthal“ hinfuhr, ertönte das Betglöcklein der Hieburg, da entfiel ihm der Block an der Stelle, wo er noch heute liegt.

So der Köhlerglaube; die Wissenschaft aber erklärt und bestimmt den Felskoloß, auf dem sich der Schmied sogar einen Garten hergerichtet hat, als einen erratischen Block, der mit dem Wanderzuge einer Moräne, oder auch durch eine Schlammflut getragen, seinen Weg von dem Gletscherstrome im Hintergrunde bis zum Thalausgange gefunden hat.

Dieser erratische Block ist gleich anderen „Findlingen“ im Pinzgau, wie die Bauern dieses Thalgebietes, nicht zu weit von seiner Heimat weggekommen. Ein anderes ist es mit den Findlingen, die fern von den Bergen draußen in der Ebene gleichsam heimatlos angetroffen werden, und deren Herkunft eine lange Zeit durch die Wissenschaft nicht constatirt war. Nun weiß jeder Geologe schon in den Lehrjahren und erkennt an den Ritzen, Schliffflächen und Streichungslinien solcher Blöcke, daß sie nach den Gesetzen der Gletscherbewegung aus den Thälern hinausgetragen wurden, und von anderen, die fern von Massengebirgen im flachen Lande zerstreut liegen, daß sie durch die

Treibeisgänge der Polarmeere oder durch die Sturmfluten der verschiedenen Diluvial-Epochen in der vorhistorischen Zeit allüberall abgelegt wurden.

Die prächtige Granitschale, welche seit dem Jahre 1827 den Garten vor dem Berliner Museum schmückt, ist aus einem solchen Findling oder erratischen Blocke gemeißelt. Ursprünglich lag er draußen in der Mark auf den Rauenschen Bergen bei Fürstenwalde, war einer der sogenannten „Markgrafensteine“, hielt 95 Fuß im Umfange, ragte 25 Fuß über den Boden hervor, und sein Gewicht betrug 15.000 Centner. Nach der Sage hatte der Teufel auch mit diesem Blocke sein Spiel; er soll ihn auf jene Berge geschleppt, und darin eine Königstochter verschlossen haben: Die Kunst hat diese verzauberte Prinzessin, deren Jammern die „Armen am Geiste“ in stillen Nächten zu vernehmen glaubten, endlich erlöst. Man arbeitete an Ort und Stelle die erwähnte Schale aus dem Groben, und brachte diese, die noch immer 2000 Centner wog, erst auf einer Bohlenbahn an das Spreeufer und von dort auf einem eigens erbauten Kahne nach Berlin.

Ich komme von meiner etwas fernen Abschreitung, zu der mich die Wanderblöcke verleiteten, an das Doppelthor der Sulzbach-Thäler zurück, und dringe in das vom „Mitterkopf“ rechts sich öffnende ein. Wer sich zu einer Wanderung in die beiden Sulzbach-Thäler entschließt, darf sich auf keine heiteren Naturlandschaften und muß sich vielmehr auf alle Greuel der Verwüstung gefaßt machen. Dante's: „Lasciate ogni speranza voi ch'entrate!“ wäre eine passende Aufschrift für diese Thäler. Zwischen den Einsturz drohenden Felswänden, über Steinwüsten geht es an geräuschvoll niedertosenden Wasserfällen vorbei und entgegen dem schauerlichen Gletschereismeere. Ein solcher Thalgang ist nur in den Monaten August und September bei verläßlichem Wetter räthlich. Wer sich im Frühjahre hineinwagen würde, der könnte vom Glücke sagen, wenn er mit heiler Haut herauskäme. Da rasseln die Eisblöcke von den Wänden nieder,

Felskolosse, vom Froste geborsten, rollen mit donnerndem Gepolter zu Thal und zertrümmern bei ihrem Sturze, Lawinen stäuben und wirbeln mit dumpfem Geräusche ab, unterhöhlte Schneebänke brechen zusammen, es knistert und kracht in dem Gletschereise, das hier und dort und allüberall in Spalten und Schründe zerreißt. Für Einen, der eine neue Apokalypse schreiben wollte, wäre die Obersulzbacher-Thalschlucht der passendste Aufenthalt und böte die richtige Scenerie.

Das Obersulzbach-Thal, im Hintergrunde durch den „Heiligengeist-Keeskogel“ und das nördliche Gehänge des „Venediger“ geschlossen, mündet gegenüber von Neukirchen in eine Weitung des Salzachthales, das wiederholt genannte „Rosenthal“ aus, und hat eine Länge von fünf Stunden. Es ist eine Thalschlucht zwischen dem $2^1/_8$ Meilen langen Krimmlerkamme, der von seinem Beginn am „Heiligengeist-Keeskogel“ (10.318 Fuß) bis zum „Federspitz“ (8681 Fuß) die mittlere Höhe von 8830 Fuß einhält, und dem $1^3/_4$ Meilen langen Sulzbach-Kamme, welcher vom „Keeskogel“, einem Trabanten des „Venediger“, von einer Höhe von 10.795 Fuß zu kaum 7000 Fuß am „Mitterkopf“ abfällt.

Das Obersulzbach-Thal baut sich terrassenförmig aus drei Stufen auf. Die erste reicht von der Mündung der Sulzache in die Salzach bis zur Stelle, wo das Thal durch einen links vorspringenden Hügel fast geschlossen erscheint. Bis dahin steigt man durch lichte Tannenwaldung mäßig an, zur Rechten rauschen Bäche sturzweise nieder, darunter der aus einem auf der „Hüttelthalspitze“ (9357 Fuß) liegenden See abfließende Seebach. Nun beginnt eine wilde Thalenge, durch welche die Sulzache scharfen Gefälles tost; unfern der „Weyeralpe“ stürzt sie 300 Fuß tief aus dem Centralgneiß in den Glimmerschiefer. Außer dieser Enge, über die man auf einem am rechten Ufer hochgeführten Saumwege hinwegmuß, an der „Oberfoiskaar-Alpe“ erweitert sich die Schlucht zum freundlicheren „Sulzau-Thale“; und von

dort bis zum Ausgange des Obersulzbach-Gletschers ist die zweite Thalstufe, auf der wir an den Hütten der „Wimmer-“, „Posch-“, „Steiger-“, „Krausen-“ und „Hollaus-Alpe“ vorüber und schließlich bei der „Hoferhütte“ ankommen, in deren Nähe der Gjoadbachfall brausend und schäumend niederstürzt. Die dritte, ganz mit Eis bedeckte Terrasse reicht bis zum Hintergrunde des Thales.

Das Firnfeld des Obersulzbach-Gletschers zieht sich von der westlichen „Schlieferspitze“ über den „Heiligengeist-Keeskogel“, „großen Geiger“ und „Venediger“ bis zum „Keeskogel“ im Osten, und wird durch einen nördlichen Bergvorsprung des „großen Geiger“ in zwei Becken getheilt, von denen das zum Venediger ansteigende den mächtigeren Eisstrom entsendet. Die Thalenge, in die sich die Gletscherzunge vorstreckt, ist durch zwei von dem Krimmler-Kamme und vom „Obersulzbach-Thörl“ sich ablösende Bergvorsprünge gebildet, deren letzterer die „Stierlahner-“ oder „Teufelswand“ heißt.

Um einen Ueberblick des Gletschers zu gewinnen, darf man sich einen zweistündigen Anstieg über die Gneißblöcke der „Stierlahnerwand“ oder über den Keesboden selber bis zur „Kürsingerhütte“ nicht verdrießen lassen. Bei der Gletscherwanderung muß man erst den Bach übersetzen, der aus den Schuttmassen allwärts vordringend sich gesammelt; dann geht es rechts an der Moräne so weit hinan, bis die leicht geneigte Ebene des Gletschers dessen Beschreitung zuläßt, um in südöstlicher Richtung das östliche Gestade zu erreichen. An „Gletschertrichtern“, „-Mühlen“ und „-Tischen“ kommt man vorüber, und endlich erklimmt man vor dem jähen Gletscherabsturze des Venediger-Zuflusses, vor der sogenannten „türkischen Zeltstadt“ den Felsvorsprung, welcher die „Kürsingerhütte“ trägt. Hier nun überschaut man die hochgethürmten, vielfach verschobenen Massen, die Zerklüftungen und Schründe des Gletschers, wo er, wie auch an anderen Vereinigungsstellen seiner Zuflüsse, in Streifen und abertausend Nadeln zerreißt. Ueber die „Zeltstadt“ hinaus be-

herrscht der Blick das gewaltige Eismeer, aus dem der Groß-venediger und die Riesen nebenan emporragen. Die Gesammt-area des Obersulzbach-Gletschers beträgt nach den verdienstlichen Messungen des gletscherkundigen Herrn von Sonklar 104,607.000 W. Qu.-F., dessen totale Länge 19.800 W. F., die größte Breite 15.200 W. F.

In großen Becken und Mulden häuften sich die Schnee-massen vieler Winter in die Tiefe von 200 bis 1000 Fuß. Diese Massen wurden durch eine theilweise Schmelzung um-krystallisirt, der Schnee körnte sich und wurde „Firn". Wieder-holte Schmelzung und Gefrierung buck den Firn zu einem trüb-milchigen, körnig blasigen Eise zusammen, das nachgerade durch die Fortdauer der Infiltration von Wasser, das wieder gefror, in compactes Gletschereis überging. An den Spaltwänden lassen sich, gleich den Jahresringen der Bäume, die einzelnen Schichten und deren vom Staube herrührende Trennungslinien unter-scheiden. Nach unten zu verjüngen sich diese Schichten durch den Druck der auf ihnen lastenden Massen, und wo die untersten auf dem Urgesteine aufliegen, welches das abfließende Wasser nicht durchläßt, vereisen sie sich gänzlich, und es wächst daraus der Gletscher hervor.

Der Gletscher wächst, heißt es im Volksmunde, richtiger ist die wissenschaftliche Ansicht, daß er fließe, und richtig daher auch der Vergleich mit einem Strome. Die Bewegung geht auch wie beim Strome inmitten der Gletschermasse rascher vor sich, während sie an ihren Felsengestaden durch den Reibungswider-stand verzögert wird. Der bekannteste Beweis für die Fort-bewegung der Gletscher ist die Leiter, welche Saussure beim Abstiege vom Col de Géant auf dem Lachaud-Gletscher zurück-ließ, und die 44 Jahre später 12.000 Fuß tiefer im Eise aufgefunden wurde.

Diese Bewegung, die Risse gar nicht in Betracht gezogen, die an der Oberfläche der Gletscher und bis in eine berechenbare

Tiefe durch die starke Zusammenziehung in der Kälte verursacht werden, ist es hauptsächlich, welche, mit den Factoren der verschiedenen Schnelligkeit der einzelnen bewegten Punkte und des Zuges der Schwere an stärker geneigten Stellen, die Spaltung und Zerklüftung und die Zersplitterung der Gletscher in unzählige Eisnadeln bewirkt. Die Längenspalten entstehen dort, wo sich der Gletscher breit ausdehnen kann, Querspalten durch seine Bewegung nach abwärts. Ein warmer Sommer nascht vom Gletscher am Ausgange oft eine Eisschicht von 10 Fuß weg; wird diese nicht durch die nachrückende Masse ersetzt, so sagt man, der Gletscher ziehe sich zurück.

Das imposanteste Zeugniß für die Fortbewegung der Gletscher geben die Moränen, jene Steinblöcke und Trümmer, die von den Uferwänden abstürzend in der Mitte und an den Rändern des Gletscherstromes abwärts ziehen. Wäre der Gletscher eine träge Masse, so müßten diese abgelösten Trümmer an den Stellen des Absturzes sich häufend liegen bleiben; sie vollziehen aber als Steinwälle mit dem wandernden Gletscher gleichfalls ihren Thalgang. Wo aus Seitenthälern neue Zuflüsse zu dem Hauptgletscher hinzutreten, führen auch diese wieder ihre Moränen mit sich. Wo zwei solcher Seitenmoränen zusammentreffen, vereinigen sie sich zu einem neuen Trümmerwalle, der sich in der Mitte des erweiterten Gletschers rascher fortbewegt. Einzelne Moränen wandern bis zum Absturze und Ausgange des Gletschers, wo sie sich dann zu mächtigen, oft 50 bis 100 Fuß hohen Stirnwällen aufthürmen.

Diese Schuttmassen üben einen wesentlichen Einfluß auf das Schmelzen des Gletschereises; ringsum wo sie nicht die Eisunterlage gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen schützen schmilzt es ab; wie auf einem Stiele liegen auf der geschützten Unterlage riesige Steinplatten, sogenannte „Gletschertische“ auf.

Ein anderes ist es mit kleineren Steinen, Sandkörnern, Staubtheilchen, Blättern und Insectenleichen, die auf den Gletscher

fallen. Sie werden stärker als das unter ihnen schmelzende Eis von der Sonne erwärmt; es bilden sich Löcher, in die sie einsinken und dadurch für eine kurze Zeit der Wärmewirkung entzogen werden, bis sie wieder hervortreten und das alte Spiel aufs Neue und immer wieder bis zum Gletscherende an ihnen vollzogen wird.

Die erste Besteigung des Großvenediger wurde durch weiland Erzherzog Johann im Jahre 1828 veranlaßt, und der Revierförster Paul Rohregger, der schon früher, aber vergeblich versucht hatte, vom Untersulzbach-Thale aus dem Riesen auf den Scheitel zu steigen, mit der Führung der Expedition betraut. Die siebzehn Mann starke Karavane brach am 19. August nach einem Regen- und Schneegestöber um 6 Uhr früh von der „Hoferhütte“ auf. Nachdem man den Punkt der später erbauten „Kürsingerhütte“ erreicht hatte, ging es immer östlich hinan zu dem mit Granitblöcken erfüllten Steinkaar, von dem man nach einer Wendung die Eismassen des Gletschers unter sich hatte, über welche die gefährliche Wanderung zum Venediger führte, dem nur von dem Eisrücken, der sich östlich an seine Pyramide schließt, beizukommen war. Bei dieser damals sechsstündigen Gletscherwanderung stellten sich selbstverständlich Herzklopfen, Athembeklemmung, Augenschmerzen, Schwindel und Mattigkeit ein. Trotz alledem wagte man sich vor und kam bis ungefähr 100 Klafter unter der Spitze, wo eine Kluft von mehr als 100 Fuß Länge und 15 Fuß Breite gähnte. Rohregger hatte bereits die Höhe von 40 Klafter über der Kluft erklommen, als der Neuschnee von der Spitze rollte und die Lawine ihn, der sich geistesgegenwärtig auf den Rücken warf, hinabriß und an die Kante eines Eisschrundes schleuderte. Der Schnee war glücklicherweise großen Theiles über ihn hinweggestäubt und hatte ihn nach einem Wirbelsturze nicht zu tief vergraben, so daß eine rechtzeitige Hilfe noch möglich war. Der arme, arg geschädigte Rohregger schleppte sich unter den gräßlichsten Schmerzen bis

zur „Hoferhütte", von wo er, vom Bluthusten befallen, auf einer Tragbahre weiter geschafft wurde. Er hatte sein „Leck" auf der Brust, von dem er sich erst nach Jahren erholte.

Die erste Venediger-Besteigung ward durch jenen Unfall vereitelt. Im Jahre 1841 am 3. September wurde eine zweite unternommen, an der sich vierzig Personen, darunter der tüchtige Bergsteiger Dr. Ruthner und wieder der alte Rohregger mit seinem Sohne betheiligten. Sie schlugen beiläufig die Fährte der ersten Karavane bis zur Stelle auf der Nordseite ein, wo die Lawine ein Mitglied aus ihr weggerissen hatte. Zur Vermeidung eines ähnlichen Unfalles ging man die Venediger-Spitze auf der südlichen Tirolerseite an. Von da mußte eine westliche und dann wieder eine nördliche Richtung eingeschlagen werden, von der, in einer starken Krümmung auf einer scharfen Eiskammschneide ansteigend, die 11.622 Fuß hohe und nur 3 Fuß breite Spitze des Groß-Venediger erreicht war. Daß sich zu dieser Höhe keine Kopfscheuen und nur völlig Schwindelfreie hinaufwagen konnten, ist begreiflich; doch auch diese überkam der Schauer und ein Beinfrösteln, als sie rechts und links und unmittelbar unter sich die fürchterlichsten Abgründe klaffen sahen. Nicht minder beschwerlich und stellenweise noch gefährlicher war der Abstieg, und sie hätten durch einen unsicheren oder unrichtigen Einsatz der Steigeisen das Wagstück, oben gewesen zu sein, mit dem Leben bezahlen können.

Im darauffolgenden Jahre wurde abermals von der nördlichen Seite eine durch Dr. Spitaler angeregte Expedition auf den Venediger mit Erfolg unternommen. Seitdem ist ein bequemer und völlig gefahrloser Weg von der Südseite aufgefunden und durch Verwendung des Professors Simony in der Nähe des „Mulwitzkeeses", fünf Stunden von der höchsten Spitze, für die Besteiger von Pregatten aus eine Hütte errichtet worden. Ein überhängender Schneepolster, der sich mittlerweile auf der Eisspitze aufgelagert, macht die complete Besteigung

selbst von der weniger gefährlichen Tirolerseite immerhin noch bedenklich.

Das Sehfeld, das von der Spitze des Venediger beherrscht wird, soll eine Fläche von 190 Quadratmeilen umfassen; eine genaue Markirung dieser Fernsicht war den wissenschaftlichen Besteigern nicht ermöglicht. Daß der Venediger seinen Namen dem Umstand verdanke, man sehe von seiner Spitze Venedig, ist eine gedankenlose Annahme, weil er diesen Namen schon vor der Besteigung geführt hatte.

Wer nicht Lust und Muth für eine Expedition auf den Venediger verspürt, kann sich zu einem Tauerngange über das „Obere Sulzbachthörl" nach Pregatten aufraffen, der gleichfalls recht mühevoll und stellenweise selbst gefährlich ist. Der obere Keesboden des Sulzbacher-Gletscherstromes über der „Zeltstadt" wird aus drei Zuflüssen gebildet: der erste und mächtigste kommt aus dem östlichen Schneekaar von dem Scheiderücken zwischen Ober- und Untersulzbach; der zweite dringt zwischen den Südwesthängen des Venediger und den Nordostabfällen des „Heiligengeist-Keeskogel" herein, eine Mittelmoräne bezeichnet die Vereinigungslinie zwischen ihm und dem ersten; der dritte endlich kommt aus einem Schneekaar auf der Krimmler-Kammseite. Man hat den ersten in seiner Breite zu überschreiten und auf die Mittelmoräne loszusteuern. Von da geht es zügig am Südwestabhange des Venediger bis zum „Obersulzbach-Thörl". Scharf abwärts über Gneißblöcke kommt man zur Firnmulde des großen Pregatten-Keeses und aus dieser zur erwähnten Hütte am „Mulwitzkees".

Die geognostischen Verhältnisse liegen bei einer Wanderung aus dem Obersulzbach-Thale derart. Die letzte Stufe ist zwischen Gneißwänden, die links und rechts aufragen, und zwischen mächtigen, davon abgelösten Blöcken vergletschert. Im Hintergrunde wechselt stellenweise und namentlich am „Steinkaar" der glimmerführende Centralgneiß mit dem Hornblendgneiß, in dem sich

Epidot- und Adularkrystalle nebst weingelbem Titanit in Drusen vorfinden. Ungefähr vor der „Krausenhütte“ wird der Centralgneiß vom Glimmerschiefer, der durch das „Sulzauthal“ anhält, durchsetzt. Darauf folgt wieder ein Streifen von Gneiß und dann aufs Neue Glimmerschiefer, der unter der „Federspitze“ einfällt. Ein Stück vor dem „Rosenthal“ tritt Choritschiefer auf. Das „Rosenthal“ selber ist Alluvium zwischen Radstädterschiefer, der am linken Ufer der Ache in den Gneiß erst strahlenförmig einsetzt und dann in breiter Fläche gegen die Salzach-Sohle vorherrscht.

Der Botaniker findet im Obersulzbach-Thale von der Hoferalpe an und am unteren Gletscher das „kalte Hungerblümchen“ mit beiderseits graugrünen, sternflaumigen Blättern (draba frigida), das „Läusekraut“ (Pedicularis Jaquinii) mit kammförmigen, doppelt fiedertheiligen Blättern, und die Pedicularis rosea mit rosenrother Blüthenkrone.

Von Nordpolfahrern.

Wien, im December 1873.

Ein Jahr und darüber ist es, daß wir keine Nachricht von unseren Nordpolfahrern haben. Verwegen wie ihr Entschluß war, ein zweitesmal mit ihren Schiffen gegen die Elementargewalten des Eismeeres den Kampf aufzunehmen, war siegessicher ihr Abschiedsgruß an uns „Landratten“. Wir dürften wahrscheinlich zwei Jahre und vielleicht selbst länger kein Lebenszeichen von ihnen erhalten, das brauche uns aber um sie nicht besorgt zu machen, und sie hätten die Zuversicht, durchzusetzen und zu zwingen, was Anderen mißlungen. Die Mannhaftigkeit dieses Wortes schließt die Besorgniß nicht aus, daß unsere Argonauten sich die Bewältigung einer Aufgabe zugetraut hätten, an der

jede menschliche Kraft und Wissenschaft eitel und vergeblich wird. Wir halten noch in lebhafter Erinnerung, was uns Gustav Laube, welcher die erste deutsche Nordpol-Expedition mitgemacht, über seine und seiner Leidensgenossen unfreiwillige zweihunderttägige Fahrt auf einer mächtigen Eisscholle so prächtig geschildert hat.

Wir armen geschäftigen Müßiggänger zwischen dem 40. und 50. nördlichen Breitengrade, wo allerdings noch nicht die wünschenswerthesten klimatischen Verhältnisse vorhanden sind, haben keinen richtigen Begriff und nur eine stückweise vermittelte Ahnung von den chaotisch-wilden Naturvorgängen über dem 70. Breitengrade. Da gelten nicht mehr die von der Wissenschaft gefundenen Gesetze und beginnt der offene Aufruhr, der, heute bewältigt, schon morgen in einer neuen grauenhaften Erscheinung die rationellste Taktik zu Schanden macht.

Die zwischen den höchsten Alpenzügen und in deren Spaltrissen eingelagerten Gletscherwülste durchfrösteln uns, wenn wir über sie hinwegmüssen oder wenn wir deren Endzungen bis zu tiefen Thaltriften vorgestreckt sehen, als Erdbildungsprocesse einer vorhistorischen Zeit. Diese eisgepanzerten Riesenschlangen, die gewöhnlich starr und todt erscheinen, und nur in selten begangenen Einöden, wie die Sulzbachthäler in der Tauernkette sind, mit Lawinen- und Felsenstürzen unter donnerndem Gepolter rumorend toben und Wachsthum verrathen, vermitteln kaum einen annähernden Begriff von der mobilen Gletscherwelt des Nordens.

Die zwischen die Massengebirge gezwängten Gletscher unseres Alpengebietes sind Eismeere, deren Wogen erstarrt sind; gegen den Nordpol hin sind sie noch im Fluß und wogen unbeschränkt und in zügellos phantastischen Erscheinungsformen einer wilden Architektur. Das thürmt sich zu Pyramiden und schroffen Burgen, läuft in endlos langen, säulendurchbrochenen Arkaden hin, höhlt sich in Grotten und Durchschlägen, wölbt sich zu Kuppeln und strebt im Spitzbau als gothische Nadel empor. Der ganze unheimliche Zauber eines Krystallisations-Processes in den

größten Dimensionen ist hier thätig, und gewinnt ein gespenstisches Leben durch die Lichter, die sich in allen Farbentinten an Vorsprüngen und Vertiefungen dieser allaugenblicklich wechselnden Architektur brechen.

Der vielgestaltige Aufbau der Eismassen hat nicht Halt und Bestand; meilenlange, tiefgründende Schollen bersten, stauen sich empor und zersplittern im Anpralle der einzelnen Stücke; was thurmhoch aufragt, stürzt zusammen und versinkt; Canäle öffnen sich, durch die sturmschnell die Blöcke gejagt werden; Wassergüsse rauschen von den Eisbergen nieder und zerstören die Säulengänge und Domwölbungen dieser phantastischen Welt. Die Zerstörung vollzieht sich unter einem Geräusche, das in seiner betäubenden Wirkung die menschlichen Sinne aus Rand und Band zu bringen geeignet ist.

Als Reliquien von solchen entsetzlichen Eisgängen liegen die riesigen Findlingsblöcke weithin auf dem deutschen Flachlande verstreut; was in einer längstvergangenen Zeit, als der Mensch nicht für das Erdendasein angethan war, geschah, geht heute noch am Nordpol vor sich, und die waghalsigen Argonauten, von denen wir ohne Nachricht bleiben, sind die Zeugen von solchen gewaltsamen Elementar-Ereignissen.

Was ich hier mit dürftigen Federstrichen zu schildern versucht habe, gleicht nur annähernd den Schauern der Polarwelt, von deren Gefahren die deutsche Expedition eisig umweht ist. Die Schiffe, welche die verwegenen Männer tragen, sind fest in ihrem Knochengerüste, und wären ein verläßlicher Bau für eine Weltfahrt mit bekanntem Cours; ihre Fahrt aber war in unbekannte Regionen gerichtet, und dort können die starkgefügten Rippen ihrer Schiffe zwischen die treibenden Eismassen gepreßt und gebrochen werden wie schwaches Binsenrohr. Die brutale Naturgewalt, die dort oben das große Wort führt, spottet jeden Calcüls und der verständigsten, auf Jahre hinaus fürsorglichsten Ausrüstung.

Die Männer, um deren Schicksal wir mit Recht besorgt sind, können, ob sie auch unter dem Leitstern der Wissenschaft und mit allen Hilfsmitteln der nautischen Kunst ausgefahren sind, von einem gleichen oder ähnlichen Unglücke heimgesucht werden wie die armen Seeleute, von denen ich nach vergilbten Tagebuchblättern im Nachfolgenden erzählen will.

„Warum die Holländer eine Fahrt über das Eismeer gesucht?" Diese Frage bezieht sich auf eine dreimalige Ueberwinterung auf Spitzbergen, welche etliche verwegene Holländer in den Jahren 1632—1634 versuchten, und wird in einem alten Folianten, der als Leipziger-Druck von 1718 vor mir liegt und über diese Nordpolfahrten berichtet, in folgender Weise beantwortet:

„Es ist keine Gegend in der Welt, darum sich bisher viele Völker und Nationen der Christenheit mehr und heftiger bemühet, dieselbe recht zu erkundigen, als eben die Gegend gegen Norden; vornehmlich deswegen, weil sie verhoffet, vermittelst dieser Erkundigung nicht allein mit denen Mitternächtischen, Asiatischen Tartern und Sinesen zu negoziren, sondern auch eine um die Hälfte, oder gar zwei Drittel nähere Fahrt in die reiche Ostindische und andere Morgenländer zu erforschen, als man bisher gehabt hat. Ob nun wohl alle Diejenigen, welche diesen kurzen Weg nach China durch Norden gesucht, ihren Endzweck wegen vielfältiger und großer Verhinderungen nicht erreichen können, und Viele darüber Gut und Blut verloren, so sind doch dadurch viele Insuln, Länder und Völker und unzählig merkwürdige Dinge entdecket und erfunden worden, von denen man hiebevor entweder gar nichts oder gar wenig gewußt."

Diese Antwort in ihrer naiven stylistischen Fassung ist nicht gar so uneben und stimmt fast mit den allerdings wissenschaftlicher formulirten Zielpunkten, die sich Herr Petermann in Gotha bei Inscenirung seiner Nordpol-Expeditionen gesteckt hatte.

Von eigentlich wissenschaftlichen Resultaten, die bei der Ausfahrt vorwegs angestrebt worden wären, kann wohl nur in zweiter Linie die Rede sein; in erster handelte es sich darum, auf dem bereits früher entdeckten Drei-Inselreiche von Spitzbergen Fuß zu fassen und das Vorrecht des ausgiebigen Walfisch- und Robbenfanges, den man Engländern, Dänen und Franzosen streitig zu machen hatte, für die Heimat zu erringen und zu behaupten. Das gelang nach harten Kämpfen zwischen den Rivalen ab und zu auf eine kurze Zeitdauer, es kam aber zu keinen festen Niederlassungen. Daß man bei der Verfolgung der praktischen Ausbeute, um die man solche gefahrvolle Fahrten unternahm, gelegentlich die wissenschaftliche Frucht nicht unbeachtet ließ, ist wieder selbstverständlich.

Die Holländer, „in allen Dingen, so die Schifffahrt belangen, sehr curieus", wollten die Beschaffenheit dieser nordischen Gegend in etwas „erkundigen" und setzten sieben Personen, die sich freiwillig erboten, in der Mauritius-Bai auf dem 80. Grad nördlicher Breite im Jahre 1632 aus und überließen sie, selber am 20. August heimkehrend, ihrem Schicksal.

Aus dem primitiv geführten Tagebuche der Zurückgelassenen wird ersichtlich, daß am 16. September schon Wasser, Bier und Anderes gefror. Am 9. October mußten sie das wieder aufgethaute und nur vier Schritte abseits vom Feuer gelegen aufs Neue gefrorene Bier in großen Eisstücken aus der Tonne hauen; es schmeckte aber geschmolzen wie Wasser; die mitgenommene Milch mußten sie gleichfalls in Stücken aus den Fässern hacken; diese behielt, mit Wein und Zucker gemischt, ihren Geschmack, „sonst stank sie". Am 21. November sahen sie nur mehr gegen Süden „den Tag ein klein wenig schimmern"; ihr Getränke war schon so schlecht geworden, daß es des Hackens und Schmelzens nicht mehr werth war. Die „Liegerstätte" im Bette war nicht gerathen und am Feuer geboten. Sie hatten häufige Besuche von Bären, deren etliche sie erlegten. Am 25. December begingen

sie das Weihnachtsfest bei Schinken und Hirschfleisch; als ganz exquisite Bescheerung galt ein Stück Tabak, „sieben Daumen lang“. Nach diesem Festmahl kamen die Bären zahlreich mit abscheulichem Brummen bis an ihr Zelt, schnüffelten an den Schublöchern und kauerten die längste Zeit davor. Am 9. Jänner war die Kälte so intensiv, daß das Feuer im Kachelofen dagegen eitel war und nur das Holzwerk des Zeltes zum Springen „gezogen“ wurde. Trank Einer aus dem irdenen Kruge, so gefror ihm der Bart an denselben, und die Wein- und Essigfässer waren auf den Grund gefroren. Am 15. Jänner „hatten sie schon viel Schein in der Luft“, daß sie am Mittag das Psalmbuch lesen konnten; der etwas aufgethaute Franzbranntwein war jedoch so kalt, daß sie sich beim Trinken daran Zunge und Lippen schreckten; in Eisstücken hingen sie ihr Bier über das Feuer und saugten daran; der Käse zerbröckelte in eisigen Theilen. Am 6. April begingen sie ihre Ostern „bei einer Schale warmen Weines in Frieden“. Diesen Monat war es so kalt, daß Niemand, aus Furcht zu erfrieren, sich aus dem Zelte oder in die Schlafstelle wagte. Im Mai trat gelindes Wetter ein; am 17. kamen die holländischen Schiffe, um die durch neun Monate weniger fünf Tage Ausgesetzten abzuholen; „sie kamen gesund wieder nach Hause und waren viel glückseliger als die Nachfolgenden“.

Wieder waren es Sieben, die sich im August des nächsten Jahres, 1633, auf die Mauritius-Insel aussetzen ließen. Am 21. September begannen für diese die Qualen und Drangsale der Kälte, die durch ziemlich mildes Wetter im November unterbrochen wurde. Nach einem erträglichen Januar und Februar kamen ein peinlicher März und April; am 24. März gab es „nur mehr zwei gesunde Personen, alle Uebrigen lagen am Scharbock (Scorbut) so stark danieder, daß sie nicht gehen konnten“. Am 9. April schrieb Adrian Martens aus Schirdam, welcher das Tagebuch führte: „Wir wurden je länger, je kränker; weil wir nun keine Erfrischung mehr hatten, blieben wir trostlos.“ Am

13. setzte er hinzu: „Wir liegen Alle sehr erbärmlich, Niemand kann sich selber mehr helfen, als ich allein. Ich diene ihnen mit einander in großer Pein, so lange es Gott gefällt; heute bringe ich Jakobsen nach einem anderen Lager, aber er ringt schon mit dem Tode.“ Am 17. schrieb er, daß sie ihren Hund als Erfrischung abgeschlachtet. Vom 20. las man Folgendes: „Der Wind nach wie zuvor, klarer Sonnenschein. Welcher . . .“ Das waren die letzten Worte des Tagebuches. Einige Wochen später kamen die holländischen Schiffe und fanden die sieben Personen, die, wie sich der Berichterstatter, dem ich nacherzähle, ungehobelt ausdrückt, „alle nacheinander am Scharbock krepiret“. Man legte sie in Särge, und am St. Johannistage wurden sie unter Lösung des Geschützes auf sämmtlichen Schiffen ehrlich zur Erde bestattet.

Durch diesen traurigen Ausgang einer Nordfahrt nicht abgeschreckt, unternahmen es im Jahre 1634 noch sieben Andere, in der Moriz-Bai auf Spitzbergen zu überwintern. Ihr Tagregister beginnt von Mitte October; am 24. Novemben stellte sich schon der Scharbock bei ihnen ein. „Am 13. December sahen sie den ersten Bären vor den Fenstern, als er aber das Geräusch hörte, lief er davon; sie folgten ihm mit zwei Laternen, konnten aber seiner nicht mächtig werden, ob sie ihn schon hoch vonnöthen hatten, um die Kranken, ja sich selber damit zu speisen und zu erquicken.“ Sie schrieben: „Wo es nicht besser wird, so sind wir allzumal todt, ehe die Schiffe wiederkommen.“ Im Januar starben Drei von den Sieben; für diese machten sie noch Särge, „wiewohl sie kaum soviel Macht hatten, denn es wurde alle Tage ärger mit ihnen“. Den 29. Januar tödteten sie ihren rothen Vließinger Hund, davon sie des Abends aßen. Am 7. Februar fingen sie den ersten Fuchs, darüber sie sich sehr erfreuten; „sie sahen nunmehr auch viel Bären, oft drei bis zehn und zwölf bei einander, hatten aber nicht so viel Kraft, daß sie ein Rohr lösen konnten“. Am 26., „so der letzte Tag gewesen, daß sie schrieben“, sagten sie: „Wir liegen alle Vier in der Koy

(Cajüte) darnieder und bitten Gott, daß er uns aus dieser betrübten Welt erlösen wolle, denn wir können es nicht länger aushalten." Als nun die Schiffe wiederkamen, lagen sie in der Hütte, die sie vor den wilden Thieren fest zugemacht hatten, sämmtlich todt, „und stunden den vier letzten die Knie vor dem Munde". „Man hat nach der Zeit nicht gehört, daß andere Personen aufs Neue Lust bekommen, dort zu überwintern", heißt es am Schlusse des Berichtes in dem bezogenen Buche.

Es begreift sich und ist für uns ein beruhigender Gedanke, daß unsere Nordpolfahrer ebenso sehr durch den Schiffskörper, dem sie sich anvertraut, als in Folge ihrer Ausrüstung und Verproviantirung besser gegen alle Gefahren eines elenden Verkommens gesichert sind, als die armen Leute, die ein so klägliches Ende auf Spitzbergen fanden.

Es ist der nämliche magnetische, vom Nordpol ausströmende Zug, welcher die instinctive Neugier der Holländer aufstachelte, den Schlüssel zu einem ungelösten Räthsel zu finden, und welcher den Willenseifer unserer Nordpolfahrer anregte und wachhielt, für die Erforschung eines unbekannten Geheimnisses ihr Leben in die Schanze zu schlagen. Sie sind nicht auf der habgierigen Suche nach einem Lande, das ihnen goldene Schätze verspricht; sie wollen sich durch die Eisgänge einen Paß zu der offenen See erzwingen, die mit einem begrenzenden Lande als Spiel- und Tummelplatz der Walfische, von denen man noch kein Exemplar in der Kindheit und Jugend auf den bisher befahrenen Meeren harpunirte, hoch oben am Pole vermuthet wird.

Es fehlt uns jede Nachricht, wie weit oder wie nahe sie von der Lösung ihrer wissenschaftlichen Aufgabe halten, oder ob sie dabei durch das starrende Eis lahmgelegt sind. Graf Hans Wilczek will, so heißt es, falls bis zum Frühjahre keine Nachricht einlangt, unsere Argonauten, die er bei ihrer Ausfahrt ein gutes Stück begleitete, aufsuchen. Er hätte die abenteuerlich-poetische Art eines Sir Walter Raleigh, dem er in vielen anderen

liebenswürdigen Stücken gleicht, für ein solches Wagstück, und er ist auch, wenn er etwas verspricht, der richtige Mann, im Worte zu bleiben.

Reisende Engländer.

Mailand, 28. August 1874.

Ich wollte mich nach bewegten Tagen und Nächten in Venedig schließlich fest ausschlafen, und wählte als Siesta für diese Ruhe Mailand, wohin mich überdies noch ein stärkerer Magnet zog. Mit dieser ersehnten Ruhe hatte es wieder seine geweisten Wege, denn ich wurde heute schon um fünf Uhr früh durch Pferdegetrappel und rasselnde Geschützwagen geweckt; der geräuschvollste Theil der Mailänder Garnison zog durch die Via Torino auf die Piazza d'Armi hinaus, um dort selbstverständlich eine Probeschlacht zu gewinnen. Es gelingt auch den Italienern immer, bei solchen Manövern sieghaft zu bleiben; da klappt alles vortrefflich, und es ergeben sich erst die Rechnungsfehler der Strategie und Taktik, wenn einmal blutiger Ernst gemacht wird.

Wohin man jetzt den Fuß in Ober-Italien setzt, stoßt man auf eine Gruppe von Wiener Sängern, die sich seit der Abreise von Venedig aus dem Verband losgerissen und wie ein Bienenklumpen auf eigene Faust schwärmen. In Verona kletterten diese Schwärmer alle Stufen der Arena ab, und die Lorbeerbäume im Giardino Giusti mußten es sich gefallen lassen, für ihre Hüte geplündert zu werden. Die Sentimentalen aus eigenem Antriebe oder die es ihren Frauen daheim versprechen mußten, ihrer in der Ferne in Liebe zu gedenken, gingen in Pietät den steinernen Waschtrog zu betrachten, der für das Grab der Julia ausgegeben wird.

Dies Ricordo von Shakespeare's Gnaden, das den Veronesern ein gutes Stück Geldes eingetragen, hat sich namentlich des Besuches von Engländern zu erfreuen. Jeder Seifensieder aus Windsor, der sich in Italien auf den Lord hinausspielt, glaubt hier poetisch sein zu müssen. Dieser Cultus möchte ihm noch hingehen, wenn man nur nicht mit dieser Race in den Eisenbahn-Coupés zusammentreffen würde. Man entdeckt mit Mühe ein Coupé für die fumatori und findet es bereits mit einem Paare solcher Passagiere besetzt, die als Muster für das Gros der ganzen Gattung außen aufgebunden werden könnten. Das Coupé ist für acht Personen, deren jede ein partielles Recht auf die Netzkörbe zur Unterbringung ihres Handgepäckes hätte. Diese sind aber vollständig von der Roba des Engländer-Paares in Beschlag genommen, und die anderen sechs Passagiere müssen ihre Effecten auf dem Schoße hüten. Man möchte, weil an dieser ungezogenen Präponderanz vorläufig nichts zu ändern ist und die Conducteure schon ihr: „Pronti! Partenza!“ gerufen haben, seinen Aerger darüber wenigstens verrauchen und holt eine Cigarre aus dem Etui. Nun nimmt der Inglese für seine Frau oder Tochter, die gewöhnlich wie eine stark ausgewaschene Theaterprinzessin einer Provinzbühne aussieht, das Wort, und wirft so lange mit Shoking und Smoking herum, bis man endlich begreift, daß dieser Inselherr den Mitreisenden noch ihr letztes Recht entziehen will. Es ist ihm nicht klar zu machen, daß er in seinen Forderungen flegelhaft ist, und es wäre eigentlich das Richtige, ihn unter den Gepäckstücken, mit denen er sich auf Kosten der Anderen im Coupé häuslich eingerichtet hat, zu begraben. Man ist, weil gebildeter, auch nachgiebiger und macht an die angebliche Lady noch diese Concession.

Aerger als die verkappten Seifensieder sind noch die Engländer, die in Kunst dilettiren und in die Coupés förmlich ihr ganzes Atelier hineinräumen; diesen sollte von Rechtswegen wie den Betrunkenen und Epileptischen die Reise mit den Per-

sonenzügen nicht gestattet sein, und sie müßten mit den Gütertrains befördert werden.

Es ist bekannt und geht darüber die allgemeine Klage, daß die Waggons erster Classe der italienischen Bahnen weitaus schlechter sind, als die schlechtesten der zweiten Classe in anderen Ländern, und daß sie diesbezüglich nur noch von den französischen Coupés überboten werden. Wenn die italienischen Eisenbahn-Directionen schon in dieser Richtung nicht zu bessern sind, so müßten sie wenigstens im Interesse der übrigen Nationalitäten, die in Italien reisen, verhalten werden, für die Engländer eigene und exclusive Coupés einzurichten, vor denen dann die übrigen Mitreisenden durch die Aufschrift: „Per gli Inglesi!“ gewarnt wären.

Diese Bemerkung über die reisenden Engländer ist nicht übertrieben, es wird sie vielmehr Jeder bestätigen, den sein Verhängniß mit einem dieser Hotel-Preisverderber zusammengekoppelt hat. War er ein Neusonntagskind und traf er einen liebenswürdigen und rücksichtsvollen Ausnahms-Engländer, so möge er Zeitlebens sein Schicksal dankbar preisen.

Die Mailänder legten sich, was sie in den letzten vierzehn Tagen von den Wiener Sängern lasen, dahin zurecht, daß diese auch von Venedig in ihre Stadt kommen und hier Concerte geben würden. Filippi, der Mailänder Hanslick, wie er sich selber gerne schimpft, hat sie durch seine Berichte in der „Perseveranza“ orientirt, daß sie es hier nicht mit einer vagirenden Sängergesellschaft zu thun hätten, wie seinerzeit die Familie Rainer war, die jetzt am Achensee Herberge hält, sondern mit respectablen Künstlern. Was nicht ist, das kann vielleicht in einer künftigen Zeit werden, und die Galerie Vittorio-Emmanuele wäre ein Concertsaal, der nicht leicht in solcher Ausdehnung zu finden sein dürfte; nur würde die Akustik Alles zu wünschen übrig lassen. Derzeit wird an der Glaskuppel dieses Riesenbaues geflickt, der bekanntlich durch einen Gewittersturm im Juni arg

heimgesucht wurde und einen Schaden von nahezu einer halben Million Francs erlitten hat.

Die zwei Seitengebäude, zu denen die Galerie das Thor bildet, sind nun fertig. Das Waarenhaus der Wiener Firma Haas nimmt den halben in die Seitengasse abfallenden rechten Flügel ein, und bildet schon jetzt, obwohl noch nicht vollends abgeräumt und der Zugang durch Gerüststücke erschwert ist, den Anziehungspunkt der Mailänder. Es hat architektonisch dadurch nicht gewonnen, daß es in der Seitenfront nicht im Style der Platzfaçade leicht und doch imposant, sondern schwerfällig und gedrückt fortgesetzt ist; ferner war es auch ein Fehler, daß die Höhe des Intérieur durch eine Zwischendecke coupirt und so ein Mezzanin hergestellt wurde, das bei den gegebenen immensen Raumverhältnissen nicht geboten war und in der jetzigen ökonomischen Beschränkung den Charakter mercantiler Größe verloren hat.

Zum Ledro-See.

Riva, im September 1874.

Ich komme soeben von einem Spaziergange zum Ledro-See zurück; fünf Stunden war ich auf den Beinen; ich habe mir aber die Ausschau über den nördlichen Theil des Garda-Sees, den Blick auf den ganz respectablen Wasserfall des Ponale und in die Klamm, die er früher durchbricht, bevor er diesen Kopfsprung unternimmt, eine Reihe wechselnder Thallandschaften, und schließlich hinter Molina den reizenden kleinen Ledro-See ergangen.

Wie ein eleganter venezianischer Handspiegel nimmt sich dieser See aus, wenn man ihn gegen die ungeheuren Wassermassen des prächtigen Garda-Sees hält. Sanft und lieblich schmiegt er sich dem hügeligen Uferlande an, und seine Wasser

sind klar und durchsichtig bis auf den Grund. Hier wäre der prächtige Ort, sich Hütten zu bauen; dann müßte aber früher der Garda-See selber schon jene Würdigung erfahren haben, die ihm als dem schönsten der italienischen Seen gebührt, und auf und nieder mit Villegiaturen bedeckt sein. Derzeit ist er nicht viel mehr als eine große Wasserstraße für die aus Deutschland durch Tirol kommenden Reisenden.

Ein verwegener Bau, der mit der Weinzettelwand der Semmering-Bahn verglichen werden könnte, ist die neue Ponal-Straße, die von Riva weg an den westlichen, jäh abstürzenden Felsenwänden, diese an drei Stellen mit Tunnels durchbrechend, bis zu einer Höhe von 2000 Fuß über See hinanführt. Sie wurde im Jahre 1851 fertig und vermittelt durch das Ledro-Thal die nächste Verbindung mit dem Brescianer Gebiete. Auf Schritt und Tritt und wie von einer Kanzel, deren Randbrüstung das Mauergeländer dieser Kunststraße bildet, hat man die herrlichsten Bilder, die bei jeder Vertiefung in die Hohlgänge und Risse des Kalkgebirges und an dessen Vorsprüngen zauberhaft wechseln.

Oberhalb des Ponale-Kataraktes lenkt die Straße in das Ledro-Thal. Man sollte nicht meinen, daß ein Bächlein, das so zahm und bescheiden aus dem Ledro-See kommt, sich schon nach Kurzem als solcher Wildfang geberden würde. Das rumort in der Tiefe, als ob es allein das große Wort zu führen hätte; wie ein Matrose, der seinen Sold bekommen und an Land geht, geberdet sich der Ponale, wenn er den Ledro-See verlassen; er möchte die kurze Strecke bis zum Garda-See hinaus, und bevor ihm dieser das Wilde abgewinnt, selber etwas bedeuten, und spectakelt wie toll, unwillig auf die Räder der Mühlen und Pochwerke stürzend, die man, um seine ungeberdige Kraft auszunützen, in seine Bahn gestellt hat.

In Riva sind die besten Anfänge gemacht, um nicht gleich beim Eintritte von der Nordseite in das italische Land den

Reisenden die Lust zu verleiden. Man ist ganz vortrefflich in den Hotels untergebracht, die allerdings noch in dem kleinsten Styl angelegt und nicht mit dem Comfort der Wirthschaften und Pensionen am Comer=See oder am Lago Maggiore ausgestattet sind, welche, derzeit noch in der Mode, vielleicht schon nach zwei Decennien von dem Garda=See überholt sein werden. Die Süd=seite des Sees läßt bezüglich der Hotel=Einrichtungen noch Alles zu wünschen übrig, und beispielsweise hat man es in der „Alten Post" in Desenzano mit hochgegriffenen Ziffern darauf abgesehen, dem Fremden die Aussicht auf den See von einem Balkone, der in der Schweiz einem Dorfwirthshause alle Unehre machen würde, und ein Wiederkommen zu verleiden. Von dem Südende an wird man den See civilisiren müssen, und dann wird er jene Bedeutung erlangen, die er längst kraft seiner Schönheit haben müßte.

Einflußreiche Persönlichkeiten in Brescia, die zugleich über die nöthigen Geldkräfte verfügen, sind eifrig hinterher, eine bereits tracirte Eisenstraße von Salò nach Brescia zu legen, die, noch in einem Schienenstrange nach dem Iseo=See abzweigend, den Succurs von ausgiebigen Waarengütern aus dem eisenreichen Val Camonica erhielte. Mit dieser Eisenbahn wird die eigentliche Zukunft des Garda=Sees eröffnet. Salò liegt in einer tiefen Bucht, die von der Natur zum Hafen wie geschaffen ist, und zu dem namentlich die halbmondförmige Isola dei frati, auf der sich die Rudera eines Jupitertempels vorfinden, als Schutzdamm gegen den See beiträgt. Von Salò landeinwärts ist reichliche Weincultur, die aber nur ein leichtes Product liefert, das erst jenseits der Berge und in den Thalmulden vor Iseo einen kost=baren Werth erreicht.

Man hat viel über die Entwaldungen auf den Bergen, welche die Umrahmung des Garda=Sees bilden, geklagt, und diese Klage ist hier wie überall gerechtfertigt, wo man nicht durch richtige Forstgesetze dem Vandalismus dieser Wälderver=

richtung steuert. Am Garda-See hat man wenigstens mit den Agrumi, den Citronen-Anpflanzungen, die auf und nieder an beiden Uferseiten und noch auf fast unzugänglich erscheinenden Felsabhängen sichtbar sind, diesen Frevel zu sühnen gesucht. Außerdem lügen dichte Oliven-Waldungen, zwischen denen die Citronen-Grillagen stecken, die Verwüstung hinweg, und die kahle Einöde lagert erst auf den Bergkuppen, die freilich in Folge des Abganges der Waldcultur mit gelegentlichen Wasserbrüchen und Geröll-Lawinen den menschlichen Fleiß in der Tiefe gefährden müssen. Non lavorano! heißt es von den Italienern; wie dumm und ungerecht dieser Ausspruch ist, davon kann man sich schon am Garda-See überzeugen, der nach den Sünden der holzvernichtenden Vorfahren trotzdem durch den zähen Fleiß der Epigonen in seiner Ufer-Einfassung, die einen Flächeninhalt von mehr als hundert Miglien umschließt, ein üppiger und reizender Garten geworden ist.

Im Pusterthale.

Niederdorf, im September 1874.

Hofschauspielerinnen, die, wenn sie die Intendanz nicht willig fanden, Gewalt zur Verlängerung ihres Urlaubs brauchten; Tänzerinnen, die wohl für die Bühne ihre Beine in Ruhe gesetzt haben, trotzdem aber allmorgenlich, mit Bergstöcken bewaffnet, ausziehen, als ob sie dem Touristen Dr. Grohmann Concurrenz machen wollten, doch zu Mittag frisch und lustig an der Table d'hôte erscheinen; Ex-Minister und andere Excellenzen, die aller Politik abgeschworen und nur Gebirgsluft kneipen wollen; „sonderbare Schwärmer", die sich als „Literatur- und Kunstkritiker" in das Fremdenbuch einzeichnen, um der Dame ein Paroli zu biegen, die darin als „Privatgelehrtens-Gattin" paradirt; offene oder heimliche Mitglieder des Alpenvereines, die sich mit

einer Spielhahnfeder im Hutbande oder gar mit Bockledernen und nackten Knien als solche documentiren wollen: diese und noch viele Andere ohne näheres Charakterstigma bilden derzeit das Fremdencontingent des Pusterthales, das auf und nieder von Mühlbach bis Innichen eigentliche Karavanenzüge zu beherbergen hat.

Ein lustiges Buch wie die Canterbury-Geschichten wäre aus den Niederlassungen des Pusterthales zu schreiben, die als die richtigsten Etappen für die schönsten Ausflüge und namentlich für das Dolomiten-Gebiet zu betrachten sind. Man braucht nur das Talent, mit Interesse zuzuhören, zu haben, und man erfährt auch schon in der nächsten Stunde alle Geheimnisse einer solchen Sommerfrische, die immerhin einen pikanten Reiz haben. Wie das arme Gretchen in der Gartenscene, wird Jeder und Jede gesprächig und mittheilsam, und es fehlt, obgleich die Leute eigentlich nichts erleben, nicht an dem ausgiebigsten Stoffe für den intimsten „Tratsch", der ja doch die Hauptsache ist, wie man sich auch überschwänglich in der Naturbewunderung geberden und in Empfindungslauten erschöpfen möge.

Das Pusterthal ist der stärkste Attractionspunkt in Tirol; alle Jene, die anstrengende Bergpartien und den Geierfraß in manchen weltvergessenen Seitenthälern hinter sich haben, ruhen sich hier aus und bringen mit den Erzählungen ihrer Fährlichkeiten Leben und Aufregung in die Gesellschaft, die für zwei oder drei Monate ihr Standquartier in Mühlbach, Bruneck oder Niederdorf aufgeschlagen hat. In diesen Orten ist überall gut hausen, und man findet vortreffliche Unterkunft und Atzung. Uebrigens ist dem Touristen zu rathen, sich weniger von Amthor, der mit seinen Empfehlungen nicht immer auf die besten Herbergen verweist, sondern eher durch die Traditionen orientiren zu lassen.

Es ist kaum ein Decennium in das Pusterthal gegangen, seit es so von Fremden belebt ist. Früher hatten nur die

Bauernbäder ihren stereotypen Krankenbesuch, bei dem nicht viel aufzustecken war; oder es hielt hier ein Staatshämorrhoidarius sammt Familie seine wohlfeile Sommerfrische; und es that wohl auch der kleine Adel aus Innsbruck und Bozen dem Thale die Ehre an, es die Noblesse, wie sie sich in der Provinz spreizt, bewundern zu lassen. Die letzteren Exemplare treten nur mehr sporadisch, dann aber in der lächerlichsten Form auf. So erscheint alljährlich in diesem Thale, trotzdem ihm der Fremdenzug unbequem und geräuschvoll ist, ein Graf avec famille; er ist so herablassend, sich mit dem vagabundirenden Pack an den allgemeinen Tisch zu setzen, läßt sich aber nicht von dem Hausgesinde, sondern vom eigenen Diener in abgeschossener Livrée serviren, und trinkt nicht den ganz preiswürdigen Wein des Gasthauses, sondern schnöden Nostrano aus Roveredo, den er sich in verkorkten Fläschchen mitgebracht hat, für den er aber kein Stoppelgeld zahlt.

Der ultramontane kleine Adel, der die Faust im Sacke ballt und ein frommes Kreuz vor den Neuerern in Oesterreich schlägt, hält draußen in Brixen seine Symposien. Als wahre Heiligen- und Festtage werden betrachtet, wenn die italienischen Adelsgeschlechter, die ihre Descendenz bei den Jesuiten der Bischofstadt drillen lassen, einrücken, und von den Bedrängnissen des Papstes in Rom Leidensgeschichten erzählen. Was in Italien ausgeprägt reactionär ist, führt seinen Nachwuchs als Schlachtopfer zu den Jesuiten nach Brixen und findet dort die richtige Sippschaft, seinen Aerger über den gekrönten Antichrist ausschütten zu können, der eine Tambourstochter geheiratet hat und sich die Zündhölzchen zum Anbrennen der Zigarre auf dem Schenkel anreibt, wo sich dieser am ovalsten rundet.

In Vahren, dem reizenden Thalgrunde unweit von Brixen, sind auch heuer, wie alljährlich, die prächtigen Kastanienbäume vor den Malern nicht sicher; wo man den Fuß hinsetzt, hat man sorgsam zu achten, nicht über eine Staffelei zu stolpern. Einen größeren Spielraum als in diesem Mignonthale haben

die „Ritter von dem Pinsel“ in dem Ampezzaner-Thale. Der Weg vom Dürren-See bis über Schluderbach hinaus ist förmlich mit Farbenkästen gepflastert. Richard Wagner, der doch das Höchste an Selbstvergötterung geleistet, ist nicht so oft porträtirt worden, als sich der Monte Cristallo gefallen lassen mußte, von jedem Stümper abconterfeit zu werden. Die Engländer, welche das Thal von Ampezzo als ihre ausschließliche Domäne betrachten, befördern noch durch ein reiches Anbot auf die Waare, bei der das Kremserweiß die Hauptrolle spielt, diesen Frevel.

Bis Cortina hinab sind alle Belegräume der Gasthöfe, die an der herrlichen Hauptstraße dieses Thales vorüberführen, occupirt, und wer unangemeldet Unterkunft findet, der sollte sein Glück noch im kleinen Lottospiele versuchen und sich einige rauschende Tausender gewinnen. Wo vor wenigen Jahren ein paar primitive Einkehrwirthshäuser standen, sind jetzt schon Pensionen, die fast Schweizer-Art haben. Es hat den Anschein, als ob sich Tirol bezüglich des Comforts vom Ampezzaner- und Pusterthale aus regeneriren wollte. Was die Regeneration in religiösen und geistigen Dingen betrifft, so wird noch viel Wasser die Rienz und die Drau, den Inn und die Etsch hinablaufen, bis in dieser Richtung nur das Licht einer Stall-Laterne aufdämmert. Das leidige Thema ist nicht in einem leichten Reisebriefe zu erschöpfen, und ich schließe lieber und verlasse die Stube, um mir die magische Abendbeleuchtung der Dolomiten anzusehen.

Im Taufersthale.

Sand, im September 1874.

Die Pusterer sind ein schöner und kräftiger Schlag Leute, die Tauferer aber überbieten sie noch weitaus. Die Männer sind stark und hoch gebaut, und das weibliche Geschlecht hat feine und vornehm geschnittene Gesichter, wie man sie sonst selten

in Gebirgsthälern findet. Die Kellnerin Lise „in Sand" war eine solche mustergiltige Schönheit; seit acht Tagen ist sie verheiratet und hat mit dem Täschchen ihrer diensteifrigen Beschäftigung auch die kleidsame Tracht des Thales abgelegt. Mit dem modernen Kleide hat sie den pikanten Reiz für die Fremden eingebüßt; es ist ihr zu wünschen, daß sie das eigene häusliche Glück für diesen Verlust schadlos halte.

Kein Fremder, der für einige Tage im Pusterthale Rast macht, sollte versäumen, eine Fahrt in das Taufersthal zu unternehmen. Wie zauberhaft die zerklüfteten Dolomiten sind, man sehnt sich schließlich wieder nach anderen Bergformationen, und diese hat man in ihrer Massengestaltung und mit der Zuthat von Gletschern im Taufersthale. Der Blick auf den Eispanzer des Großkopfes und weiter hinein auf die riesige Dreiherrenspitze ist ebenso lohnend wie auf den Monte Cristallo und auf die Crepa Rossa des Ampezzaner-Thales. In Taufers labt sich überdies das Auge durch die herrlichste und unbeengteste Thal-Landschaft, die in den grünsten Triften und mit den mächtigsten Waldbeständen hoch hinauf bis an die Gletscherzungen zu verfolgen ist. Wildbäche rauschen in lustigen Cascadensprüngen von den Höhen und verstärken den Taufersbach, der ruhigen Gefälles seine Thalwanderung macht und gelegentlich noch für das betriebsame Völklein willig schafft.

Ich sah ihn eine Arbeit verrichten, die auf mich förmlich zauberhaft wirkte. Als Werkbach abgezweigt und in eine Rinne eingedämmt, trieb er ein kleines Rad, von dem eine Transmission in das Fenster im ersten Stocke eines netten Hauses ging; durch diese aber wurde eine Wiege geschaukelt, in der ein frischer Junge lag. Beneidenswerth schien mir der Schlaf dieses Weltbürgers, für den unter lustigem Geräusch der Bach noch die Arbeit des Wiegens vollbrachte, während seine Erzeuger außen thätig waren, um ihm bei seinem Erwachen die nöthige Atzung zu schaffen.

Ueber Sand hinauf in Steinhaus ist der eigentliche und schönste Brennpunkt des Thales; weiter hinein in die Prettau verengt es sich, und man geräth bei den Kupferminen, welche das beste und reichste Erz, namentlich für die Schiffspanzer liefern, in ein wildromantisches Gebiet. Dahin richten sich auch zumeist die Schritte der Bergfexe, die es zu keinem gesunden Schlafe bringen, wenn sie nicht ihre zwölf geschlagenen Glockenstunden dauergelaufen oder einem Zehntausender auf den Scheitel gestiegen sind. Das Tauferstthal ist für solche Expeditionen wie gemacht; zahlreich sind die Hochsteige, die in das Pinzgau und in die anderen tirolischen Thäler führen; noch rascher, wenn auch etwas mühsamer und gewagter, geht es über die Gletscher hinüber, die in das Thal hereinhängen und förmlich zu einer solchen Bergfahrt verlocken.

Was diese Wildwasser und diese eisbeschuppten Ungethüme zuwege zu bringen im Stande sind, davon zeugen die Granitkolosse, die sie aus dem Knochengerüste der Berge gerissen, und die nun in der Thalsohle verstreut liegen und als Moränengänge weit hinauf die Bahn dieser Felsenstürze bezeichnen.

Trotz dieser Greuel der Verwüstung, die man auf dem Wege findet, scheint der Thalboden durchaus gesichert und ladet zu einer längeren Siesta ein, mit der überdies eine Cur zu verbinden ist. Was in Marienbad und in anderen böhmischen Bädern nur gradatim und im Wege der langsamen Erleichterung erreicht wird, das vollzieht sich hier rasch mit dem drastischen Mittel des „Keeswassers“ oder der „Gletschermilch“. Sozusagen von den Schulterblättern werden die Residua des Leibes gerissen, und mit ihnen verschwindet das physische Unbehagen und gleichzeitig jene „Maulhängolie“, die verdrossen für die Gesellschaft macht und, was noch schlimmer und sträflicher ist, zu poetischen Hervorbringungen verleitet, die dann gewöhnlich in den Fremdenbüchern als Guano abgelagert werden.

In Sand war an meinem Besuchstage Kirchweih, aus allen Thalschluchten fanden sich die Eingebornen in den seltsamsten Trachten zusammen. Die Nacht vorher war etwas unruhig; die jungen Bursche hatten nämlich Fahnenwacht zu halten; es wäre ein Schimpf für die Tauferer, und zwar auf Jahre hinaus, wenn es dem Muthwillen der Gegner aus den nächsten Ortschaften gelänge, die Fahne zu stehlen, auf die sie es bei solchen Festtagsanlässen immer abgesehen haben.

Die Weiber, die an diesem Tage ihre Männer aufgeräumt und „bei der Schneid" haben wollen, kaufen für sie schon am frühen Morgen große Quantitäten Branntwein und vorzüglich den nachbrennenden Enzian ein. Das ist wohl ländlich sittlich, aber geradezu abscheulich; und so geschah es auch, daß ich nur mit Mühe und Noth meinen Gaul zurückhalten konnte, um nicht einen Besoffenen von Gnaden und durch Verführung seines Weibes zu überfahren, der sich in meinen Weg gestellt und mich mit einem Liede begrüßen wollte, dabei aber aus den Angeln und in die Jauche gedreht wurde.

Die Freude verwildert stets die Tauferer, die sonst ein ganz tüchtiges Völklein sind, unter dem sich recht gut leben läßt, und das selbst nicht durch religiöse Vorurtheile die Fremden zu terrorisiren sucht, wie dies in vielen Thälern des Landes Tirol dummer Brauch ist.

Vom Stilfser-Joche und aus Bozen.

1.

Bozen, im Juni 1877.

Ich brauche mit meinem Alter nicht mehr Versteckens zu spielen und sage frischweg und gerade heraus, daß es in einer längstvergangenen Zeit war, als ich zum erstenmale das Stilfser- oder Wormser-Joch befahren hatte. Die Ortlerspitze, auf die

man von dieser höchstgeführten Kunststraße die Ausschau hat, ist also eigentlich meine uralte Bekannte, und ich habe es ihr nur mittlerweile im Laufe der Jahre widerwillig nachthun müssen und trage wie sie selber einen weißen Scheitel, während ich ihr in jener Zeit noch mit braunen Haaren meine Verehrung erweisen konnte.

Man trifft nicht ungerne mit alten Bekannten zusammen, und schon aus diesem Grunde nahm ich das Anerbieten, wieder eine starke Strecke auf diesem Grenzjoche hinanzufahren, freudig an, obwohl der Anlaß diesmal ein trauriger ist und es sich heute darum handelte, der stumme Zeuge eines gerichtlichen Augenscheines zu sein, durch den der Beweis hergestellt werden sollte, ob auf dem Wege von Trafoi zur Franzenshöhe, und zwar an den jäh abfallenden Stellen der Jochübergangs-Straße ein Mord oder Selbstmord begangen worden sei.

Als eine seltsame Laune des Zufalles, der in jedem Menschenleben eine nicht unbedeutende Rolle spielt, muß ich bezeichnen, daß ich selber beiläufig bei der nämlichen Stelle, wo der Augenschein vorgenommen wurde, in jener längstvergangenen Zeit meiner ersten Fahrt über das Wormser-Joch fast verunglückt wäre.

In den Monaten Mai und Juni des Jahres 1843 war noch starker Schneefall in der Gebirgsregion des Adamello und Ortler, und selbst der Monat Juli, in dem nach einem plötzlichen Wetterumschlage die Sonne intensiv zu wirken begann, schien wegen der eventuellen Lawinengänge für eine Fahrt über das Wormser-Joch nicht ganz geeignet. Allerdings waren in jener Zeit die Schutzgalerien auf der österreichischen Seite des Joches noch in einem besseren Stande sorgfältiger Erhaltung als heute, und es war immer eine große Anzahl von Arbeitern bis zur Ferdinandshöhe hinan im activen Dienste, um bei einem möglichen Lawinen-Niedergange zwischen den Schutzdächern der hölzernen Galerien sofort mit vollem Eifer thätig einzugreifen.

Von Lawinengängen war damals meine Fahrt allerdings nicht gefährdet; es traf aber noch Aergeres ein. Unweit der Franzenshöhe nämlich wurden die Pferde, die bisher über die Schlangenwindungen der Straße lustig ausgeschritten waren, plötzlich verzagt, scheuten und schüttelten sich. Ein Blick, den ich und mein Begleiter nach der Höhe warfen, überzeugte uns sofort, daß es sich für uns um Leben oder Tod handelte, und daß der letztere fast wahrscheinlicher war. Auf den Höhen war es von abstürzenden Felsblöcken und -Trümmern lebendig, und schon im nächsten Augenblicke knickten diese entfesselten Blöcke in wildem Niedersturze vor und hinter uns die starken Brustwehren der Straße wie Binsenhalme und rissen sie in die Tiefe. Wäre unser Fahrzeug in der Sturzlinie eines einzigen solchen Blockes gewesen, wir wären unrettbar über die Abhänge der Straße gerissen worden. Nur dem glücklichen Zufalle und jedenfalls auch der Geistesgegenwart eines vierzehnjährigen Jungen, der uns als Kutscher führte und der den Pferden die Zügel hinwarf und diese durchgehen ließ, hatten wir zu danken, daß wir mit heiler Haut über diese gefährliche Stelle hinweg und an eine geschütztere kamen, wo sich die Pferde nach dem gestrecktesten Gange aus freien Stücken wieder besänftigten.

Diese Reminiscenz meines Leben glaubte ich auffrischen zu müssen, da es sich zufällig trifft, daß ich beiläufig an der nämlichen Stelle der unbetheiligte Zeuge eines Augenscheines sein sollte, der als schwerstes Gewicht in die Schale des Processes Tourville fallen und über Schuld oder Nichtschuld eines Mannes entscheiden mußte, der durch mehrere Tage vor den Geschwornen und Richtern mit allem Aufgebote seiner geistigen Mittel und mit der unzulänglichen Kenntniß der deutschen Sprache zu kämpfen hatte, um die Beweise zu erbringen, daß er nicht der Mörder seiner Frau sei, und daß diese selber als Selbstmörderin durch einen freiwilligen Sturz über die Abhänge des Wormser-Joches ihrem Leben ein Ende gesetzt hätte.

Ich spreche unumwunden und ehrlich aus, wie schroff und hart es auch klingen möge, daß in uns Allen die Bestie steckt, und daß sie nur bei dem Einen oder Andern mehr oder weniger gezähmt und gebändigt ist. Es ist die Bestie in dem Menschen, die sich aus dem wohlthätigen Schlafe aufrafft, um rechtzeitig bei einer Hinrichtung am frühesten Morgen zu erscheinen. Wenn Jemand auf dem Glatteise oder auch auf ebener Straße hinschlägt und selbstverständlich nicht die Bewegungslinien der Schönheit vor dem Falle beschreiben kann, werden von Hunderten neunzig Zuschauer über den Gefallenen lachen, und von Zehn wird vielleicht kaum Einer eine Hilfeleistung anbieten und fragen, ob der Verlachte nicht ein Bein gebrochen habe. Aus den Augen jener Neunzig lacht wieder nur die Bestie heraus, und sie lauert schon in dem grausamen Spiele des Kindes, das gedankenlos einem Falter die bunten Flügel ausreißt. Wird sie nicht frühzeitig gezähmt, so findet sie schließlich nur im Morde ihr sattes Behagen.

Es ist ein schreckhaftes Zeichen der Zeit, das aber vielleicht seinen Erklärungsgrund in dem Massenmorde der Kriege unseres Jahrhunderts findet, für deren Vernichtungswerkzeuge aller Witz aufgeboten wird, daß man den Mord und Selbstmord schon wie einen Sport treibt, dafür jedes Raffinement aussinnt und sich von den seltsamsten phantastischen Einfällen bestimmen läßt.

Diese Bemerkungen habe ich nur nebenbei angedeutet, und sie stehen in keinem festen Causalnexus mit dem Processe, der sich in Bozen abspielte und in den die letzte Klarheit angesichts der Riesenberge der Ortlergruppe gebracht werden sollte. Konnte diese, und lag selbst der hellste Sonnenschein auf allen Höhen, mit dem durch Sympathie oder Antipathie gebrochenen und getrübten Menschenurtheil erbracht werden?

An zwei Verhandlungstagen war ich im Gerichtssaale zu Bozen und hatte mir den Mann, der unter der wuchtigen Anklage eines Mordes stand, genau angesehen; ich hätte aber, trotzdem

die meisten Indicien den Selbstmord seines angeblichen Opfers ausschlossen, dennoch angestanden, ihn geradezu „Mörder!“ anzurufen.

Wer eine Zeitlang Criminal-Lektüre getrieben hat, der dürfte die Wahrnehmung gemacht haben, daß in den meisten Fällen durch die kleinsten und geringfügigsten Objecte auf die Spur eines Verbrechens geführt wurde. Unter sämmtlichen Corpora delicti jenes Processes war ein abgebrochener Sonnenschirm-Griff ein solches Object, das von dem Angeklagten mit aller Mühe nicht von seinem Fundorte zu beseitigen war. Lady Macbeth sucht als Traumwandlerin die imaginären Blutflecken von der Hand zu wischen, nnd man hat fast Mitleid mit der armen Frau, trotzdem sie die Urheberin eines Mordes war. Ein Vergleich zwischen dem Geschöpfe Shakespeare's und dem angeklagten Tourville, der über jenes fatale Fundstück nicht hinwegkonnte, liegt nicht auf Meilen abseits.

Ich habe mir auch die Zeugen, die während meiner Anwesenheit im Gerichtssaale vorgeführt wurden, genau beobachtet und kein Wort von den verlesenen Zeugenaussagen verloren. Als eine Ironie des Zufalls erschien mir, daß sich im Juli vorigen Jahres in der Nähe des Thatortes eines Mordes oder Selbstmordes und zur nämlichen Zeit zwei Leute, der Eine mit einer Botanisirbüchse, der Andere mit einem Schmetterlingfänger, herumtrieben, um Alpenkräuter zu sammeln und Vierflügler an die Nadel zu stecken. „Der Knabe, der das Alphorn blies, hat alle Schuld daran“, daß eine Lawine zum Absturz gebracht wurde. Würden jene Beiden vielleicht weniger eifrig gewesen sein, so wäre wahrscheinlich ein Verbrechen oder die verzweifelte Schuld eines Selbstmordes verhindert worden; ihre Dazwischenkunft hätte eine Unthat oder Schuld im Keime vernichtet.

Nach den Verhandlungstagen, die ich im Gerichtssaale zugebracht, darf ich mir wohl auch eine kurze Bemerkung über die Durchführung dieses Processes gestatten, der, wie leicht be-

greiflich, die Bewohner der alten Kaufherrenstadt Bozen in vollem Athem und auf den Beinen hielt. In erster Linie kann dem Gerichts-Präsidenten, Grafen Melchiori, nicht bestritten werden, daß er die Verhandlung mit dem gehörigen Ernste, den ein solcher Fall verlangte, und mit einer exemplarischen Selbstbeherrschung leitete. Wie auch die subjective Ansicht, die er sich gewiß auf Grundlage des von ihm in allen Details beherrschten reichen Beweismateriales gebildet hatte, geartet sein möge, für ihn war der Angeklagte trotzdem noch nicht der Schuldige und die Anklage nicht ein unantastbares Dogma. Das will nicht sagen, daß er etwa die Zügel locker in der Faust hielt; er zog sie allezeit stramm zusammen, wenn eine Ausschreitung von Seite der Anklage oder Vertheidigung im Anzuge war. Er stammt noch aus jener richterlichen Schule, welche den Angeschuldigten nicht vorweg als Verbrecher behandelte, bevor noch alle Beweise für und wider ins Treffen geführt waren. Das Gebot der Humanität muß auch für den Richter gelten, und er darf es zumal dort nicht überhören, wo sich ein Mensch, der unter der schwersten Anklage eines Mordes steht, um sein bestes Theil, um seine Ehre und sein Leben, zu wehren hat. Es mag recht bequem sein, die Anklage wie ein unbrüchiges Eisengitter zu gestalten und, nachdem man darin den Beschuldigten eingefangen, die Ausgangsthüre zu vernieten; eine Anklageschrift aber kann nie ein solches Kerkergitter sein, und es ist, wie richtig und rationell sie auch gegliedert erscheine, doch die Möglichkeit vorhanden, daß sie durch ein ungeahntes und überraschendes Beweismotiv aus allen Fugen gerissen werden könne.

Für die Bozener lag damals der Schwerpunkt der Weltgeschichte nicht etwa in Paris oder an der unteren Donau, sondern im Gerichtssaale, wo der Fall Tourville zur Reife gebracht wurde. Das Gerücht, daß hohe Wetten auf den Ausgang dieses Processes gemacht wurden, und ein anderes, daß der ganze Saal überwiegend von Engländern occupirt wurde, war ein

müßiges. Was von Engländern im Auditorium auf den Bänken saß, war in zweiter Linie an dem Processe betheiligt: das waren nämlich die Verwandten und Vertreter der Ermordeten oder Selbstmörderin, deren Mann nur einen Freispruch um den Preis erringen konnte, wenn es ihm gelang, das Stigma des Selbstmordes auf das Gedächtniß seiner Frau zu brennen.

Im Saale befanden sich gleichsam als erbgesessene Habitués für diesen Proceß angesehene Bürgerfamilien, doch nicht in drangvoller Pressung, wie dies der leidige Fall bei Sensations-Processen in Wien ist. Man hatte dort nur eine sehr beschränkte Anzahl von Karten ausgegeben. Die mit Eintrittskarten Versehenen wurden selbstverständlich von Jenen beneidet, die sich vor Beginn und zum Schlusse einer Verhandlung auf der Straße drängten. Die Neugier der Menge war hauptsächlich auf einen Zielpunkt gerichtet, nämlich darauf, den Angeklagten zu sehen, wenn er aus dem Wagen stieg, in dem er aus der Frohnveste gebracht wurde, und wenn er wieder nach einer Sitzung über die Treppe niedergestiegen war. Nicht etwa gebeugt, sondern leichten und sicheren Ganges, als ob er von dem fröhlichsten Besuche käme, passirte er die Hecke bis zum Wagen. Nachdem Tourville in Wahrheit des begangenen Mordes an seiner Frau überwiesen wurde, haben wir an ihm einen Schauspieler gesehen, mit dem in Parallele gebracht Garrick und Ludwig Devrient nur arme Stümper gewesen wären.

2.

Wien, im Juli 1877.

Nach Aufzeichnungen, die ich an Ort und Stelle gemacht, schildere ich in objectiver Weise die markantesten Erscheinungen des Processes Tourville, welcher nach wie vor eine Cause célèbre in den criminalistischen Annalen bleiben wird.

Unter den praktischen Lehren, die in meiner Jugendzeit mir meine Großmutter auf den Lebensweg mitgeben zu müssen

glaubte, blieb und bleibt mir unauslöschlich jene eingeprägt, einen Lotteriezettel oder ein Spiellos, die ich zufällig fände, nicht aufzuheben, lieber sie gar zu vernichten, um mir nicht eine müßige Hoffnung einzuwirthschaften. Mit dem in mir befestigten Grundsatze dieser Lehre qualificirte ich mich wahrlich nicht zu einem Manne, der sein Glück auf dem Zufallswege der Lotterie zu machen versucht. Trotzdem aber hätte ich eher geglaubt, die namhafte Summe von zweihunderttausend Gulden durch einen glücklichen Treffer gewonnen zu haben, als mir wahrscheinlich erschien, daß die Nummer der „Neuen Freien Presse" confiscirt worden sei, in welcher mein erster Artikel über die Tourville-Affaire erschienen war. Ein an mich nach Spondinig gerichtetes Telegramm, das mir auf dem Stilfser-Joche von einem Collegen eingehändigt wurde, überraschte mich mit dieser unglaublichen Nachricht. Nun meine ich, der als Verfasser ja doch am besten den Inhalt seines Artikels kennen dürfte, daß davon neunundneunzig Percent auf einen am Stilfser-Joche begangenen Mord hindeuten, und daß nur Ein Percent die Möglichkeit einer anderen Verunglückung der armen Frau Tourville zuläßt. Mit diesem Einen Percent aber sollte ich, nach der Auffassung der Staatsbehörde, die Sympathie für den Angeklagten erweckt haben, während die neunundneunzig Percent wirkungslos geblieben wären? Ich kann wohl ohne Selbstüberschätzung behaupten, daß ich meine Gedanken ziemlich klar zum schriftstellerischen Ausdruck zu bringen vermag, und daß dieser keine beliebige Ausdeutung des eingebornen Sinnes verträgt; ich müßte denn mein Handwerk, das ich seit einer Reihe von Jahren in allen Ehren treibe, während meiner letzten Reise nach Bozen verlernt haben.

Dies glaubte ich zu meiner Rechtfertigung voranschicken zu müssen, und jetzt führe ich meine Leser auf die Höhen des Stilfser-Joches, ohne ihnen freilich den frischen Temperaturwechsel vermitteln zu können, der ihnen im Dunstkreise einer Großstadt erquicklich zustatten käme.

Schon einen Tag früher, bevor noch die Gerichts-Commission abreiste, um den Augenschein bei den im Tourville-Processe vielgenannten zwei Absturzstellen vorzunehmen, fuhr ich in das Ortlergebiet hinein, und ich kam der Commission bereits von der Franzenshöhe herab entgegen, als sie erst über die Serpentinen-Straße hinanfuhr. Mit meiner anticipirten Reise wollte ich einen Vorsprung gewinnen, um mir genau die beiden Marterstellen besehen zu können, was am Tage des gerichtlichen Augenscheines, für den nur eine officielle und keine fremde Neugier zulässig erschien, unthunlich gewesen wäre.

Den Abend und die Nacht vor dem commissionellen Augenscheine, also am 26. Juni, verbrachte ich auf der Franzenshöhe, auf einer Höhe von 6907 Fuß über dem adriatischen Meere. Eine an dem Profil des Gasthauses, in dem ich abgestiegen, angebrachte Marmortafel signalisirt deutlich diese Seehöhe. — Trafoi, von wo ich auf der in Serpentinen geführten Hochstraße nach zweistündiger Fahrt angekommen war, liegt auf einer Seehöhe von 4971 Fuß. Beiläufig auf halbem Wege zwischen Franzenshöhe und Trafoi, somit nahezu 6000 Fuß über See, befinden sich die „Absturzstellen". Einen solchen Scenenwechsel für die Proceß-Fortsetzung hat wohl nie ein Verhandlungsaal erfahren. Aus dem alten Kaufhause oder Mercantil-Gebäude in Bozen wurde für einen Tag die Scene in das Ortlergebiet verlegt, um namentlich den Geschwornen ein richtiges Bild des Thatortes zu ermöglichen. Statt des unablässigen Glockengebimmels, das in Bozen oft störend in den Sitzungsaal hineintönte, rauschten hier aus der Thaltiefe die Gletscherwasser herauf. Den „Absturzstellen" gegenüber und sozusagen „zum greifen" nahe ragen der über 11.000 Fuß hohe Monte Cristallo und die fast 11.000 Fuß erreichende Madatsch-Spitze empor, und zwischen beiden streckt sich der Madatsch-Gletscher herab, dessen geriffte, zerklüftete und in Eisnadeln zugespitzte Zunge für das unbewaffnete Auge sichtbar ist.

Ich habe die Serpentinen-Straße des Stilfser- oder Wormser-Joches seltsam verändert und ich möchte sagen, zu ihrem Nachtheile verwildert gefunden. Als ich sie im Jahre 1843, also nach fünfzehnjährigem Bestande, zum ersten Male befuhr, hatte sie den verdienten Ruf nicht allein der höchst-, sondern auch der bestangelegten europäischen Bergstraße. Von Trafoi war sie auf und auf bis zur Confine der zweiten Casetta bei Rotteri, der sogenannten „Ferdinandshöhe", an der Bergseite durch zahlreiche Holzgalerien und gegen die Thalseite durch feste Barrièren und Brustwehren geschützt. Erstere schützten die Verkehrenden gegen eventuelle Lawinengänge, die an diesen Steilabhängen, zumal bei Beginn der Sommersaison, bedrohlich sind; letztere verwehrten im gefährlichen Falle, daß Schnee- oder Steinlawinen zwischen den Schutzdächern niedergingen, einen Absturz der Wagen, Säumer und Fußwanderer in die Thaltiefen. Jahraus jahrein, im Winter selbstverständlich noch in verstärkter Anzahl, waren Wegmeister und Straßenräumer auf dem Joche in unausgesetzter Thätigkeit, um bei einer Katastrophe durch die elementaren Ausschreitungen der Natur sofort mit ihrer Hilfe zur Hand zu sein. Von jenen Schutzgalerien ist keine Spur mehr vorhanden; statt der mit Querbalken durchzogenen Barrièren und der nothwendigen Brustwehren an den Serpentinwendungen befinden sich nur mehr in weiten Abständen schwache und wacklige Pflöcke; die reiche Anzahl von Arbeitern wird heute durch ein unzureichendes Dutzend von Taglöhnern vertreten, die kaum das Nothdürftigste abzuräumen und auszuflicken vermögen. Die Stilfser-Jochstraße war einst solid und sauber gehalten, und man hatte auf ihr, wie hoch es auch ging und wenn man selbst nicht zu den Schwindelfreien gehörte, das Gefühl der vollsten Sicherheit. Wer es forciren wollte und sich Relaispferde stellen ließ, der konnte bis zur Ferdinandshöhe im leichten Trab fahren. Seit dem Jahre 1848 datirt der Verfall dieser Kunststraße, und mit ihrem alten Ruhme ist es aus und vorüber. Ihr verwahr-

loser Zustand, über den nicht allein die Kopfscheuen ein Recht zur Klage haben, schließt das Gefühl der Sicherheit aus. Wenn nicht schon in einer allernächsten Zeit wieder eine größere Sorgfalt an sie gewendet würde, so müßte sie lieber ganz dem Verkehre entzogen werden, denn es dürften nur Waghalsige, Bergfexe und Lebenüberdrüssige eine Fahrt oder einen Gang über das Wormser-Joch riskiren. Ein Abriß in die Tiefen in Folge eines Lawinen- oder Geröllganges und ein Absturz durch neugieriges oder leichtsinniges Vortreten an den scharf und jäh abfallenden Stellen der Straße liegt heute stets im Bereiche der Möglichkeit.

Diese Bemerkungen sind in voller Abstraction von dem in Bozen durchgeführten Processe gemacht, durch dessen Schlußverdict der angebliche Selbstmord der Frau Tourville auf dem Stilfser-Joche als Mord durch die verbrecherische That ihres Mannes stigmatisirt wurde, und ich beabsichtigte damit und zielte dahin ab, die Straßenbau-Verwaltung auf den bedenklichen Nothstand dieses früher so wohl beleumundeten Objectes aufmerksam zu machen.

Trotzdem die Abendluft kalt auf der Franzenshöhe strich, verließ ich dennoch die von dem vorsorglichen Wirthe warm geheizte Gaststube, um dem Ortler die Ehre zu erweisen. Alles, was man von Trafoi aus an schneebedeckten Höhen und Felsschroffen, an Steilwänden und Gletschern anstaunt und bewundert, gehört zum mächtigen Ortlerstocke; doch erst von der Franzenshöhe aus sieht man seine scharf zugeschnittene höchste Spitze, die über das ungeheure Schnee- und Eisfeld des „Oberen Ferner" aufragt und deren unterer Theil durch einen vorspringenden Rücken des Madatsch verdeckt wird. Der Bergkoloß, der sich rechts von der Ortlerspitze in einer furchtbaren Eiswüste aufthürmt, ist die über 12.000 Fuß hohe „Königswand". Das Alles baut sich scheinbar in der nächsten Nähe auf; dazwischen aber klaffen Schlünde und Abgründe, und die Ortlersteiger wissen zu erzählen,

wie schwer und hart es fällt, diesem 12.356 Fuß hohen Herrn auf den Scheitel zu treten.

Nachdem ich am Morgen des 27. Juni um vier Uhr aufgebrochen war, stand ich zwei Stunden später auf der Jochhöhe zwischen Tirol, Italien und der Schweiz, nämlich 8804 Fuß über dem Meere. Die Jochstraße zieht sich von der Franzenshöhe in Serpentinen an den Wänden eines einöden und von jedem Baumwuchse verlassenen Felsen-Amphitheaters empor. Höchst selten ist dieser Theil der Straße schneeleer, und noch im Juli baut oft frischer Schneefall klafterhohe Mauern auf, die freilich wieder rasch durch eine intensive Sonnenwirkung weggeschmolzen werden.

Die Cantoniera oder Casetta, zu der man auf halbem Wege von der Franzens- zur Ferdinandshöhe gelangt, ist verschlossen und unbewohnt; das durch Lawinendruck geschädigte und zerlöcherte Dachwerk weist nicht die dürftigste Reparatur auf. Bis zu dieser Cantoniera war an einem Sonntage, am 16. Juli vorigen Jahres, Tourville mit seiner Frau gefahren und hatte, weil diese angeblich nicht mehr die Schwindelfahrt auf den Serpentinen vertragen konnte, Kehrt machen und den Wagen vor dem Gasthause auf der Franzenshöhe halten lassen. Die Sage der Leute spricht davon, daß er und seine Frau dort Einiges über den Durst getrunken und sich etwas angeheitert zur Rückfahrt angeschickt hätten.

Schwindelfrei und ziemlich wetterhart, machte ich theils im Wagen und theils zu Fuß noch das letzte Stück zwischen festgebackenem Schnee und auf glatteisigem Boden bis zur Confine der Ferdinandshöhe. Mit der Zeit im Gedränge, durfte ich mir nicht erlauben, noch das halbe Stündlein bis zur ersten wälschen Straßenstation von Santa Maria hinunterzulaufen, und ich mußte mich darauf beschränken, bis zur ersten Serpentinwendung hinauszugehen, die recht eigentlich eine Dreiländer- oder Dreisprachenspitze bildet. Nordwestlich ginge es in einen Seitengrund

der romanischen Schweiz, in das Münsterthal, hinein, und südwestlich, die Serpentinen einhaltend, käme man durch Felsengalerien und an dem Ursprung der Adda vorüber erst nach Bormio und weiter in das Veltlin hinaus.

Weltvergessen einsam ist es auf der Ferdinandshöhe. Die Spitze des Ortler tritt, von hier aus gesehen, etwas höher aus der Schneewüste seines Oberen Ferners. Fast noch grauenhafter ist der Ausblick nach der italienischen Seite, und die graubraunen Wände des Brauglio zur Rechten, wie auch die Schneefelder des flachgekuppelten Monte Cristallo gestalten das Bild nicht freundlicher. Auch die Cantoniera der Confine ist verlassen und unbewohnt; sie wäre recht geeignet, daß sich ein Manfred Byron'scher Factur darin häuslich niederließe.

In starken drei Viertelstunden ging es von der Jochhöhe hinab und zurück zur Franzenshöhe, wo für mich wieder nicht eines längeren Bleibens war, da in einer Stunde die Gerichts-Commission auf halbem Wege von Trafoi eintreffen mußte, um den Augenschein an der ersten und zweiten Absturzstelle vorzunehmen. Wir trafen sie auch richtig unterwegs; sie hatte aber vor der eigentlichen Action noch einen Aufstieg zur Franzenshöhe vor. Bis zu ihrer Rückkehr besah ich mir, was ich schon am Vortage gethan, die beiden Absturzstellen noch etwas genauer.

Die erste Absturzstelle, bis zu welcher Tourville mit seiner Frau gefahren und wo er, angeblich auf deren Wunsch, mit ihr ausgestiegen war und den Wagen nach Trafoi vorausgeschickt hatte, befindet sich, von Franzenshöhe aus gerechnet, an der sogenannten „Kalkwendung" der siebenten Serpentine. Hier wäre, wie der verurtheilte Tourville zuerst angegeben, seine Frau durch einen unvorsichtigen Schritt ausgeglitten und abgefallen, und von dieser Stelle hätte sie sich, wie er später behauptete, in selbstmörderischer Absicht abgestürzt. Das Absturzterrain beträgt in seiner ganzen Länge fünfundsiebzig Meter; die obere Strecke ist mit einzelnen Steinen, die untere mit Gerölle bedeckt. Nach

der Angabe des Verurtheilten wäre seine Frau über das Gemäuer auf den Kopf abgefallen und dann bis zu einem Lärchbaume gerollt, zu dem er auf einem Umwege abgestiegen und von wo er sie heraufgeholt und sie trotz des vorangängigen Sturzes bis zur zweiten Absturzstelle begleitet hätte. Die Zähigkeit und Widerstandsfähigkeit der Physis ist nicht bei allen Menschen eine gleiche; der Eine fällt auf ebenem Boden und bricht sich ein Bein, während ein Anderer vom ersten Stockwerke eines Hauses fällt und, sich wieder erhebend, unbeschädigt weitergeht. Wer sich das Terrain der ersten Absturzstelle angesehen, mußte, bevor noch der Wahrspruch auf Schuldig gefallen war, seine Zweifel und Bedenken darüber haben, daß eine fast zwei Centner schwere Frau einen Sturz von einer zehn Fuß hohen Mauer auf dieses Terrain mit heilen Gliedern überdauert hätte. Thatsache war, daß man auf diesem Terrain verschiedene Werthgegenstände, die Frau Tourville an einer Leibschnur getragen hatte, verstreut an mehreren Stellen vorgefunden; und Thatsache war weiters, daß ein Schafhirt von der gegenüberliegenden Madatsch-Alpe um die angegebene Zeit einen Mann und eine Frau in einer Distanz von sechs Klaftern auf der langgezogenen Straßen-Serpentine abwärts gehen gesehen hatte. Ich besah mir, während man die Fundstellen der Gegenstände bis zum Eintreffen der Augenscheins-Commission abpflöckte, dieselbe aus einiger Entfernung mit bewaffnetem Auge und verglich die neuen mit den Tags zuvor gemachten Wahrnehmungen. Das Absturzterrain wird schräg durch einen Fußpfad überquert, der allerdings mit einem mühsameren Aufstiege, aber auch schneller von der unteren zur oberen Serpentine und hart an der Lärche vorüberführt, bis zu welcher die gestürzte Frau Tourville abgerollt sein sollte.

Richtet man von der Straße über dieser Absturzstelle den Blick thaleinwärts und links in die Tiefe, so beherrscht man die öde Wildniß des Klammbaches, der unter der erwähnten

Madatsch-Alpe tosend und scharfen Gefälles zu Thal geht und sein Geräusch mit dem der anderen Gletscherbäche verbindet, die sich in vehementen Katarakten oder in eiligem Zickzacklaufe aus dem Eise losringen. Rechts von der Alpe zieht sich der Madatsch-Gletscher mit seinen blauen, theilweise überschütteten Eismassen herab und wird von den gleichnamigen Spitzen und von den „Hinteren Wandeln" mit dem „Pleißhorn" überragt.

Die zweite Absturzstelle ist, in einem Viertelstündchen erreichbar, auf der neunten Serpentine. Auch hier und fast noch entsetzlicher rumort von unten der Klammbach herauf, und unweit davon ist die Einöde der „heiligen drei Brunnen" (tres fontes, in der Vulgärsprache: Trafoi), von denen das ganze Thal den Namen hat. Darüber streben die Steilwände, Riffen und blauen Eisbrüche des „Oberen Ortler-Ferners" empor; zur Rechten steigt der „Untere Ferner" erst scharf an, wendet sich dann thaleinwärts und schließt sich an die Wände; wieder von diesem Ferner rechts und nur durch den Grat des „Ziegerballn" getrennt, leckt der Trafoier Ferner mit seiner Eiszunge fast die Thalsohle. Beide Ferner sind an ihrem Vereinigungspunkte in der Höhe von einem Eisgrat überbrückt, aus dem dunkles Felsgestein an vielen Stellen hervorbricht. Der untere Ortler-Ferner schiebt sich an den Auslaufwänden der hier nicht sichtbaren Ortlerspitze und der Trafoier Ferner an denen des Madatsch herab. Das ist die Ausschau, die man von der zweiten Absturzstelle auf einen Theil des Ortler-Systems hat, und mit einem Blicke thalauswärts und über das Etschthal hinweg erschließt sich ein mächtiges und prächtiges Bild auf die Oetzthaler Eisberge.

Die Anklage bezeichnete diese Stelle als den Schauerort, auf dem am 16. Juli vorigen Jahres der Gattenmord vollbracht wurde, und die Geschwornen schlossen sich nach erhobenem Augenschein an Ort und Stelle der Anklage und Ausführung an: „Henry Tourville hat seine Gattin plötzlich und unversehens von der Straße auf das Steingerölle gestoßen, ist im nächsten

Momente nachgesprungen, hat auf ihren Kopf mehrere wuchtige Schläge geführt; das Opfer widerstand nicht, das nach wiederholten Schlägen und durch den plötzlichen Fall und Schrecken laut- und bewußtlos gemacht war. Nachdem der Mörder den Körper aus der Sichtweite der Straße gebracht hatte, nahm er demselben die Werthsachen ab, und es ging nun rasch über das mehr oder weniger geneigte Terrain der Tiefe und dem Abhange, 113 Meter unter der Straße, zu; wieder ein Stoß genügte, und die Leiche mußte über einen Felsen auf die Stelle fallen, wo man sie aufgefunden hatte."

Der Augenschein auf dem Stilfser-Joche war vorzugsweise eine Distanzen-Bemessung mit der Uhr in der Hand, um den Geschwornen an dem Thatorte die klare Ueberzeugung zu vermitteln, es sei die Anklage im Rechte mit ihrer Behauptung gewesen, daß Tourville nach vollbrachtem Morde auf der zweiten Absturzstelle noch die erforderliche Zeit hatte, um die seinem Opfer abgenommenen Werthsachen auf die erste Absturzstelle hinanzutragen, zu verstreuen und dann von dort noch rechtzeitig in Trafoi einzutreffen. Durch das Verdict der Geschwornen wurde der Beweisversuch der Vertheidigung entkräftet und abgelehnt, die bestritten hatte, daß ihrem Clienten die physische Zeit geblieben wäre, nach vollbrachter That auf der zweiten zur ersten Absturzstelle emporzusteigen und von dort selbst im schnellsten Eilgange nach Trafoi zu gelangen.

Der Fundort der Leiche war unweit von den „heiligen drei Brunnen", zu denen von Trafoi aus ein Spaziergang über Wiesen, durch Wald und über Gerölle in drei Viertelstunden führt. Eine Capelle, deren Standort in der Thalsohle schon die stattliche Höhe von 5075 Fuß hat, und eine Hütte mit den Holzbildwerken des Christus, der Maria und des Johannes, aus deren Brüsten durch eiserne Röhren eiskaltes Wasser läuft, sind die religiösen Curiositäten dieses weltvergessenen Thalgrundes. Diese Schutzheiligen des Thales vermochten leider die Trafoier

Gegend nicht vor dem Verbrechen eines entsetzlichen Mordes zu schützen. Die Trafoier aber hatten in der letzten Zeit davon den praktischen Vortheil, und es werden sich voraussichtlich auch in der Folgezeit mehr Fremde und namentlich Engländer als in früheren Jahren in Trafoi einfinden, die eigens die Fahrt auf das Stilfser-Joch unternehmen dürften, um in der Heimat von ihrem Augenschein der beiden Absturzstellen erzählen zu können.

3.

Wien, 11. Juli 1877.

Während der Rückfahrt aus dem Trafoier-Thale nach Spondinig, wo ich zur Nachtherberge abstieg, hatte ich meine eigenen Gedanken über die verbrecherische That, die vor den Gerichtsschranken in Bozen durch ein Geschwornen-Verdict gesühnt werden sollte, und diese Gedanken verdichteten sich nachgerade zu einem festen Gewebe, auf dem ich mir ein selbstständiges Bild über den Vollzug des Mordes auf dem Stilfser-Joche herstellte. Die Nachtherberge in Spondinig war zudem ganz geeignet, das erst umrißliche Bild auszugestalten.

Die aufgehende Sonne sah ich am frühesten Morgen auf dem Endpunkte der Jochhöhe, ihren Niedergang um unsere ganze Schneeberghöhe tiefer, draußen im Etschthale, und zwar in dem einzelnstehenden Gasthause, aus dem Tourville mit seiner Frau am 16. Juli vorigen Jahres Vormittags ausgefahren und wohin er gegen Mitternacht und als Verhafteter zurückgebracht worden war, weil man am tosenden Klammbache, in der Nähe der „heiligen drei Brunnen" seine Begleiterin als Leiche aufgefunden hatte.

Ich bewohnte im Gasthofe zu Spondinig ein Zimmer des ersten Stockwerkes und wurde tief hinein in die Nacht durch das Getrabe einer Engländerin gestört, die sich über mir, und zwar in der nämlichen Wohnung eingemiethet hatte, welche

Herr und Frau Tourville vor ihrer Auffahrt zum Stilfser-Joche innegehabt und wo der gleich anfänglich eines Mordes an seiner Frau Verdächtige bis zu seiner ersten Freilassung am 23. Juli verhaftet geblieben war. Die Engländerin kannte ich bereits aus dem Verhandlungssaale in Bozen; sie gehörte zur Verwandtschaft der armen Frau Tourville und hatte selbstverständlich das lebhafteste Interesse, alle Phasen des gegen den Mörder angestrengten Processes auf die weitesten Distanzen zu verfolgen. Abgesehen von ihrem berechtigten Interesse, mußte mich doch die nachtwandelnde Störung dieser Dame verdrießen, zu der sie das ausgiebigste Piedestal hatte. Wie hier für meine Nachtruhe unzuträglich, war eine andere, gleichfalls englische Begegnung auf der Franzenshöhe für mich wieder nicht über die Maßen erfreulich. Dort kam nämlich bald nach meinem Eintreffen der im Processe Tourville oftmals genannte Detective mit seinem Generalstabe angefahren. Ich begreife vollkommen die Nothwendigkeit des Geschäftes, welches dieser Mann treibt; es leuchtet mir aber nicht recht ein, wie man sich als ein solcher Functionär geberden könne, als ob man das Foreign Office der drei britischen Königreiche und dazu des neuen Kaiserreiches in Indien zu leiten hätte.

Die erste Freilassung Tourville's im vorigen Jahre erfolgte, weil das Parere der Gerichtsärzte die Möglichkeit offen gelassen hatte, daß der Tod auf eine andere Weise als durch einen Mord veranlaßt sein konnte. Die erste Absturzstelle, von der er nachträglich gesprochen hatte, und die auf diesem Terrain aufgefundenen Werthgegenstände wirkten damals, im Zusammenhalte mit der Aussage des Verhafteten, seine Frau hätte schon an der ersten Stelle einen Selbstmord versucht und erst an der zweiten vollzogen, entlastend. Nach seiner neuerlichen Verhaftung und Auslieferung durch England wurde vor den Geschwornen in Bozen jene erste Absturzstelle für ihn ein tarpejischer Felsen, und ein wesentliches Belastungsobject war der abgebrochene

Griff eines Sonnenschirmes, den man tief unter der Stelle eines Baumstrunkes auffand, wo er seine stark verwundete, aber noch lebende Frau verlassen haben wollte, um für sie in Trafoi Hilfe zu suchen und zu holen.

Tourville hatte, unter der Anklage eines Mordes, durch seinen Vertheidiger geltend machen wollen, die physische Zeit wäre nicht zureichend gewesen, daß der Mörder, nachdem er sein Opfer auf das Terrain der zweiten Absturzstelle gestoßen und bis zum untersten Präcipisse geschleppt, noch zur ersten Absturzstelle hinaufeilen, dort die von der Leibschnur seines Opfers genommenen Effecten und Werthstücke verstreuen, dann im beschleunigten Schritte selbst über alle Abkürzungssteige nach Trafoi gelangen und dort die Meldung von dem Unfalle seiner in angeblich selbstmörderischer Absicht abgestürzten Frau machen konnte.

Es gäbe aber vielleicht noch eine dritte und anders geartete Version, als jene der Anklage und der Vertheidigung, und diese habe ich mir nach dem eigenen Augenschein, den ich am 27. Juni an den beiden Absturzstellen vorgenommen, zurechtgelegt. Daß bei meiner Combination die Phantasie thätig mitwirkte, brauche ich nicht erst ausdrücklich zu betonen.

Ohne mit meiner Hypothese über die Vollbringung der verbrecherischen That Recht behalten zu wollen, stelle ich mir die Sache in folgender Weise vor: Es kann, wie auch die Anklage accentuirte, als richtige Thatsache angenommen werden, daß Tourville mit dem Plane, mit seiner Frau eine Reise auf dem Continente zu machen, noch das andere entsetzliche Vorhaben, sich seiner Gefährtin zu entledigen, combinirt hatte. Für diese Annahme spricht der Umstand, daß in dieses Reiseprogramm ganz augenfällig solche landschaftliche Partien einbezogen wurden, welche die Reisenden gewöhnlich mit einigem Gruseln passiren: ich nenne nur die Tamina-Schlucht, Via Mala und Liechtenstein-Klamm, also durchwegs Schauerstellen, an denen das ängstlich

bange Herzklopfen, namentlich bei Frauen, kaum durch das romantische Interesse paralysirt wird.

In dem Vorleben Tourville's fanden sich verschiedene Anhaltspunkte, die eine Schlußfolgerung gestatteten, daß er sich von einer weitaus älteren Frau, nach deren Ableben ihm eine namhafte Summe Geldes zufiel, auf eine verbrecherische Weise befreien wollte. Mit dieser Frau fuhr er am 16. Juli vorigen Jahres von Spondinig, wo die Zofe zurückgelassen wurde, auf das Stilfser-Joch, und zwar bis zur Cantoniera, von welcher der eigentliche Höhepunkt des Joches in einer leichten Stunde zu erreichen war. Die Rückfahrt nach der Franzenshöhe wäre, wie er aussagte, auf Wunsch seiner Frau erfolgt, und wieder nach ihrem Willen, dem sie durch Schwindelanfälle auf den Serpentinen Nachdruck gegeben, sei geschehen, daß sie vor der siebenten Serpentine abgestiegen und daß er den Wagen nach Trafoi vorausschickte.

Tourville hatte, nachdem er die längste Zeit von keiner ersten Absturzstelle gesprochen, sich dahin zu verantworten gesucht, seine Frau hätte an diesem Punkte sich in selbstmörderischer Absicht auf das abschüssige Terrain gestürzt, sei aber, trotzdem sie bis zu einem Lärchbaume vorgerollt war, ohne starke Verletzung von ihm heraufgeholt worden und in seiner Begleitung bis zur zweiten Absturzstelle, also eine Viertelstunde Weges, hinabgegangen. Ich meine aber, Tourville habe, plötzlich von dem Mordgedanken getrieben, hier seinen langgehegten verbrecherischen Plan endlich auszuführen, schon an der ersten Absturzstelle seine Frau überfallen und sie gegen den Rand einer zehn Fuß hohen Abfallmauer gedrängt. Die Ueberfallene habe in ihrer Verzweiflung und Todesangst noch so viel Kraft gehabt, sich ihres Angreifers zu erwehren und um ihr Leben zu ringen. Bei diesem Ringkampfe seien kleine Stücke ihrer Kopfbedeckung und die verschiedenen Werthgegenstände, die sie am Leibe trug, mit und von der Schnur abgerissen und auf das Absturzterrain

in Folge mechanischer Kraft weit hinausgeschleudert und an jene Punkte verstreut worden, wo man sie thatsächlich aufgefunden hatte. Nachdem die arme Frau sich von einem ersten Mordanfalle befreit, sei sie in der Todesangst, die ihre Zunge lähmen, aber ihre Schritte beflügeln konnte, die Serpentine bis zur zweiten Absturzstelle geeilt, wo sie von ihrem Mörder erreicht und neuerdings angefallen wurde. Diese Version stimmt überdies mit der Wahrnehmung des Hirten auf der Madatsch-Alpe, der ausgesagt hatte, daß er Mann und Frau in einer Distanz von beiläufig sechs Klaftern um jene Zeit auf der Straße gehen gesehen hatte. Von ihrem Verfolger an der zweiten Absturzstelle eingeholt, sei sie hier, nachdem sie athemlos und kraftlos geworden, von dem Mörder hinabgestoßen worden, und es sei weiters an dem Opfer, um es vollends zur Leiche zu machen, vollzogen worden, was die Anklage im kleinsten Detail ausgeführt hatte. Es entfiele nach meiner Version ein Wesentliches: daß der Mörder hier seinem Opfer die Werthgegenstände zu entnehmen, was ohne die deutlichsten Blutspuren nicht recht thunlich, auf die erste Absturzstelle zu tragen und dort sorgfältig zu verstreuen hatte. Vielleicht spräche noch für meine Version die Zeitrechnung; die Ersparniß der Minuten, die er zur Beraubung der Leiche nothwendig hatte, und der Ausfall einer halben Stunde, die nach vollbrachter That zum Hin- und Rückgange zwischen der ersten und zweiten Absturzstelle erforderlich war, erweisen dann zur Evidenz die Möglichkeit seines rechtzeitigen Eintreffens in Trafoi, die sonst nur unter der Voraussetzung der rascheften Mordthat und Ausplünderung und des forcirtesten Eilganges zu constatiren war.

Durch diese Version dürfte sich auch erklären, daß Tourville anfänglich von keiner ersten Absturzstelle sprach, und daß er diese in der richtigen Besorgniß, daß bei einer weiteren Nachforschung außer der Leiche auf der zweiten, noch die abgerissenen und verschleuderten Werthstücke auf der höher gelegenen Absturzstelle

gefunden werden müßten, mit der Selbstmordfabel nachträglich aufgespielt hatte.

Ohne für meine Version die Infallibilität, die überhaupt nicht Menschensache ist, in Anspruch nehmen zu können und zu wollen, glaubte ich doch, da sie ja den Charakter des Proceßganges nach dessen Hauptmerkmalen in keiner Weise alterirt, damit nicht hinter dem Berge halten zu sollen. Nun kehre ich aus dem Ortlergebiete nach Bozen zurück und sehe mich ein wenig in dieser alten Kaufherrnstadt um, die durch den Proceß Tourville eine criminalistische Berühmtheit erlangt hat.

Während ich am 28. Juni bei meiner Rückfahrt von Spondinig nach rechts und links und hinter mir die breiten Schneelager und Eisfelder auf und zwischen den Berghöhen in Sicht hatte, erschienen jetzt nur mehr einzelne Schneeflecken, gleich abgerollten Leinwandstücken auf der Bleiche. Ich kam nun wieder recht in das Glockengebimmel hinein, mit dem Bozen noch die Bischofstadt Brixen überbietet. Ich sollte damit am frühesten Morgen des nächsten Feiertages empfindlich aus meiner Ruhe aufgestört werden, und die Bozener meinten noch ein Uebriges thun und unnöthig Pulver verschießen zu müssen. Zu den unerläßlichen Attributen eines echten und gerechten Bozeners gehört bekanntlich, daß er eine Verkaufsbude „unter den Lauben", eine Familiengruft auf dem im Weichbilde der Stadt gelegenen Friedhofe, eine Sommerfrischen-Villa und einen gesperrten Betstuhl in der Kirche hat, die, nebenbei erwähnt, ein Prachtstück germanischer Architektur ist. Ich meine, es gehöre noch dazu, daß er, wenn auch nicht eine ganze Glocke, mindestens eine starke Pfanne voll Glockenspeise gestiftet habe, denn anders könnte ich mir nicht das continuirliche Geläute erklären, mit dem man beim Morgengrauen beginnt, und das wie ein unausstehlicher Schwätzer den langen „geschlagenen" Tag nicht zum Schweigen gebracht werden kann. Geradezu unbegreiflich ist, daß die Bozener dabei noch so lammfromm geartet bleiben, und

daß ihnen nicht schon längst die stärksten Stränge der Geduld gerissen sind.

Ich bin ein so guter Katholik wie irgend ein anderer Christenmensch, dennoch brauche ich nicht stündlich auf eine so lärmende Weise an mein Christenthum gemahnt zu werden. Noch unerklärlicher aber ist mir, warum die Frömmigkeit melodramatisch mit Pulververpuffen begleitet sein müsse. Man braucht das Pulver nicht erfunden zu haben, eine bessere Anwendung davon könnte man doch machen, als dies in Bozen und in den meisten Tiroler Orten geschieht. Es ließe sich wahrlich ersprießlicher zur Regulirung der Wildwasser verwenden, in deren Felsenbetten, um sie zahmer zu machen und ihre Verwüstungen jahraus jahrein einzustellen, energische Sprengungen dringend geboten wären.

Peter und Paul ist der Termin, um welchen herum der Auftrieb des Viehes auf die Alpen statthat. Auf meinem Wege von der Franzenshöhe nach Trafoi begegnete mir eine Auftriebs-Karavane, die stattlich aufgeputzte Leitkuh an der Spitze, mit der Nachhut eines Wägelchens, mit dem man den Käsekessel und andere Utensilien der Sennerinnen auf die Alpenhöhen brachte. Auch die vermöglichen Bozener Familien haben sonst um Peter und Paul schon die Villegiaturen auf den Sommerfrischen bezogen, und es blieb nur in der heißen Sonnenglut der Thalsohle, wer, durch die Mühsal des Erwerbens gebunden, sich den Luxus eines solchen Höhenaufzuges nicht gestatten durfte. Heuer wirkte aber ein Magnet, der an die Tiefe fesselte, nämlich das lebhafte Interesse für den Ausgang des Tourville-Processes.

Noch erträglicher war die intensive Sonnenhitze, die durch eine frische Brise des Morgens und Abends gedämpft wurde, und gegen welche man sich allenfalls verwahren konnte, als das wiederholt erwähnte, nervenalarmirende Glockengeläute. Dagegen gibt es keinen anderen Schutz als den des Gebrechens der

Taubheit, und ich erklärte mir ganz gut, daß dabei im Gerichtssaale, in welchen durch Luftschwingungen die abgerissenen Klangfetzen getragen wurden, die Sachverständigen, auf die man ein Kreuzfeuer von unbequemen Fragen eröffnet hatte, die Geduld verloren, als man sie in einem mühsam gesetzten und wohlmemorirten Speech störte und ihnen vorhielt, sie hätten ihr ursprüngliches, aus dem ersten Obductions-Befunde und Localaugenschein geschöpftes Parere seither wesentlich geändert und modificirt.

Nur Einer verlor nie die Geduld und bewahrte stets die Würde und Ruhe: und der war der Schwurgerichts-Präsident Graf Melchiori, dessen energische und geistvolle Proceßleitung von Freund und Feind anerkannt werden mußte. Es will was heißen, ein solches Proceßmateriale, wie es die Affaire Tourville und noch dazu in verschiedenen Sprachen aufhäufte, mit solcher Meisterschaft zu beherrschen und dabei nie aus der richterlichen Rolle und Würde zu fallen, wie dies dem Grafen Melchiori fast einen halben Monat lang gelungen ist.

Und noch Einer wußte sich bis in die letzten zwei Proceßtage hinein, an denen er allerdings stark herabgestimmt war, eine scheinbare Ruhe zu bewahren, und das war der damals angeklagte, nun verurtheilte und seine Bluthat abbüßende Tourville. Man kann sich an das Geklapper einer Mühle gewöhnen, daß man dabei schließlich den „Schlaf des Gerechten" schläft, und die Bozener haben sich bereits an das Glockengebimmel ihrer Kirchenthürme so gewöhnt, daß sie dabei ungestört ihrer Arbeit nachgehen. Das läßt sich begreifen, unbegreiflich aber und als ein Räthsel seltsamster Art wollte mir erscheinen, daß der angeklagte Tourville, dem während einer wochenlangen Verhandlung die für ihn inhaltschweren und düsteren Worte: Mord! und Mörder! in den Ohren klangen, auch nicht mit der Wimper zuckte und ohne das geringste Fingerzittern den Stift führte, mit dem er sich fort und fort Notizen gemacht hatte. Die Unfertigkeit in der ihm fremden deutschen Sprache ist dafür

kein ausreichender Erklärungsgrund; die beiden Worte haben in der englischen und französischen Sprache, die er als Eingeborener und Naturalisirter geläufiger spricht, fast denselben Klang. Der Mann mußte stählerne Nerven haben, um nicht bei vielen Anlässen aus der Rolle der Selbstbeherrschung zu fallen. Die Ausdeutung seiner räthselhaften, geradezu unheimlichen Ruhe lautete verschieden: die Einen brachten sie auf Rechnung einer beispiellosen Kaltblütigkeit, die Andern legten sie als den entsetzlichsten Cynismus aus. Für die letztere Auslegung sprachen gewiß sein Erscheinen nach der That in Trafoi und die Ruhe, mit der er dort die Meldung von dem angeblichen Unfalle seiner Frau gemacht hatte. Ich meine, daß dieser räthselhafte Mann von Kindesbeinen an das Weinen verlernt hatte.

Welche Mühe ich mir auch gab und wie sehr ich meine volle psychologische Beobachtung anstrengte, um mir die Person Tourville's und die treibenden Motive seiner That zurechtzulegen: ich konnte an dieser mysteriösen Erscheinung nicht den Henkel finden, um sie fest und sicher anzufassen. Nie war mir die dämonisch vernichtende Gewalt eines Menschen in so seltsamer Gestalt entgegengetreten; wo man mit Beweisen auf sie eindringen wollte, zerfloß sie schemenhaft; aber die Blutthat blieb zurück, und diese konnte mit keinem Gegenbeweise entfernt werden; aus dem Morde war mit dem ganzen Aufgebote der beredtesten Vertheidigung kein Selbstmord herzustellen. Der einzig verläßliche lebendige Blutzeuge, über die verbrecherische That im Ortlergebiete volles Licht und unleugbare Wahrheit zu verbreiten, wäre, um einen bekannten, allerdings paradox klingenden Richterausspruch in einem andern Proceßfalle zu reproduciren, die Todte gewesen. Die Wunden an der Leiche der armen Frau Tourville wurden, nachdem die Wissenschaft mit ihrer Theorie der Sugillationen sieghaft aufgetreten war, zu beredten Zeugen, die auf den Mord plaidirten und jede andere Annahme eines Selbstmordes oder einer zufälligen Verunglückung ausschlossen.

Ich habe früher als schreckhaftes Stigma unserer Zeit bezeichnet, daß Mord und Selbstmord nun schon als Sport getrieben werden, und ich halte neuerdings diese Behauptung aufrecht. Wir erleben es nach kurzen Intervallen immer wieder und wieder, daß sich Mörder und Selbstmörder zu drapiren und sich wie schlechte Komödianten einen geräusch- und effect-vollen Abgang zu bereiten versuchen. Er gelingt ihnen auch in den meisten Fällen; ihre Thaten oder Unthaten werden sensationell behandelt, während man so rasch als möglich das Grabtuch des Schweigens über sie breiten sollte. Der Fall Tourville, der noch die längste Zeit die Juristen und Richter aller civilisirten Länder beschäftigen dürfte, war nicht von einer solchen Behandlung zu befreien, und das Marterholz an den Absturzstellen des Stilffer-Joches wird ein Merkzeichen für die Criminalistik bleiben.

Die Bozener haben ihre aufregenden Wochen hinter sich. Die vornehme Welt, obenan der Erzherzog Heinrich mit seiner Gemahlin, verfolgte im Gerichtssaale mit gespannter Aufmerksamkeit alle Phasen und Stadien des Proceßganges, und das Volk stand vor dem Mercantil-Gebäude stundenlang in gedrängten Klumpen auf der Straße, um den Angeklagten zu- und abführen zu sehen. Am Tage seiner Verurtheilung durch die Geschwornen verblieb er in der Frohnveste, und die ungestüme Neugier hatte das leere Nachsehen.

Die Sturzbäche jener gewitterschwülen Gerichtstage haben sich verlaufen, Bozen ist seitdem wieder eine friedlich ruhige Stadt geworden; die kräftige Alpenluft wird den aufgeregten Nervenzustand der Bozener in ihren Sommerfrischen auf das normale Maß stimmen, und sie werden jetzt mit aller Muße daran denken können, wann und wo sie dem Walther von der Vogelweide ein Denkmal errichten werden. Es ist dafür der Kirchenplatz in Aussicht genommen, und der ist auch der richtige Platz, zumal dort den aus Stein gemeißelten oder aus Erz gegossenen Minnesänger nicht das continuirliche Glockengeläute beunruhigen wird.

Hôtel Toblach.

Schluderbach, im Juli 1878.

Es war schon ein lautes Lamento im Lande Tirol auf und nieder über das schlechte Wetter, welches den Fremdenstrom zurückstaue, der um diese Zeit in früheren Jahren längst alle Thäler und Sommerfrischen überflutet hatte. Der Regen hatte sich von der zweiten Hälfte des Monats Juni ab förmlich in Permanenz erklärt, und nur wenige sonnenlichte Tage gewannen ihm das Wilde ab. Was sich für eine kürzere oder längere Siesta seßhaft machen wollte, flüchtete wieder hinaus oder suchte in Südtirol, namentlich am Garda-See, Rettung vor der Sintflut des unabläſſigen Regens.

Es scheinen aber wieder schönere Tage für Tirol anbrechen zu wollen. Mehrere Wetter, die sich im weiten Umkreise der Dolomiten mit finsteren Wolken gesammelt hatten, ergriffen das große Donnerwort und orgelten tief in die Nacht hinein. Der Bann ist gebrochen, der Tauernwind hat diese Wandlung vollbracht. Das Pusterthal liegt jetzt in seiner vollen sommerfrischen Glorie.

Das seit einigen Tagen eröffnete „Hôtel Toblach“, eine Unternehmung der Südbahn, kann so recht als ein Segen für das Thal betrachtet werden. In erster Linie kommt dieser Segen den Fremden zustatten, welche einen der reizendsten Zauberwinkel der Welt: das Ampezzaner-Thal, befahren wollen. An die Eingangspforte dieses Paradieses ist das Hôtel gelegt. Die Lage allein aber würde nicht die volle Attractionskraft üben; es ist noch mit jenem gediegenen Comfort eingerichtet, der uns die Existenz darin überaus behaglich macht. Man wäre gewiß ungerecht, wollte man auf Kosten des neuen Hôtels den anderen Wirthschaften auf und nieder im Pusterthale, deren guter Ruf ein wohlverdienter ist, eine üble Nachrede halten. Es könnte

aber dem Pusterthale und dem ganzen Land Tirol nicht schaden, wenn der mustergiltigen Einrichtung dieses Hôtels nachgeeifert würde.

Wie verlockend auch das Verbleiben in dieser eleganten Herberge gewesen wäre, aus deren sämmtlichen Fenstern die reizendsten Landschaftsbilder, zumal in nördlicher Richtung, entrollt werden: ich hatte mit meinem Reisegefährten eine Fahrt nach Schluderbach vor, trotzdem die Nebel gespenstisch über die Berghöhen hinfuhren, und somit ein klares Bild des Monte Cristallo nicht in verläßliche Aussicht genommen werden konnte. Die „drei Zinnen" wurden auf der Fahrt dahin vor Landro nur auf einen kurzen glücklichen Moment sichtbar, und auch die übrigen hohen Herren, die in das Thal hereinragen, zeigten ein ungnädig verdüstertes Antlitz. Da der Cristallo mit uns Versteckens spielte, wollten wir wenigstens in das Valfonda, in das er seine Gletscherzunge vorstreckt, und durch welches die Touristen aufsteigen müssen, die auf seinen Scheitel wollen. Der Gletscherbach rauscht jetzt mächtig heraus; ein weiteres Vordringen in dieser Felsschlucht war deshalb nicht mehr geheuer, da es schon allseitig zu rumoren begann. Schwere Regentropfen, die breit wie Thalerstücke aufplatschten, erwischten uns noch, bevor wir unter Dach kamen, und bald darauf wetterte es unter Blitzen und Donnerschlägen, daß es eine Art hatte und wie man es nur im Hochgebirge treffen kann, in dem einzig und allein eine so gewaltige Orchestralmusik der Natur executirt wird, die anzuhören man kein verzagtes Herz haben darf. Draußen tobte es, als ob die Welt zu Grunde gehen sollte; das Aneroïd des bergkundigen Ploner, welcher die Herberge zum Monte Cristallo besitzt, zeigte aber beharrlich auf „Schön", welchen hartnäckigen Trotz es behauptet und wenn es selbst draußen wie aus Scheffeln schüttet.

Ein Theil meiner liebenswürdigen Reisegesellschaft fuhr im strömenden Regen nach Toblach zurück; mein Gefährte, mit

dem ich von Mühlbach ausgegangen war, harrte bei mir aus; wir hatten nämlich die Zuversicht, daß, nachdem sich in der Nacht die Wetter ausgetobt hatten, der schönste Morgen für eine Bergfahrt anbrechen würde. Unsere Zuversicht wurde nicht dementirt, es kam so glücklich, wie wir gewünscht hatten.

Ueber die Tre Croci wollten wir nach Cortina hinüber. Das hört sich allerdings an, als ob es eine außergewöhnliche Expedition bedeuten sollte, und es gibt auch einige eitle Bergfexe, die damit wie mit etwas ganz Besonderem flunkern. Da gilt aber kein Bangemachen, und dieser Jochgang in den herrlichsten Theil des Ampezzaner-Thales ist nichts weiter als ein ganz müheloser, auch für zarte Damen erschwinglicher Spaziergang.

Bezaubernd aber ist dieser Jochgang in allen seinen Details. Unbeschwerlich geht es am Fuße des Monte Piano und auf gutem, leicht ansteigendem Wege, der nach Auronzo führt, bis zur Höhe, von der man den reizenden Misurina-See gewinnt. Auf dieser Höhe trafen wir eine Staffage, wie sie nicht richtiger in eine solche Landschaft passen konnte: erst eine alte Lady, die leidenschaftlich in ihrem Murray blätterte und sich nicht zurechtzufinden schien; dann einen Kapuziner und endlich einen Maulesel, der sich mitten in den Weg gepflanzt hatte. Letzterer war etwas mißmuthig und sogar zum Raufen aufgelegt; vielleicht deshalb, weil man ihn in Bozen nicht tauglich für den Kriegsdienst in Dalmatien gefunden hatte. Gekränkter Ehrgeiz macht zu jeder Schandthat geeignet; wir kamen, weil wir ihm einen verständlichen Wink mit dem Stocke gaben, unbehelligt an dem gekränkten Maulesel vorüber; die alte Lady aber wurde bei seinem Anblicke kopfscheu, und hätte voraussichtlich noch lieber mit dem Kapuziner als mit dieser rabiaten Bestie angebunden. Schließlich ging die Komödie für alle Mitspielenden lustig aus, und wir lachten noch herzhaft darüber in der Osteria „alle Alpi“ am Misurina-See, wo wir ganz vorzüglichen Vino d’Asti tranken. Hier ist beiläufig ein Drittel des Weges bis Cortina, das

doppelte Reststück aber um kein Haar beschwerlicher oder gefährlicher. Um zu dieser kindleichten Bergfahrt zu ermuthigen, sind die vorstehenden Zeilen geschrieben; wäre mir dies gelungen, so hätte ich meinen Lohn dahin.

„Die Stadt an den Wassern.“

Villach, im Juli 1878.

Auf dem großen Platze hinter der Kirche und Post in Villach steht ein lieber alter Freund von mir, der sich leider nicht mehr von der Stelle bewegen kann: ich meine den Bildhauer Hans Gasser, dem die Kärntner dort als ihrem berühmten Landsmanne ein Denkmal errichtet haben. Wie er sich im Leben zu geben und zu tragen pflegte, ist er genau hingestellt: in der Blouse, die er nie, selbst bei Audienzen nicht, gegen den Frack vertauschte; mit der Hand, die er bei Lebzeiten gegen Unverstand und Niedertracht geballt hielt, den Meißel umklammernd; den interessanten Kopf frei, der mit dem schönsten Dürerbarte geschmückt war. In der Vollkraft seines besten Mannesalters wurde uns der arme Gasser hinweggerissen. So lebendig stand er vor mir, daß ich fast in Versuchung kam, ihn laut anzurufen: „Steig' herab von deinem Sockel und wandere mit mir hinaus zum Bade Villach, ich hätte Dir noch so Manches mitzutheilen, was ich bei unseren vielen Begegnungen unterließ.“ Ich bin aber kein Don Juan, und Hans Gasser verfolgte mich nicht auf meinem Wege wie der steinerne Gouverneur.

Ich halte es in Sachen der Leibeswaschungen nicht mit dem polnischen Rabbiner, welcher die subtil casuistische Frage aufwarf: „Warum wäscht man sich manchmal die Hände und die Füße gar nie?“ und halte es diesbezüglich eher mit Firdusi. Vielleicht ist Einigen der biographische Zug von diesem persischen

Dichter, dem Verfasser des „Königsbuches", an dem er zwanzig Jahre gearbeitet hatte, bekannt. Sein König glaubte ihn dafür mit 60.000 Silberstücken würdig entlohnt zu haben. Der stolze Dichter aber fand diesen Preis zu gering und verletzend; schenkte davon schon an der Palasttreppe einem Bettler 20.000, gab die nämliche Summe für einen Becher Wein und den Rest für ein Bad. So viel nun, obgleich ich keinen Preis für eine solche Leibeserquickung zu hoch finde, verschwendete ich allerdings nicht, und beiläufig nur den tausendsten Theil von Kreuzern. Man biete mir nur einmal den Anlaß, und ich stehe nicht dafür, ob ich mich nicht wie der persische Dichter geberden dürfte.

Sprechen wir nicht von dem schnöden „Mammon", dessen Last aber doch für Jedermann wünschenswerth erscheinen muß; der Mittagskogel und der Mangart, die beiden festen Säulen der Landschaft um Villach, stehen in der goldigen Feuerglut des zur Rüste gehenden Tages, und ein solches prächtiges Alpenglühen kann momentan für den Abgang klingenden Goldes in der Tasche schadlos halten.

Der nächste und besuchteste Ausflugsort für die Bewohner der „Stadt an den Wassern" ist das Warmbad Villach, das überdies noch eine starke Anziehungskraft für die Fremden bildet, die dort um einen mäßigen Preis gute Herberge, Atzung und Pflege mit der Gratiszuthat der heilsamsten Alpenluft finden, die ihnen von allen Seiten würzig zuweht. Jedes Bad, also auch das kleine Villach, hat allsommerlich seine geheime Chronik mit dem Um und Auf von Herzensereignissen und Intriguen; wäre mir aber darüber selbst Einiges verrathen worden, so will ich mich dennoch hüten, dieses für die große Menge zu „pilotyren", welcher Ausdruck jüngsten Datums für Denunciren patentirt worden ist und in allen Wörterbüchern das Bürgerrecht erlangen soll. Wer wollte auch den Badegästen die Freude an ihren Lustspielen verderben, die sie schlecht und recht zur Katastrophe führen.

Die Stadt Villach, die in einer längstvergangenen Zeit der Knotenpunkt für die Waarenzüge aus Italien nach Deutschland war, hat wohl ihren früheren Handelsruhm eingebüßt, verjüngte und verschönerte sich aber in den letzten Jahren ganz auffällig, und man könnte sich unter der Beschränkung auf kleinere Verhältnisse recht behaglich einleben, zumal man dort „in der Post“ an Fräulein Marie eine wahre Musterwirthin findet; für mich, der ich jeden verborgenen Winkel und jedes Sackgäßchen in der Stadt am Zusammenflusse der Drau und der Gail kenne, war nicht ein Bleiben über die Nachtruhe geboten, und ich wollte am nächsten Morgen nach Krain hinüber, um mir den Mangart und die zwei Weißenfelser-Seen zu seinen Füßen etwas näher zu besehen.

Die Eisenbahnfahrt von Villach bis Thörl geht noch durch eine friedliche Landschaft; von da aber schneiden die Schienen in das Canalthal ein, und es beginnen die Zauber der Bergromantik, die uns nicht bis Laibach verlassen würden. Außer Tarvis übersetzt die Bahn die Abgründe des Schlitzabaches und steigt nun bis zur Wasserscheide zwischen Drau und Save. Ein Wildbach, der kurz vor der Station Weißenfels sozusagen in den Bahnkörper springt, verkündet uns mit seinem Rauschen, daß er sich die Kraft aus einem ergiebigen Seebecken geholt haben muß. So weit und bis zum Eingange einer engen Waldschlucht muß man von der Station zurück, um die herrlichen Seen am Fuße des Mangart zu besuchen, die reichlich die durch den Waldschatten gemilderte Mühe eines ziemlich steilen Aufstieges lohnt.

Ich habe mein Lebtag unzählige Seen im Norden und Süden gesehen, prächtiger in seinem Colorit aber, wie den unteren Weißenfels-See fand ich keinen. Vom Weiß bis zum tiefsten Dunkel wechselt der Seespiegel durch alle blauen Farbentöne, und seine Umrahmung ist eine liebliche, trotzdem der Hochgebirgs-Charakter die Einsamkeit seiner Ufer beherrscht. Stunden-

lang möchte man vor diesem See-Juwel sitzen, um seine Pracht und Herrlichkeit auf sich wirken zu lassen.

Parallelen sind, weil zu bequem, für Einen, der sich nicht gern der Krücken bedienen will, nicht recht statthaft. Vor dem Wasserspiegel des hintern Weißenfels-Sees drängt sich jedoch unwillkürlich ein Vergleich mit dem zweiten Langbath-See auf. Nicht größer und ebenso einsam zwischen Felsen eingebettet, mahnt er in jedem Detail an das Wasserbecken am Fuße des Höllengebirges; daß man sich aber in Krain und nicht im Kammergute befinde, daran mahnt wieder die Wirthschaft in Weißenfels, zu der man ein mäßiges Stündchen hinabzuwandern hat. Wer in den Zaubern der Natur schwelgen will, darf es nicht allzu genau mit den Genüssen nehmen, die ihm auf dem Wege dahin geboten werden. Das gilt als Wanderregel, mit Ausnahme weniger comfortabler Einrichtungen, für die meisten Herbergen in der „buckligen“ Gebirgswelt des landschaftlich so reich begnadeten Ostreiches.

Jungbrunn.

Lienz, im Juli 1878.

Der Natur werden jetzt allerwegen in Nordtirol die Haare geschnitten, oder mit anderen Worten: Es ist große Mahd und Erntezeit im Lande. Seit zwei Wochen wanderten ganze Karavanen von lustigen Italienerinnen ein, um den Schnitt zu besorgen. Sie kamen zumeist aus den unteren Thalgründen von Ampezzo, aus Cadore und Auronzo, wie auch von den venezianischen Grenzbezirken, aus denen Jochsteige über die Einsattlungen der Dolomiten durch Buchenstein, Enneberg und Gröden in das Eisack- und in das Pusterthal hinausführen. In Ställen und Scheunen und auf Heuböden ist ihre Nachtherberge; vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht sind sie bei der Arbeit; vierzig

Kreuzer ist ihr Taglohn; sie werden aber mit Pläntenknödeln und Mus verköstigt, die bekanntlich, um verdaut werden zu können, schwimmen müssen, was wieder durch Tiroler Wein bewirkt wird. Ueber diesen Wein wäre ein langes, verdrießliches Capitel zu schreiben. Obgleich im Lande so viel Wein wächst, daß er, weil dessen Export noch ein relativ geringer, kaum ausgetrunken werden kann, haben sich namentlich in Bozen und sogar unter den Patriziern Frevler gefunden, welche unserem Herrgott ins Handwerk pfuschen und „Kunstwein" herstellen zu müssen glauben. So hat man es schließlich fertiggebracht, daß, wie unweit von Bozen Bier erzeugt wird, bei dem Hopfen und Malz verloren ist, die man durch betäubende Alpenkräuter ersetzt, auch Weine producirt werden, die nie zu einer Traube geschmeckt haben. Mit solchen Weinen aber werden zumeist die italienischen Mahderinnen getränkt, und es ist nur zu verwundern, daß sie bei diesem Gesöffe nicht ihren Humor verlieren und trotzdem unablässig jubeln und singen.

Während meiner jüngsten Fahrt durch das Pusterthal sah ich diese lustigen Dirnen links und rechts von der Bahn und in eifrigster Arbeit, darunter so manche glutäugige Ruth, der man als Possidente gerne die reichste Nachlese gestattet hätte. Erst in Lienz hörte das Aufgebot der fremden Kraft auf, und von hier aus in das schöne Kärnten hinein besorgten die Eingebornen die Arbeit. Mit dem an allen Stationen haltenden Zuge war ich von Mühlbach ausgefahren, der nach neun Uhr in Lienz eine Frühstückspause macht, und mit dem gegen drei Uhr eintreffenden Schnellzuge wollte ich weiter und nach Villach hinaus. Ich hatte also eine sechsstündige Zwischenzeit, die durch eine kleine Bergfahrt auszufüllen war. Was vornehmen? das war die Frage, die Antwort darauf mit einem Besuche des Tristach-Sees und des Bades „Jungbrunn" gefunden.

Ueber den Bahnkörper und den Drausteg ging es querfeldein auf einem Fußsteige gegen den Waldsaum am Fuße der

Hügelvorlagen des Rauhkofels. Eine im Waldgrün durchschimmernde Capelle war der richtige Orientirungspunkt für den Aufstieg zum See. Mühelos und nur wenig zügig gelangt man immer unter Nadelholz zur Thalschlucht, über der sich der Weg hinzieht. Unten rauschte der aus dem See strömende Bach, oben sangen die Vögel. Die rothen Reisehandbücher notiren die Entfernung von Lienz zum See mit zwei Stunden; wer diese Distanz nicht in einer Stunde zurücklegt, der laborirt am Asthma oder an anderen Beschwerden. Ich stelle deshalb die Zeitdauer richtig, um so vielleicht andere Reisende, die in Lienz Rast halten, zu diesem Ausfluge zu verleiten, der wahrlich die Mühe eines einstündigen Spazierganges lohnt.

Eine Waldeinsamkeit, wie man sich eine solche nicht friedlich ruhiger wünschen kann, umfängt uns, bevor wir noch den Tristach-See erreicht haben, der kornblumenblauen Colorits im tiefen Thalkessel eingebettet vor uns liegt. Hier wäre gut Hütten bauen! Diesen neutestamentarischen Gedanken hatte schon der Besitzer, der sich an diesem lieblichen, kleinen See festgenistet hat. Warum er aber vor der Behausung, die wohl das Ansehen einer Gastwirthschaft hat, doch den Besucher ungelabt weiterziehen läßt, noch den Anbau einer hohen Aussichtswarte hergestellt hat, begreift sich schwer. Die Vedute wird durch das unschöne Gerüste keine weitere, und es überschaut sich der See vielmehr von seinem natürlichen Ufer weit prächtiger. Die Lienzer kommen im Winter zu diesem See hinauf, um auf seinem Eisspiegel Schlittschuh zu laufen.

Da an dem See, wie erwünscht auch eine längere Rast gewesen, die Gastfreundschaft nicht zu erkaufen war und nicht freiwillig angeboten wurde, versuchte ich mein Glück im Bade „Jungbrunn", das unfern im Waldversteck wie ein Finkennest im Nußlaube sich birgt. Schon der Name dieses ziemlich primitiven Bades, das außer von Bauern noch von anderen Sommerfrischlern aufgesucht wird, ist zauberhaft und verlockend. Die verlorene

Jugend gewinnt man dort wohl nicht wieder, doch die Frische und Gesundheit, was immerhin als halbe Jugend zu gelten hat. Herrlich und erquickend sind der See und „Jungbrunn" in der Waldeseinöde der Bergvorlage des Rauhkofels, wenn sich draußen die Sonne mit ihren intensiven Strahlen auf das breite Thalbecken von Lienz legt; und wer sich hierher flüchtet, ist geschützt vor dem Sonnenbrande des Tages und muß poetisch angeregt und gestimmt werden, zumal es noch aus allen Aesten vom Vogelsange erklingt.

Ich habe absichtlich diesen stillen Winkel für die Reisenden verrathen, die Rast in dem netten Städtchen und dieses nicht etwa als Ausgangspunkt nehmen, um von dort über den Iselberg in das Möllthal und durch dieses nach Heiligenblut hinein und hinauf zu dem Pasterzengletscher zu steigen, der allerdings auch eine Sommerfrische, aber imposanteren und fast schauerlichen Charakters ist.

„Bergfexerei."

1.

Im Juli 1878.

Im Reichenauer Thalbecken gilt schon als Sprichwort, daß Schneeberg und Rax alljährlich ihr Menschenopfer haben müssen. Der Absturz eines jungen Touristen über die Keilmauern der Raxalpe will fast beweisen, daß dieses Sprich- als Wahrwort Recht behielte. Das möchte ich aber wieder deshalb nicht gelten lassen, um nicht noch in der freien Bergwelt dem Aberglauben und Vorurtheile Thür und Thor zu öffnen.

Der erwähnte Unglücksfall, der leider als ein selbstverschuldeter bezeichnet werden muß, bietet mir die Handhabe zu einigen Bemerkungen, von denen ich wünschen möchte, daß sie an die richtige Adresse einer Sorte von Touristen gelangen würden,

welche den Sport von Bergfahrten mit dem unverantwortlichsten Leichtsinne betreiben. Man braucht für eine Bergfahrt in unserem Mittelgebirge, namentlich an den südlichen Grenzmarken, nicht mit Schneereifen, Steigeisen, Hacken und Seilen ausgerüstet zu sein; es wären dazu selbst nicht die Bocklедernen und grünen Hosenträger, wie auch die über eine Klafter hohen Bergstöcke erforderlich; solche Attribute, wie auch die „rauferisch" aufgesteckten Spielhahnfedern sind eine eitle Plusmacherei, mit der man vor der Abfahrt auf den Bahnhöfen imponiren will. Man richtet die Sache viel einfacher und weniger komödiantisch. Die Hauptsache bleibt, daß man fest und in verläßlichem Schuhwerk steht, und dabei sind wieder die nackten Kniee, denen man sogar auf künstlichem Wege den classischen Rost oder vielmehr Schmutz verleiht, durchaus unwesentlich; nebst der nothwendigen Ausrüstung des Schuhwerks ist als Cardinal-Bedingung die größte Vorsicht geboten.

Sport und Passionen lassen sich nicht vom Standpunkte der Zweckdienlichkeit beurtheilen. Es begreift sich schwer, wie man die Eitelkeit haben könne, dreißigmal und darüber bei jedem Wetter und ohne die Anwartschaft auf eine Fernsicht, sondern blos deshalb, um sagen zu können, wieder einmal „oben gewesen" zu sein, auf den Schneeberg oder auf die Rax zu steigen. Habeant sibi, und die Bergfexe werden dadurch nicht gemeinschädlich. Diese, die sozusagen mit verbundenen Augen den Weg zu den Alpenwirthschaften fänden, möchte ich ungekränkt lassen; aber auch für sie gelten gewisse Verhaltungsmaßregeln, die von Jedem, der eine Bergfahrt unternimmt, eingehalten werden müssen.

Wer ein unbekanntes Terrain begehen will, orientirt sich nicht mit der detaillirtesten Bergkarte und hilft sich darüber nicht ohne Führer hinweg; aber auch auf einem schon bekannten oder wiederholt begangenen Terrain ist ein einsames Wandern unstatthaft. Man kann die höchsten Bergspitzen und Felsenriffe in der Tauernkette oder in den Dolomiten sicher und ungefährdet

bestiegen haben, und kann sich doch auf einem mühelosen Gangsteige im Mittelgebirge den Fuß überknöcheln. Durch einen solchen relativ geringen Unfall wird man hilflos und kann daran, weil man eben allein ausgegangen, elend zu Grunde gehen, wenn nicht zufällig ein Holzknecht oder eine Almerin des Weges kommt und unten in der Thalsohle Lärm schlägt. Förmlich eine statutarische Bestimmung der Alpenvereine müßte also sein, daß man nicht ohne Begleitung, und bestünde diese auch nur in einem Gaisbuben, auszugehen und sich in die Bergschroffen vorzuwagen habe.

Angesichts des Saßlung, den wir uns von St. Ulrich im Grödener Thale genauer betrachteten, auf welche Weise ihm allenfalls am besten beizukommen wäre, erzählte mir ein Freund, wie er die Leiche jenes Engländers aufsuchte, der vor drei Jahren auf den Krimmler Tauern verunglückt war. In einer Sturmnacht, die selbst den wetterharten Schafhirten zu grob war, wagte der Unglückliche allein den Gang über das Joch und erfror, nachdem er schon das ärgste Stück überwunden hatte, jenseits der Tauern. Ein Führer würde ihm die Somnolenz, die ihn auf dem Abstiege übermannt haben mußte, durch Püffe ausgetrieben und ihn so gerettet haben. Der Mann aber war Einer der tüchtigsten Bergsteiger und stand kraft seiner Waghalsigkeit im Alpin-Club obenan. Es scheint, daß sich die Alpinisten nicht durch die abschreckendsten Beispiele abwarnen lassen; die Katastrophe auf dem Matterhorn hatte erst recht den Sport für gefährliche Bergfahrten entfesselt.

Die Gewiegtesten und Muskelfestesten sind nicht vor einem Unfall behütet; was soll man nun aber erst von Jenen sagen, die kaum die Gangart für das Gebirge weghaben und es tollkühn den Andern nachthun wollen? Ich habe auf meinen Bergfahrten wiederholt solche junge Leute getroffen, die schon in der ersten Stunde eines Anstieges ihre volle Kraft ausgaben und an mir wie besessen vorüberprallten, der ich einen ruhigen, aber

ausgiebigen Paßgang den Eingebornen der Bergwelt abgelernt habe. Der Schafberg ist bekanntlich auch für Damen, die „sich Zeit lassen", leicht ersteigbar; unweit von den Sennerhütten fand ich vor einigen Jahren einen solchen Brausewind, der förmlich höhnisch auf dem „Kniebeiß" vorbeigesaust war, ohnmächtig und der Essiglabung bedürftig liegen, und wir hatten unsere schwere Noth, ihn bis zu den Hütten zu schaffen, wo er durch mehrere Tage bettlägerig blieb, ohne über den „Teufelsabbiß" und zum Gasthause auf der Kuppe gekommen zu sein. Schonung der Kraft beim ersten Angehen ist eine goldene Regel des Bergfahrers; nirgends so sehr wie auf den Höhen ist das italienische Sprichwort: „Chi va piano, va sano" am Platze. Die Schonung der Kraft lohnt sich mit jedem Schritte, den man aufwärts setzt, und man ist am Zielpunkte frisch und munter, wie man ausgegangen.

Diese goldene Regel mögen sich die „Grünlinge", die sich gerne zum Neide ihrer Collegen in der Stadt „echt tragen", gesagt sein lassen, und ich binde ihnen noch Eines in den Rücksack, was ihnen ersprießlicher ist als manches Gepäckstück, das sie zur Parade mitschleppen. Bergfahrten werden aussichtlohnender, wenn die Tage kürzer werden und der scharfluftige Herbst anbricht. Wer aber dann mit nackten Knien Staat machen wollte, der käme schlecht an. In der Pinder'schen Wirthschaft im Reißthale, wo man den armen Teufel nach dem Absturze von der Raxalpe untergebracht hatte, fand ich vor wenigen Jahren ein so klägliches Opfer seiner Eitelkeit. Es war zur Weihnacht und ein Wetter, daß der Schnee unter den Füßen knirschte. Trotz aller Abwarnung wollte der Unbesonnene mit nackten Knien durch das „Bärenloch" aufsteigen; man brachte ihn auf einer Tragbahre mit gelähmten Gliedern zurück, und er hatte sich wahrscheinlich einen „Leck", wie man draußen im Naßwald sagt, für sein Leben geholt. Mit dieser Episode schließe ich vorläufig mein Capitel über die Bergfexerei.

2.

Die Leiche eines jungen Mannes, des Juristen Alfred Brauer, wurde zur Erde bestattet; in der Blüthe und Kraft seines Lebens wurde er hinweggerissen. Der Schmerz seiner Angehörigen hat nicht das traurige Recht zur Anklage gegen den unerbittlichen Tod, der dieses erst vierundzwanzigjährige Opfer heimtückisch verlangt hätte; noch die längste Zeit konnte ihm das Sterben erspart bleiben. Es gibt viel überständiges oder dürres Holz, das im leichtesten Sturmhauche zusammenbricht oder vom scharfen Beile gefällt werden muß, so daß wohl der in frischen Trieben und im vollen Safte stehende Tännling verschont bleiben könnte. Der junge Brauer war ein Opfer des unnütz waghalsigen und übermüthigen Alpinisten-Sports, gegen den ich bei wiederholten Anlässen, leider aber, wie die neue Katastrophe auf dem Schafberge beweist, vergeblich geeifert hatte.

Als die erste Nachricht von diesem Unglücksfalle in Wien eintraf, wollte ich kaum daran glauben, denn ich hielt eine „zahme", selbst für Frauen und Kinder zugängliche Aussichtswarte wie den Schafberg keiner solchen Perfidie gegen ein Menschenleben fähig. Zu allen Tages- und Nachtzeiten hatte ich ihn begangen; selbst sein „Teufelsabbiß" verschüchtert mehr durch den Namen als durch eine eigentlich bedrohliche Auf- oder Abstiegstelle, und den „Kniebeiß" hat gleichfalls nur ein Lungendämpfiger, nicht aber ein richtiger und gesunder Spaziergänger zu scheuen. Wer auf dem Schafberge verunglückt, der muß Gangsteige aufgesucht haben, die von den einheimischen Jägern und Holzknechten gemieden werden.

Das war bei dem armen jungen Manne und bei seiner Gesellschaft von noch drei angeblich „rüstigen" Bergsteigern der Fall, welche förmlich den Beweis liefern wollten, daß man auch auf einem kindleicht ersteigbaren Berge den Hals brechen könne. Der Beweis ist ihnen schreckhaft gelungen und ein junges Leben

unrettbar seinem Verhängnisse zugetrieben worden. Ich glaube ungeprüft annehmen zu dürfen, daß die Begleiter Brauer's ihr Möglichstes gethan haben werden, um diesen abzuwarnen, sich gleichsam von dem Seile ihrer Gesellschaft loszubinden, zumal dichter Nebel eingefallen war, der ein gemeinsames Vorgehen auf dem muthwillig eingeschlagenen Martersteige dringend geboten hatte. Junges Blut läßt sich schwer majorisiren und sucht entgegen der vernünftigsten Mahnung erst recht die Gefahren auf, um im Falle des Gelingens mit einem müßigen Siege paradiren zu können. Es ist immerhin begreiflich, daß man seine ganze Kraft einsetzt und sogar sein Leben in die Schanze schlägt, um eine noch „jungfräuliche“ Bergspitze zu zwingen; als sinnlos aber muß bezeichnet werden, im Nebel von einer Höhe „abfahren“ zu wollen, heiße diese nun „Schafberg“ oder die „Nase“ des Leopoldsberges, auf der gleichfalls ein unrühmlicher Tod zu holen ist.

Ich komme auch bei diesem traurigen Anlasse wieder auf meine alte Warnung zurück, die jeder, selbst der „rüstigste“ Tourist, als Memento in seinem Gedächtnisse tragen und bewahren müßte; bei Bergfahrten nicht allein auszugehen oder sich von seinen Gefährten zu trennen; eher wäre ihm manches Schau- und Laststück entbehrlich, das er in seinem Rücksacke schleppt. Auf die Gefahr hin, wieder von den „schneidigen Bergfexen“ verlästert zu werden, stelle ich die Behauptung auf, daß man kein „Theaterbauer mit nackten Knien“ zu sein braucht und dennoch bei gehöriger Vorsicht und unter der richtigen Leitung von Terrainkundigen mit verläßlichem Schuhwerk einen Zehntausender „angehen“ kann, ohne daß man den Schnee- oder Schafberg und die Schmittenhöhe mit Steigeisen und Griesbeil an verrufenen Stellen um ihr gefahrloses Renommée bringen muß.

3.

Im April 1880.

Der Absturz eines jungen Touristen vom Schneeberg zwingt mich neuerdings zu einer scharfen Rüge gegen die „Bergfexerei“,

die jedenfalls wider den Strich der „Knienackten“ gehen wird. Ein hohes Glück ist die Jugend, die noch mit Kraft und Gesundheit begnadet ist. Wenn nun ein fünfundzwanzigjähriger Mann, in der frischen Freudigkeit seines Daseins, ohne Succurs der Heilkünstler, plötzlich hinweggerissen wird, dann drängt sich spontan die Frage nach den Ursachen eines so vorzeitigen Lebensabschlusses auf, und eine Antwort, wie sie bei einer solchen Katastrophe ausfällt, wirkt verstimmend und fast wie ein Vorwurf gegen den Tollkühnen, welcher die Hauptschuld an diesem jähen Abschlusse trägt. Leider sind seit längerer Zeit die Bergfahrten zu einer Art müßigen Sports entartet, und der ruhig besonnene An- und Abstieg gilt als feige Schwäche in den Augen der „Schneidigen“, die nur an halsbrecherischen Touren ihr Gaudium finden. Man braucht wohl nicht zu verlangen, daß sich mit den Bergfahrten ein wissenschaftlicher Zweck verbinde, und die physische Gymnastik hat allerdings auch ihre Berechtigung. Unverständlich aber bleibt es und fast als eine Narrheit erscheint es, bei jedem Wetter und mit der voraussichtlichen Gewißheit, keine Fernsicht von der Höhe gewinnen zu können, beispielsweise den Schneeberg „anzugehen“, um nur sagen zu können: Ich war zum so- und sovieltenmale oben und am nächsten Sonntag mache ich das Dutzend oder gar das Schock voll. Da fängt die „Bergfexerei“ in der absurden Bedeutung des Wortes an, und sie endet in unglücklichen Fällen mit einem Absturze. Noch bedenklicher als diese Plusmacherei von Bergfahrten ist der Sport, die sicheren Wege durch Schwindelsteige und tollkühne Gänge über schroff abfallende Wände und Geröllhalden abkürzen zu wollen. Man kann noch so tüchtig im „Abfahren“ und „Abreiten“ über Schneewehen und vergletscherte Abhänge sein, und darf auf eine solche Tüchtigkeit dennoch nicht pochen. Wer über Gerölle, das er nicht kennt, „abfährt“, der spielt um den Gewinn eines problematischen Ruhmes mit dem Einsatze seines Lebens va banque; denn wird das Gerölle unter seinen Füßen lebendig, dann helfen

ihm seine ganze Tüchtigkeit sammt Bergstock und Steigeisen nicht mehr, und er wird schließlich als todter Mann mit zerschmetterten Gliedern fortgerissen und begraben unter den ins Rollen gebrachten Steinbrocken. Man erinnere sich nur an das entsetzliche Ende des Postcontrolors Trompeda, mit dem sich das Gerölle in Gang setzte, über das er, um Edelweiß zu pflücken, hinweg wollte.

Als eine solche Geröllhalde zeigte sich im Sommer die Stelle an der Buchberger Seite des Schneeberges, auf welcher jener junge Mann verunglückte, und sie wird auch im Winter, von Schnee überflogen oder überdeckt, nicht ungefährlicher. Auf die heimtückischen Gefahren solcher Abstiege hinzuweisen und davor abzuwarnen, wäre die Aufgabe der Erfahrenen, und darin bestände sogar eine Art von Directive, die in erster Linie von den Alpenvereinen und deren Leitern auszugehen hätte. Diese Directive fehlt, und es reißt vielmehr der bedenkliche Brauch ein, daß man junge Heißsporne, als könnten sie sich durch ein verwegenes Soldatenstücklein ein Theresienkreuz verdienen, noch mit überschwänglichem Lobe für halsbrecherische Expeditionen auszeichnen zu müssen glaubt und diese in Schrift und Wort verhimmelt. Ein wetterharter Holzknecht, der doch auf den schroffsten Wänden Holz auszubringen hat, würde oft nicht wagen, was die steirisch kostümirten Stadtherren, die nicht selten noch kopfscheu sind, unternehmen. Diese armen Leute meiden, wenn sie in den „Schlag" steigen müssen, nicht aus Furcht, sondern in gebotener Vorsicht, jene Martersteige, auf denen das Leben im Preise sinkt. Die „Bergfexe" dürften es nicht unter ihrer Würde halten, von diesen Bergkundigen „gehen zu lernen".

Auf Rodeneck.

Rodeneck, im September 1878.

So oft ich nach Mühlbach im Pusterthale komme, und es geschieht in Jahr und Tag wenigstens Einmal, daß ich dort für eine kurze oder längere Rast Herberge nehme, versäume ich nie einen Gang nach Rodeneck und spreche stets bei der wackeren Hirschenwirthin vor. Mich reizt zu diesem Ausfluge nicht so sehr das Schloß, das nachgerade zu einem Trümmerhaufen zerfällt, trotzdem es vor vier Jahren in den Besitz eines sehr reichen ungarischen Magnaten übergegangen ist. Der Mann hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Archiv des Schlosses um ein wahres Spottgeld verschleudern zu lassen, dessen Werthsachen, darunter die interessantesten Handschriften aus der minneliederlichen Zeit, längst hinweggegeben waren. Dennoch ist jetzt mit dem Verluste dieses Archivs die eigentliche Seele des Schlosses abhanden gekommen, und das öde Gemäuer fesselt höchstens die Neugier der Epigonen des Kieselak, die mit Vorliebe in zerbröckelnden Ruinen herumsteigen.

Nicht die Sympathie für dieses Schloß und selbst nicht die Erinnerung an Oswald von Wolkenstein, den singenden Abenteurer, der darin in einer längstvergangenen Zeit als lieber Gast willkommen war, sind es also, die mich immer wieder nach Rodeneck verlocken. Die mäßige Hochebene, aus der auf einem bewaldeten Felskogel das Schloß gegen die rauschende Rienz vorspringt, ist für mich ein verlockendes Luginsland nach drei landschaftlich herrlichen Seiten. Ein Aufblick bringt die reizend gelegenen Ortschaften Meransen und Spinges, die Kampfplätze der Tiroler Anno Neun, in Sicht; bei einer Niederschau dringt das Auge weit hinaus an die Thalgänge des Eisack und der Rienz und hinüber nach Lüsen, von wo es zu den Ladinern und in das Zauberreich der Dolomiten hineingeht, von den

Berghöhen gar nicht zu sprechen, die ringsum aufragen und im Süden mit dem „Schlern" abschließen.

Ferner zieht als Magnet, den ich bereits verrathen, die Hirschenwirthin auf Rodeneck, nicht zu vergessen ihre Tochter, das „Moidele". Die Wirthin ist nahezu eine Siebzigerin, und daß sie nicht längst Großmutter oder vielleicht Urahne ist, das hat das „Moidele" verschuldet, das durchaus bei der alten Frau ausharren und ledig bleiben wollte. Nichts Rührigeres kenne ich, als diese alte Frau; ein Dutzend Knechte und Mägde sind für sie allezeit thätig; das aber ist für sie kein Grund, die Hände müßig in den Schoß zu legen. Dabei vergißt sie nie den Fremden, der in ihrer Wirthschaft zukehrt; keine Frage, die sie stellt, ist aufdringlich oder unnütz; jede Antwort, die sie herausgibt, ist zutreffend und klug. Schön muß sie in ihren jungen Jahren gewesen sein, und sie ist noch heute nett und sympathisch.

Bei meinem letzten Besuche war große Kümmerniß im Hause der Hirschenwirthin. Die Tochter hatte mir schon erzählt, während sich die Mutter noch eine Predigt des Pfarrers über die „Schutzengel" anhörte, daß Tags zuvor ein Gendarm ihrem jüngsten Bruder auf die drei Stunden weit abliegende Alm die „Einsage" gebracht habe, daß er binnen achtundvierzig Stunden als „Haftmann" oder Reservist nach Bozen hinaus und weiter hinab nach Bosnien müsse. Resolut, wie das „Moidele" sonst ist, zitterte es mit der Stimme, als es mir von diesem Familien-Ereignisse erzählte. Mittlerweile kam die Mutter dazu und spann mit sicherer Hand den Faden aus. Sie wollte es dem jungen Volke, das nahe daran war, gleich Kettenhunden zu heulen, nicht noch härter machen; in ihren Augen las ich, daß es sie in das tiefste Herz getroffen, doch verrieth sie die Bedrängniß ihrer Seele mit keiner Geberde und ermuthigte mit ihrem opferwillig entschlossenen Wesen noch alle Andern. „Es muß sein", war der Refrain ihrer Reden, die sie noch mit einem Lächeln

begleitete, das gleichsam den Sonnenschein für den schweren Gang ihres Sohnes bilden sollte.

Förmlich mit Absicht wechselte sie den Gesprächstoff und lenkte die Rede von dem Familienjammer, der in ihrem und in noch zwei anderen Bauernhöfen auf Rodeneck eingezogen war, auf die große Wassernoth, die in nächster Nähe die Tauferer heimgesucht hatte. Als vergleichsweise glücklich müßten die Bewohner der Berghöhen, auf denen selten „die Bäche brechen", gepriesen werden, und das Unglück und Elend im Taufersthale, durch das die Ferner mit ihren Schlamm- und Wildwassergängen ausgebrochen, sei ein Centner neben dem Quentchen Leides, an dem einige Familien im Lande durch den Verlust ihrer Söhne zu tragen hätten.

Im Pusterthale auf und nieder ist nur von der Wassernoth der Tauferer die Sprache, und allerorten, namentlich aber in den Sommerfrischen und „Bauernbadeln", die sich zahlreich zwischen den Tauern und Dolomiten vorfinden, werden Sammlungen eingeleitet, und wird allerwegen gesungen und concertirt, wie dies beispielsweise in Sillian und Mühlbach geschah, wo man namhafte Beträge erzielte. Diese sind freilich nur wie ein dürftiger Tropfen, der bald auf einer heißen Eisenplatte verdampft, denn der Schaden, welchen das Taufersthal erlitten, beziffert sich überaus hoch.

So viel scheint schon jetzt ausgemacht, daß außer vielen anderen Orten und Gehöften in der Thalsohle vorzugsweise das herrliche Sand, in dem sich seit Jahren die Maler gerne eingenistet hatten, so arg verwüstet wurde, daß eine Rettung oder Aufhilfe menschenunmöglich erscheint. Es wird eben das klägliche Schicksal von Wahlen haben, zu dem man von Toblach aus nordwärts gelangt und das zu Anfang unseres Jahrhunderts gleichfalls durch einen Muhrgang, der verheerend vom „Horn" niederkam, im Schlamme begraben wurde, daß nur mehr die Mauertrümmer dieser Ortschaft sichtbar sind. Die Tauferer

werden sich, um gegen eine künftige ähnliche Katastrophe, wie sie diese vor Kurzem schaudernd erlebten, gesicherter zu bleiben, auf den Berghalden ansiedeln zu müssen. Sie haben mit Entsetzen erfahren, daß die Ferner noch Anderes als die „Gletschermilch", die sie seltsamerweise, um drastische leibliche Wirkungen zu erzielen, mit Vorliebe tranken, vernichtend und wie als Todesboten in das Thal schicken. Was aus ihnen künftig werde und ob sie sich wieder eine Heimstätte begründen können, sie wissen es derzeit noch nicht und müssen besorgt sein, wo sie ein Obdach für Tage oder Wochen finden, was übrigens, zur Ehre ihrer Landsleute sei es gesagt, allüberall bereitwillig geboten wird. Was im Lande Tirol aufzubringen ist, wird ihnen zustatten kommen; außerhalb der Grenzen dieser Provinz geht der Klingelbeutel durch das Reich, um Liebesgaben für „Haftmänner" und Verwundete einzusammeln.

Friesach.

Im October 1878.

Eine Fahrt auf der Rudolfsbahn von St. Michael ab und über Judenburg in das Kärntnerland hinein ist überreich an landschaftlichen Schönheiten, die noch lange nicht gewürdigt worden sind. So oft ich auf dieser Eisenstraße fuhr, war ich an mancher Haltstelle versucht, auszusteigen und in den prächtig gelegenen Ortschaften Siesta zu halten oder von dort in die lauschigen Thalgründe, welche sich allseitig öffnen, hineinzulaufen. Die Versuchung einer solchen Fahrt-Unterbrechung war aber immer am stärksten, wenn ich an Friesach vorbei- oder das Schloß Hoch-Osterwitz in Sicht bekam. Wer wie ich mit der Zeit im Gedränge, muß hart an der Stange seines vorgesteckten Reiseplanes bleiben und darf sich keine vom Wege abliegenden Excurse erlauben. Ich erlaubte mir aber dennoch Anfangs August eine solche Aus-

schreitung und hielt eine Nachtherberge mit der Zuwage einer halben Tagesrast in Friesach, die freilich für die älteste und interessanteste Stadt Kärntens viel zu kurz ist. Da ich einmal von dem Becher genippt, verschwöre ich nicht und habe mir vielmehr gelobt, einen tüchtigen Trunk daraus zu thun, nämlich eine längere Herberge in der „Post“ zu Friesach zu nehmen, die mir vor Jahr und Tag ein Freund verrathen und mich dadurch zu dem besten Danke verpflichtet hat.

Der Zauber, den diese Stadt schon nach einer kurzen Rast auf mich geübt hat, ist so mächtig, daß ich es darin Wochen und Monate, ja vielleicht sogar ein halbes Jahr aushalten würde, wie der Doctor angelicus, der im Jahre 1323 canonisirte Thomas von Aquino, der dort, was durch eine Kanzel-Inschrift constatirt wird, in der Dominicaner-Kirche gepredigt hatte. Ich habe nicht das fromme Zeug und auch nicht den Ehrgeiz dazu, wie der gelehrte Thomas heiliggesprochen zu werden; selig aber war ich dennoch, als ich frühen Morgens zum Petersberge hinanstieg, von dem ich eine Uebersicht der Stadt und eine reizende Ausschau in die prächtige Landschaft ringsum gewinnen wollte. Lauter Vogelsang, der von allen Bäumen und aus jeglichem Busche erscholl, begleitete mich auf dem Wege zu den Trümmern der Burg Lavant, die von der Hauptveste durch eine Mauer getrennt ist.

Ich kam aus Tirol; das mochte der Grund sein, warum mir diese Sangesfreudigkeit der Amseln und anderer Waldvögel besonders auffiel. In dem Lande der Glaubenseinheit wird Einem selten so wohl, recht in die Seele hinein durch solche lustige Morgen- und Abendlieder erfrischt zu werden. Von Bozen abwärts, wo an heißen Sommertagen die Cicaden das geräuschvolle Wort haben, während in den Nächten die Etschfrösche orgeln, beginnt schon die unbarmherzige Razzia auf Alles, was fliegt und singt. Dort führen die Wälschen das Regiment; sie überlassen das Geschäft, das sie selber virtuos verstehen, ungern

den Singvögeln; wenn diese in der Bratpfanne prasseln, klingt es ihnen am besten zu Gehör, und eine geschmorte Wachtel auf der Polenta ist ihnen lieber als eine schluchzende Nachtigall im Busche. Nun ist allerdings in den letzten Jahren Einiges für den Schutz der Vögel geschehen; eigentlich obdachlos aber sind sie dennoch, weil eine brutale Waldvernichtung nicht allein im Süden, sondern auch im Norden Tirols systematisch vollzogen wurde. Was nur von Bäumen in den verstecktesten Thalschluchten und auf hochragenden Felsschroffen halbwegs schlagbar, wurde aus dem Lande, namentlich auf der Ampezzaner-Straße und weiter hinab auf der Boita und Piave in Blöchen und zugerichtet durch die Sägemühlen nach Italien gebracht. Die Wasserbrüche im heurigen Jahre sind die traurigen Folgen dieser frevelhaften Verwüstung, scheinen aber noch immer nicht eine wirksame Abwarnung für andere Landestheile zu sein. Tirol ist erbarmungslos abgeholzt und förmlich bis auf die Knochen bloßgelegt; man greift nun auch nach Kärnten hinüber, und schon im Herbste des Vorjahres kreuzten meine Rückfahrt aus Tirol endlose Wagenzüge, die unseren Holzreichthum auf die Ampezzaner-Straße für Italien brachten, das sich so lange als irredenta betrachten und beklagen wird, bis nicht der letzte Baum in unseren Wäldern gefällt ist. Unter solchen vielleicht prosaischen Betrachtungen stieg ich zur romantischen Ruine an.

Durch zwei Thore geht es in die Hauptveste. Das eine führt in das Innere der Hauptburg, das andere zu deren Nebenbau auf einem Felsvorsprunge, welcher auch die Peters-Capelle trägt, in der man ein Oelbild auf Holz sieht, das „die heilige Familie“ darstellt und angeblich von dem Pinsel Albrecht Dürer's herrühren soll. Die Kunstkritik braucht sich über diese Hypothese nicht den Kopf zu zerbrechen, die ja doch nur von Laien colportirt wird. Die Stadt Friesach bedarf keines solchen Werthstückes, um zu fesseln, sie hat hundert andere Anziehungsklammern.

Einige Stunden Aufenthalt in einer fremden, noch so kleinen Stadt genügen selbst für einen Großstädter nicht, deren äußere Eigenart wegzukriegen, und noch weniger reicht ein solches Zeitpartikelchen, den Einblick in das Innere der Häuser zu gewinnen. In diesen aber fände sich gewiß so Manches, was Neugier und Interesse eines gerne in der Vergangenheit Stöbernden wachrufen könnte. Die Friesacher sind wohl nicht in den glücklichen Verhältnissen der Nürnberger, die sich ihre Vergangenheit durch prächtige Schaustücke in die Gegenwart herüberretteten; doch dürften auch sie im Hinterhalte ihrer Mauern Vieles an Architektur und Getäfel verwahren, was einen Antiquar reizen könnte. Wenngleich kein Verächter von solchen Reliquien, doch ohne die schnüffelnde Begabung, sie auszufinden, treibe ich mich lieber auf Markt und Straße herum, um mir die Charakter-Merkmale einer fremden Stadt zurechtzulegen. Wer sich über die Geschichte der Stadt Friesach des Näheren informiren wollte, der fände eine ganz ausführliche, vor dreißig Jahren in Klagenfurt erschienene Monographie, die aber in festen Händen vergriffen und auch für mich nicht zu erlangen war. Da mir dieser Brunnen fehlte, aus dem ich schöpfen konnte, mußte ich mich nach anderen Quellen umsehen; diese aber fließen in vielen auf das Kärntnerland einschlägigen Folianten so reichlich, daß ich, wollte ich mich in den Geruch der Gelehrsamkeit setzen, ein dickleibiges Werk aufbauen könnte. Ich überlasse dieses ernste Geschäft kundigeren Händen und greife nur eine kurze Episode aus der Vorgeschichte Friesachs heraus.

Die Befestigungen auf dem Petersberge rühren namentlich von dem Erzbischofe Gebhard zu Salzburg und anläßlich des Investiturstreites her, der zwischen Kaiser Heinrich IV. und dem Papste Hildebrand ausgebrochen war. In diesem Streite hielt es der Erzbischof mit dem Papste wider den Kaiser, der ihn 1078 verjagte und den Grafen Berthold von Mosburg an seine Stelle setzte. Gebhard bekam elf Jahre später wieder sein Erz-

stift, starb aber schon im nächsten Jahre, und sein Nachfolger war Dietmar oder Thiemo, Abt zu St. Peter in Salzburg. Wie gegen Gebhard, war Kaiser Heinrich auch gegen diesen: es kam zur offenen Fehde, Thiemo wurde unweit Salzburg gefangen und in Friesach fest verwahrt. Die Kaiserlichen rückten vor die Veste Friesach und forderten von dem Gefangenen, an den Commandanten den Befehl zur Uebergabe der Veste ergehen zu lassen. Das lehnte der kopfstarre Erzbischof ab; der General ließ nun alle Verwandten vor dessen Augen hinrichten und ihm selbst das Leben absprechen. Doch ward dieses Urtheil nicht vollzogen: zum ewigen Gefängnisse begnadigt, wurde er auch aus diesem durch einen Mönch befreit und wieder in sein Erzstift eingesetzt. 1100 zog er mit in den „heiligen" Krieg gegen die Sarazenen, denen er in die Hände fiel. Nachdem Thiemo noch ein Götzenbild, dem er auf Geheiß des Sultans die Ehre erweisen sollte, zertrümmert hatte, wurde er zu Tode gepeitscht, und wurden ihm, wie die Chronik sagt, „die Gedärme aus dem Leibe gewunden", weswegen er als ein großer Heiliger verehrt wird.

Die Kämpfe der Ecclesia militans tragen, weil im Widerstreite mit dem versöhnlichen Geiste der Religion, einen finstern und häßlichen Charakter. Lustiger und liebenswürdiger, trotzdem ihre Ausgänge in vielen Fällen wieder blutig, sind die ritterlichen Waffenspiele einer längstvergangenen Zeit. Friesach war für beide der Tummelplatz, und über letztere ist viel Erbauliches in dem „Frauendienst" des Ritters und Sängers Ulrich von Liechtenstein nachzulesen.

Gleich auf der ersten Seite dieser Memoiren, in denen Wahrheit und Dichtung Zettel und Einschlag bilden, findet sich die zum Küssen naive Stelle: „Als ich noch ein kleines Kind war, hörte ich oft die Weisen sagen, daß Niemand Würdigkeit erwerben möchte, der nicht sonder Wank guten Weibern zu Diensten bereit sei; Niemand sei auch so recht froh und wohlgemuth in der Welt, als der eine reine Frau so lieb hätte, als seinen

eigenen Leib. Ich war ein Kind, als ich das hörte, und noch so dumm, daß ich auf Gerten ritt, und doch gedachte ich in der Dummheit: Da die reinen Weiber den Mann so hoch theuer machen, so will ich immer den Frauen dienen mit Lieb, Gut, Muth und Leben. In diesen Gedanken wuchs ich bis in das zwölfte Jahr."

Ueber dieses Alter hinaus und bis an sein Lebensende machte Ulrich von Liechtenstein außer klingenden Versen noch Narrheiten, die heutzutage nicht der Liebestollste zuwege brächte. „Wenn ich hinkam", erzählt er allen Ernstes und wie von einer Heldenthat, „wo man meiner herzlieben Frau Wasser über ihre weißen Händlein goß, so nahm ich das Wasser, das sie angerührt hatte, heimlich mit mir und trank es aus vor Liebe." Nun muß man toll für die Zwangsjacke oder eigentlich ein Schmutzfinke sein, um das Waschwasser der Geliebten zu trinken; sein Paroxismus aber ging noch weiter und überbot Alles, was die Troubadours, Bertrand de Born obenan, im Dienste ihrer Damen vollbracht hatten, die in der Liebeseselei doch auch das Unmöglichste geleistet hatten.

Der Ritter Ulrich hatte eine „Niftel" oder Tante, die ein kleinwenig kuppelte und ihrem Neffen die Wege bei der „Dame seines Herzens" bereitete. Da nun diese eines Tages zu der Gelegenheitsmacherin sagte: „Wäre er auch in aller Würdigkeit ganz vollkommen, so müßte einem Weibe doch immer sein ungefüge stehender Mund leid sein, denn der steht ihm übel, erlaube es mir zu sagen, wie du selbst wol weißt." Das hinterbrachte die „Niftel" dem Neffen, und dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als nach Graz im Steierland zu reiten und sich den Mund, der seiner Dame mißfiel, „ob den Zähnen durchschneiden zu lassen, was er so sänftig erlitt, daß er auch davon nicht wankte".

Diese Opferwilligkeit des Ritters, von der man sich nicht gut vorstellen kann, daß sie seinen Mund im geheilten Zustande schöner gestaltet hätte, förderte ihn, obgleich sie nicht übel ver-

merkt wurde, doch nicht um die ersehnte Klafter und höchstens um einen Zoll in der Huld seiner Frau, die nun erst recht ihren Sport mit ihm trieb und ihn am Narrenseile der Liebe gängelte, daß er immer tiefer in das Dickicht der kopflosesten Raserei gerieth.

Wie toll er es trieb und was er immer unternahm, er kam damit nicht zum Ziele; schließlich erschien er in Gestalt eines Aussätzigen und „setzte“ sich vor die „wunnigliche“ Burg seiner Frau zu dreißig armen Leuten, „denen ihr Siechthum weh that“. Das wirkte bei der bisher so Unbarmherzigen, die seine Vermummung durchschaut hatte und dem anscheinlich Aussätzigen durch eine Jungfrau sagen ließ: „Euch heißt meine Frau willkommen; sie will Euch gerne sehen; Ihr sollt Euch vor dem Vermelden hüten und dann zu Abend wieder heraufkommen.“ Ulrich von Liechtenstein schwamm nach dieser Botschaft in Seligkeit, wie eine Forelle im frischen Quellwasser, und diese Seligkeit durchströmte sein ganzes Wesen wie Glühwein, als er bei anbrechender Nacht in „Lailachen“ in die „Kemenat“ seiner Herrin aufgezogen und dieser durch seine „Niftel“ vorgestellt wurde. Paßte ihm schon die verwandtschaftliche Assistenz nicht recht, so war ihm ein Conclave von acht anderen Frauen als Zeuginnen dieses Stelldicheins noch lästiger und verdießlicher. Von dem leidenschaftlichen Ungestüm eines Mannes, der mit schmutzigem Waschwasser seinen Liebesdurst löschte und sich die Lippen verschneiden ließ, war nicht ein verwegener Ansturm zu befürchten: dessen war die listige und lustige Burgfrau sicher, und darum erlaubte sie sich mit ihm dies quälende Spiel vor Zeuginnen. Wie sie ihn in ihre „Kemenat“ gelockt hatte, foppte sie ihn wieder hinaus; auf den „Lailachen“, mit denen ihn ihre Helfershelferinnen emporgezogen, wurde er so jach niedergelassen, daß er sich „wol zu todt gefallen hätte, wenn Gott ihn nicht beschützte“. Diese Himmel- und Höllenfahrt curirte den fahrenden verliebten Ritter gründlich.

Als Gewährsmann für die historische Vergangenheit Friesachs wollte ich den Sänger Ulrich von Liechtenstein aufführen, und nun habe ich des Langen von seinen Narrheiten gefaselt, anstatt auf Grund seiner Schilderung von dem Turney zu erzählen, das Leopold von Oesterreich im Jahre 1216 dort ansetzte, um den Markgrafen Heinrich von Ysterreich und den Fürsten von Kärnten zu versühnen, die sich Fehde geschworen hatten. Zu diesem Turney erschienen außer Leopold noch siebzehn Fürsten, Grafen und Freie, nicht weniger als sechshundert Ritter, zehn geistliche Fürsten, darunter der Patriarch von Agley (Aquileja) und die Bischöfe von Salzburg und Brixen; und sie alle wurden sammt ihrem Trosse in Friesach beherbergt. Stadt und Landschaft ringsum erscholl Tag und Nacht von Hörnerklang und Waffengeklirre. Für den Umfang der Stadt zeugte, daß für so zahlreiche Menschenmassen Herberge geboten werden konnte, für ihre Wohlhabenheit, daß in Küche und Keller Ueberfluß für die maßloseste Schwelgerei vorhanden war. Zehn Tage währte das Waffenspiel; von dem letzten schreibt Ulrich: „Man verstach an dem Tage wol tausend Speere; viele Ritter wurden gefangen, wohl hundertundfünzig verloren ihre Rosse; Einer band ermüdet seinen Helm ab, den fand man traurig, Manchem deuchte Tag und Turney zu kurz. Was ich an dem Tage und wol sonst wo noch gethan, will ich aus Zucht verschweigen; ich sage nur so viel, ich war da nicht der Beste und auch nicht der Böste. In der Nacht badeten die Ritter, mancher war ohnmächtig vor Müde, dem verband man die Wunden, der ließ sich salben; dem that der Arm weh, dem das Knie, mancher war wie todt vor Schlaf. Der Fürst Leopold sandte nach dem von Ysterreich und auch nach dem von Kärntenland und versühnte sie Beide; nach dreien Tagen schieden sich die Fürsten."

Die Stadt Friesach, in der ein so großes Turnier abgehalten werden konnte, mußte in einer längstvergangenen Zeit einen Umfang haben, der weit aus der Begrenzung des heutigen

Wallgrabens und der noch aufragenden Befestigungsmauern ging. Die rings auf der westlichen Bergseite zerstreuten Trümmer mächtiger Burgen, die sich im Halbkreise um die Stadt schließen, verweisen deutlich auf diesen Umfang, der aber auch weit in das offene Land hinausreichte, wo an vielen Stellen bei Erdbewegungen Spuren uralter Grundmauern entdeckt wurden. Einst die erste Stadt des prächtigen Carantaner-Reiches, ist Friesach wohl nicht wie das riesige Aquileja zum ärmlichen und erbärmlichen Fischerdorfe degenerirt, doch seither ein stilles und fast vergessenes Städtchen geworden; die breite Epik seiner Vergangenheit hat sich zu einer freundlichen Idylle abgedämpft, in die man sich aber gerne und freudig einlebt. Wassergräben, die Städte oder Schlösser umrahmen, sind gewöhnlich der Tummelplatz für lärmende Kröten; Friesach aber wird halbseitig von einem Wasserarme umspannt, dem man trotz der üppigsten Algenbildung auf seiner Oberfläche bis auf den Grund sehen kann und in dem an lauen Sommerabenden die munteren Forellen lustig schnalzen. So hat Friesach den reichsten Fischbehälter unmittelbar vor den Stadtthoren, und die Eingebornen sind, bescheiden in allen anderen Stücken, noch stolzer auf diese Specialität, als auf den herrlichen römischen Brunnen ihres Hauptplatzes mit mythologischer Darstellung in Relief-Feldern, der nicht die einzige Antiquität bildet. Die Münze von Friesach gab einst Schrott und Korn für alles cursirende Geld von Wien bis Aquileja; wer aber heute dort nach Geldstücken jener Präge suchen würde, dessen Eifer wäre vielleicht vergeblich, und hielte er selbst in allen Häusern Nachfrage. Da ich meine Sache überhaupt nicht auf Geld gestellt habe, brauchte ich mich nicht mit solchen Forschungen zu ermüden und fröhnte in einer minder eigennützigen Weise meiner Wanderneugier.

Allerseelen.

Anfangs November 1878.

Die Natur hat wieder einmal einen ganz abscheulichen Selbstmord begangen; den Beweis für diese Unthat fand, wer einen Gang über die Ringstraße oder durch den Stadtpark nicht scheute, wo der neuliche Schneesturm, namentlich an den armen Bäumen, die einer so unerträglichen Last nicht gewachsen waren, in wahrhaft entsetzlicher Weise gewirthschaftet hat. Wie das Verhängniß und ohne jeden Wetterübergang brach der Winter mit seiner vollen und erdrückenden Wucht herein, als ob er bei seinem ersten Auftreten gleichsam alle seine verfügbaren Mittel erschöpfen wollte.

Die Vorboten des mächtigen Schneefalles sah ich bei meiner Ausflugsfahrt am Allerheiligentage in das Reichenauer-Thalbecken. Ich mache seit mehreren Jahren regelmäßig an einem der Vor- oder Nachtage von Allerseelen draußen einen lieben, aber traurigen Besuch. Ein Freund, den ich besuche, wohnt fünf Schuh unter der Erde auf dem Payerbacher-Friedhofe. Seinen Namen: Albert Hugo, verräth ein Denkstein, den ihm der Journalisten- und Schriftsteller-Verein „Concordia" gesetzt hat, er trug diesen als nom de guerre, seinen wahren Familien-Namen, den er als Geheimniß vor aller Welt hütete, weiß noch heute Niemand. Sein Grab fand ich, wie es sich für den Gedächtnißtag der Abgeschiedenen ziemt, sorgsam gepflegt; Rosenstöcke, von drei Getreuen auf seinen Grabhügel gepflanzt, waren frisch und gesund, und immergrüner Epheu hat den Stein bis zur Schrift hinauf dicht umsponnen. Freund Hugo hat eine landschaftlich prächtige, wenngleich nicht ganz ruhige Schlafstätte, da der Friedhof hart an der Eisenbahn liegt. Unweit von ihm wurde vor zwei Jahren der „dicke Stadtherr" gebettet, von dem er in seiner „Jagdzeitung" so lustige Geschichten zu erzähler

wußte, und der mit John Falstaff die Aehnlichkeit aller unschädlich liebenswürdigen Eigenschaften hatte. Er kann sich einen so braven Menschen, der im Leben treu und uneigennützig zu ihm gehalten, als den besten Grabnachbar gefallen lassen.

Als ich neulich meinen Todtenbesuch machte, wurde der Friedhof, welcher die Leichen von Payerbach und Reichenau und der umliegenden kleineren Ansiedlungen aufnimmt, von dem Pfarrer gesegnet; Hunderte waren ihm von der Kirche aus zum Leichenacker gefolgt; als Letzter schloß ich mich dem Zuge an. Der Gesang, den die Gläubigen anstimmten, war nicht tadellos harmonisch, ging aber vom Herzen. Als ob der Himmel auch ein Wort in die Trauer-Ceremonie hineinreden wollte, stäubten aus einer Schneewolke große Flocken auf den Friedhof nieder und deckten minutenlang gleichsam als weiße Blüthen die Gräber.

Diese Schneewolke konnte schon damals bedenklich mahnen, daß der Winter in der allernächsten Zeit strengen Ernst machen werde. Im Reichenauer Thalbecken brauchte der Winter nicht erst durch jenen schüchternen Schneefall inaugurirt zu werden; er lag schon seit Wochen in breiten Schneefeldern auf der „Rax" und auf allen Ausläufern und Vorlagen der Berge, die als Thalhüter um dieses reizende Eden gestellt sind. Die Landschaft aber in der Thalsohle und auf den Waldhängen zeigte an meinem Ausflugstage noch nicht das hippokratische Gesicht, das uns so unheimlich aus entlaubten Bäumen anstarrt. Zauberhaft wirkten noch die wechselnden Farbentöne des Nadel- und Laubholzes, wenn durch einen vollen Lichtstrahl der Sonne förmlich ein Wintermärchen auf allen Höhen lebendig wurde.

Fußtiefer Schnee deckt heute draußen ringsum die weite Landschaft, der auch für die Städter alle Verkehrswege ungangbar machte und bei umschlagendem Winde ihre sorgenschweren Köpfe noch mit stürzenden Dachlawinen bedroht. Hätte uns der Schneesturm um einen Tag früher heimgesucht, so wären die Todten um ihren Festtag und um den Besuch ihrer Angehörigen

und Freunde gekommen. Ob der Gedächtnißtag für die Todten, wenn man dessen sanitäre Folgen beachtet, richtig in den November verlegt sei: über diese klimatische Frage läßt sich wohl nicht in Italien streiten, von wo dieser Trauercultus ausgegangen ist. Der Himmelsstrich, unter dem zu leben wir Sterbliche verdammt sind, ist gewiß nicht der günstigste: die Erfahrung der letzten Tage hat dies bewiesen.

Winterfahrt nach Italien.

Im December 1878.

Unter den praktischen Reiseregeln, die heute Polonius seinem Sohne auf den Weg nach Italien mitgeben müßte, wäre jedenfalls die wichtigste: Nimm dir Pelze mit, so viel immer du auftreiben kannst, und auf die Gefahr hin, für einen Rauhwaarenhändler oder verwilderten Russen gehalten zu werden. In der Erdaxe muß eine kleine Störung vorgefallen sein, denn anders wäre nicht zu erklären, daß, je weiter wir nach dem „schönen Süden" vorrücken, wir eine nicht für Menschen geeignete und mehr den Bären zusagende Temperatur antreffen. So geschah mir, der ich im letzten Drittel des December in die lombardische Ebene, also nach dem ersten Theile unseres „verlorenen Paradieses" hinab mußte. Ich tröstete mich und meine Reisegefährtin, so lange wir durch Obersteiermark, durch Kärnten und das Pusterthal entlang fuhren, mit der sanguinischen Hoffnung: Wenn wir nur erst in Brixen angelangt, sind wir auch über die Wetterscheide hinaus, und in Bozen, vollends aber in Trient führt Frau Sonne wieder ihr goldiges Strahlenscepter; die Eisblumen an dem Coupéfenster werden den veritablen Blüthen das Feld räumen müssen. Die Fenster blieben auch im Etschthale mit einer Eiskruste beschlagen, und es genügte kaum der heißeste Athem, um sich ein dürftiges Loch als Guckinsland abzuhauchen. Was draußen

sichtbar wurde, war eine wüste Schneelandschaft, wie wir sie daheim nicht schlimmer verlassen, und die Berge steckten in so dichten Nebelkappen, daß nur mit Mühe ihre Contouren erkenntlich waren. Eine Winterreise hätte übrigens auch ihren Zauber, es müßte dann aber das behagliche chez soi im Coupé nicht von erkaltenden Wärmerollen abhängig sein, die leider nicht oft genug gewechselt werden können.

Bis nach Verona wollte ich in Einem Zuge hinab, die eisige Kälte bestimmte mich jedoch, in Trient Nachtherberge zu nehmen und am nächsten Morgen weiterzureisen. Das also ist die Stadt, welche die Oesterreicher den Italienern gestohlen haben, bemerkte eine kleine hübsche Wälsche, die von San Michele unser Coupé als Gefährtin theilte. Auf diese provocatorische Bemerkung regte sich in mir nicht allein der Oesterreicher, sondern sogar der Gothe, und ich suchte nun meiner liebenswürdigen Feindin zu beweisen, daß wir noch auf den Landstrich über die Chiusa di Verona ein althistorisches Anrecht hätten, und daß selbst die Stadt, in der sich die bekannte traurige Geschichte zwischen Romeo und Julie abspielte, eigentlich den deutschen Namen Bern führen sollte. Der kleine Trotzkopf, der auf die irredenta Italia stand, war durch die triftigsten Beweise nicht zurechtzustellen und fast schwieriger zu bekehren als Cairoli, mit dem ich gelegentlich der Säcularfeier des Schlachttages von Legnano eine akademische Diatribe über das Trentin hatte. Ich begriff damals, zumal seine schöne Frau, eine Contessa aus Trient, anwesend war, wie sich der Deputirte von Pavia so stark für diese Territorial-Frage erhitzen und daß ihm ein kleines Fähnlein zum Feste Delegirter aus dem Trentino imponiren konnte. Er hatte seither und nachdem er für kurze Zeit an das Ruder gekommen, diese Streitfrage von der Tagesordnung abgesetzt und dürfte sie selbst seiner schönen Frau zuliebe kaum wieder aufnehmen.

Das kleine Trient hat fast einen großstädtischen Charakter, und es pulsirt darin bis in die späteste Nacht das regste und

lauteste Leben. Als ich dort um acht Uhr Abends ankam, war die sonst so lustige Stadt todt und verlassen. Wo man Seide spinnt, kann man sich nicht in das Schneegestöber finden, und der Trientiner, der sich immer leicht und graziös wie ein junger Held bewegt, ist auf vergletschertem Boden unsicher und ungeschickt wie ein Bauer in der Hauptstadt. Schneewetter kehren seit einigen Jahren auch in Südtirol regelmäßig wieder, und die Trientiner haben heuer vor uns nördlicher Gelegenen keinen intensiveren Sonnenblick voraus; wir wollen nur wünschen, daß die Italianissimi unter ihnen nicht noch dieses Hundewetter auf das Kerbholz unserer Regierung schreiben.

Die alte Concilsstadt verjüngt und verschönt sich mit jedem Tage; die Neubauten schließen wie ein frischer moderner Rahmen ihre historische Vergangenheit ein, deren Monumente wir auf Schritt und Tritt geschont finden. Diese Schonung ist eine spontane; wäre sie vielleicht wie anderwärts durch Vereine zur Erhaltung von Baudenkmalen geboten, wir würden dann wahrscheinlich nicht mehr die interessanten Laubengänge in den Straßen und die Fresken an den Außenwänden der Häuser antreffen. Ich bin kein frommer Betbruder unter dem Zeichen Severini oder eines anderen Heiligen, und doch gehöre ich „unterwegs“ zu den eifrigsten Kirchengängern und habe beispielsweise in Mailand, so oft ich dort längere oder kürzere Rast gehalten, nie unterlassen, fast jeden Tag in den Dom einzutreten, um von dessen mächtigen Steinmassen, die ohne alle prunkhafte Verkleidung zauberhaft wirken, geistig durchschauert zu werden. Das Restchen Zeit, das ich an einem Sonntagsmorgen vor der Weiterfahrt erübrigen konnte, war also auch in Trient einem Gange nach dem Dome gewidmet, der stets eine starke Anziehungskraft auf mich geübt hatte. Ein kunstästhetisches Studium war diesmal ohne Störung der zahlreichen Beter, die sich vor den verschiedenen Altären, an denen Messe gelesen wurde, den „himmlischen Trost“ für ihre nüchternen Seelen holten, nicht menschenmöglich, und meines

Verbleibens darin war sozusagen nur ein „Vaterunserlang“. Weiters brachte uns der Zug nach Roveredo und an dem Bergsturze vor und hinter Mori vorüber, von dem schon Dante singt, und den die neue Wissenschaft als Moränentrümmer eines vorhistorischen Gletschers bezeichnen will, durch die „Berner Klause“ in die lombardische Ebene hinaus. Wie ein Kind freute ich mich jedesmal auf die Bahnstrecke zwischen Peschiera und Desenzano, wo ein Ausblick auf den blauen Garda-See die Augen gefangenhält. Das sonst so herrliche Colorit war durch das traurige Winterwetter gründlich verdorben, und der alte Benacus machte fast einen so kläglich verdrossenen Eindruck wie der Neusiedler-See, der unbestritten der häßlichste aller Binnenseen auf der weiten Erde ist. Trotz dieser düsteren Winter-Metamorphose und trotz seiner dürftigen Staffage im Sommer bleibt mir der Garda-See doch der liebste von allen Wasserspiegeln in Ober-Italien, und ich möchte es für den Rest meiner Tage nicht besser haben als der römische Dichter Catullus, der sich dort auf der Halbinsel Sermione ein Landhaus gebaut hatte.

Die Rauris.

Im Wirthshause zu Taxenbach im Pinzgau liegt ein Fremdenbuch auf, in dem schreibselige Touristen sich prosaisch oder poetisch erleichtern können. Namentlich muß sich der „Kitzbachfall“ gefallen lassen, von diesen Naturschwärmern mißhandelt zu werden. Als ich das erste Mal in dieser Gastwirthschaft einsprach und mir das Buch zur Einzeichnung vorgelegt wurde, blätterte ich mechanisch darin. Unter allerlei lauwarmen Ergüssen fand ich nur eine etwas markantere Bemerkung, die von einem dickleibigen Reisenden herrührt. Mit einigem Humor „gibt er kund und zu wissen“, daß er sich gleichfalls zum Besuche

des Wasserfalles unverdrossen in der ärgsten Sonnenhitze aufgemacht habe; die Schuld aber, daß er dies Naturschauspiel nicht bewundern konnte, lag nicht an seinem Willen, sondern an seinem Embonpoint, mit dem er sich nicht durch das „verdammte Kitzloch" durchzuzwängen vermochte. Nach wiederholten Anläufen und in Erwägung der Gefahr, darin stecken zu bleiben und so noch alle Nachfolger um den Genuß zu bringen, habe er schließlich den eitlen Versuch aufgegeben.

Um zum „Kitzbachfall" zu gelangen, geht man zur Salzach hinab und überschreitet diese und die Rauriser Ache, die sich mit ihr vereinigt, auf einem Stege, von dem der Pfad zu einer sich verengenden Thalschlucht hinanzieht. Mit einem Male scheint das weitere Vordringen gehemmt, eine Felswand legt sich quer in den Weg. An dieser öffnet sich eine Höhle, welche den Namen „Kitzloch" von einem verlaufenen Zicklein hat, das arme Leute, durch die Höhle kriechend, hinter der Felswand an dem Wasserfalle fanden, den sie wohl draußen im Thale rauschen hörten, ohne sich jedoch um die Ursache des mächtigen Wassersturzes zu kümmern. Durch diese Höhle muß man, um das prächtige Schauspiel zu genießen. In vier Absätzen wirft sich die Ache aus der Höhe von mindestens 360 Fuß in den schwindelnden Abgrund, allseitig ihre Spritzwogen und Sprühwolken schleudernd. „Jeder Tropfen tönt und klingt zum wilden Siegessturmliede des Wildstromes zusammen, der überwunden, was ihn zu hemmen suchte, und nun einherzieht durch das gewaltsam erbrochene Thor."

Die vorstehende Schilderung datirt aus einer halbvergangenen Zeit, trifft aber heute nur theilweise zu, seit das Kitzloch erweitert und eine Klamm eröffnet wurde, die am besten von Zell am See aus mit Zuhilfenahme einer kurzen Eisenbahnfahrt zu besuchen ist. Durch drei Tunnels, durch eine Tropfsteinhöhle und über weitgespannte Hängebrücken geht es nun auf einem 1017 Meter langen Wegbau zu den Kitzlochfällen, die in

vielgestaltigen Felsenverschiebungen der Klamm wechselnde Bilder bieten.

Vom Wasserfall weg führt ein Steig in die Rauris, über die Embacher Schreckbrücke vorerst zu einer Bergstufe, auf welcher das Dorf Embach liegt, von dem sich der schönste Ausblick auf das Salzachthal bietet. Von diesem Orte links geht es auf einem guten Fahrwege hinein in die Rauris, in das Gebiet der Goldberge, die sich in flach gewölbten Kuppeln aufbauen und so sich wesentlich von den Hörnern, Nadeln und Pyramiden anderer Tauernberggruppen unterscheiden. So lange der Weg über der Ache führt, die tief unten rauscht, hat man die „Goldberge“ in Sicht; später senkt er sich in die Thalsohle, und bald ist man in dem Markte Rauris, eigentlich Gaisbach. Das hohe Alter dieser Ortschaft verräth sich schon aus dem eigenthümlichen Baustyl ihrer Häuser, und der einstige Wohlstand ist überall ersichtlich. Im Gasthause „beim Bräuer“ findet man gute Bewirthung und außerdem kann man sich kostbare Werthstücke, nämlich eine größere und zwei kleinere Schüsseln von Majolika ansehen, deren Malereien angeblich von dem Pinsel Rafael's herrühren. Auf der Rückseite der größeren Schüssel, die 1½ Fuß im Durchmesser hält, steht geschrieben: „Fata in botega de Guido di Merligno vasaro da Urbino in Sanpolo a de 30 marzo 1542“; die kleineren tragen die Inschriften: „Quando Pan fu a sonare con Apollo“ und „Giove sciese in terra per amore“.

Eine Stunde von Rauris entfernt liegt das Dorf Wörth oder Vorstand an der Vereinigung der Aeste zum Hauptstamm des Thales. Wir wandern in dessen Verlängerung durch das Hüttwinkelthal, das sich gleich anfänglich verengt und uns zwingt, eine Weile auf dem Felswege ober der Ache zu bleiben, über die wir, nachdem die Thalsohle wieder gewonnen ist, auf einem Brückenstege auf das jenseitige Ufer setzen. In einer Stunde haben wir das auf einem Bergvorsprunge liegende Bucheben erreicht. Ueber dieser Häusergruppe hinaus kommen wir durch

die mit Gneis und Glimmerschiefertrümmern bedeckte Thalschlucht erst in eine anmuthige Alluvialebene und dann zur „Grieswies-alpe“. Steiler geht es nun hinauf und endlich sind wir in der mäßigen Thalweitung von Kolm-Saigurn, wo wir im Hause des Berghutmannes Unterkunft finden. Noch höher hinauf steigen wir in die herrliche Kesselmulde am „Neubau“ zum Ursprunge des Hüttwinkelthales, das sich aus mehreren radienförmig zusammenlaufenden Rinnen bildet. Hier ist das obere Ende der Aufzugsmaschine, mit der die Erze zu Thal und die Arbeiter und deren Utensilien zur Höhe gebracht werden. Ein 700 Klafter langes Seil vermittelt die Communication zwischen dem „Neubau“ und dem „Kolbenhause“ auf der Alpe Saigurn, wo das Poch- und Amalgamirwerk steht. Noch im Jahre 1863 fuhren über 100 Bergknappen an.

Die Rauris bildet sich aus den zwei Aesten des westlichen Seitenwinkel- und des östlichen längeren Hüttwinkelthales, deren Vergabelung, wie erwähnt, bei dem Weiler Wörth statthat. Der Thalstamm, von dem letzteren aus dem „Tramerkopf“ ausgehend, beträgt bis nach Taxenbach in seiner ganzen Länge über acht Stunden. Der Ast des „Seitenwinkelthales“ ist vom „Hochthor“ bis Wörth $2^1/_2$ Stunden lang. Das allgemeine Becken des Rauriserthales wird im Süden durch ein $4^1/_4$ Meilen langes Stück des Centralkammes, westlich durch den 2·5 Meilen langen Schwarzkopfkamm und östlich durch den 3·7 Meilen langen Türchelkamm, mit einer mittleren Höhe von 7460 Fuß, eingeschlossen. Der 1·5 Meilen lange Mitterkamm, dessen mittlere Höhe 8130 Fuß beträgt, scheidet das Seitenwinkel- von dem Hüttwinkelthale.

Im Hintergrunde des Hüttwinkelthales, das ich nur verlassen, um einen Aufriß der ganzen Rauris zu geben, stehen wir schon vor der Goldberggruppe und vor dem Rauriser Goldberggletscher, der bei einer Längenausdehnung von nur 9200 W. F. einen Flächenraum von 62,800.000 W. Quadratfuß hat. Der

Goldberg ist kein Berggipfel, sondern vielmehr ein Bergjoch. Die aufgelassenen Grubenbaue befinden sich in einer von Gletschern eingeschlossenen und davon erfüllten Mulde zwischen der „Riffelschneide“ und dem „Herzog Ernst“ einer- und dem „Tramerkopf“ und „Sonnblick“ andererseits. Der Weg zum eigentlichen Goldberg führt über Gneisblöcke und Schneefelder unter den Wänden des „Herzog Ernst“ zur Höhe hinan.

Auf dem Wege von Kolm-Saigurn bis zum Goldberggletscher findet der Botaniker in Felsspalten die ganze Polster bildende Aretia helvetica mit weißer, gelbschlundiger Blumenkrone, auf Gerölle die hellpurpurne Primula minima und an feuchten Plätzen die purpurviolette klebrige (glutinosa) Primel; das violette gemeine Alpenglöckchen (Soldanella alpina), die wenigblüthige Rapunzel (Phyteuma pauciflorum), die Swertia carinthiaca mit sternförmigen, grauvioletten Blumen; von Genzianen die purpurviolette, schwarz punktirte ungarische (pannonica), die stengellose (acaulis), innen prachtvoll azurblaue, außen grünlichblaue und die kleine (Gentiana pumila) mit lanzettförmig zugespitzten Blättern; auf feuchtem Gerölle die Bartsia alpina mit violetten, eine dichte Aehre bildenden Blüthen u. s. w.

Der höchste Punkt der Goldberggruppe ist der schön gewölbte, mit Eis und Schnee bedeckte Dom des „Hochnarr“ (10.309 Fuß). Nach dem Salzburgischen entsendet er das Krummelthal und das „Ritterkaar“; nach Kärnten die Thäler der kleinen und großen Fleuß. Von Kolm-Saigurn aufbrechend, geht man durch die „lange Gasse“ auf den Grieswiestauern und zum „Keestrachter“ am „Hintern Sonnblick“. Von dort wendet man sich in das „Loch“ zu einer wilden Gletscherscenerie; nun kommt man, an der Moräne ansteigend, zu der schwierigsten Stelle, nämlich an die steile Wand des „Grieswies-Schaflkaar“. Längs den zerklüfteten Gletscherwänden steigt man hinauf zur Schneide des „Hochnarr“ und hat auf ihr auch das Eis betreten, das sich von der Spitze herabzieht. Dieses Stück sieht

sich schwieriger an, als es in Wahrheit ist, und kann daher mit der gehörigen Vorsicht und Ausdauer gefahrlos bezwungen werden. Bis zur Höhe von 8800 Fuß herrscht der Gneis mit erzführenden Gängen vor; dann folgt körniger Kalk, Euphotid und Thonschiefer; die Kuppe besteht aus Chloritschiefer. Für diese Berge fanden sich alle Bedingungen zum Baue auf Gold vor und dieser wurde auch einst lebhaft betrieben. Die Aussicht, die man von der Spitze hat, reicht südlich bis zur Vedretta marmolata und zum Terglou, westlich bis zum Ortler, östlich bis zum Dachstein und nördlich bis zum Watzmann.

Wer nach dieser Expedition noch ein Uebriges wagen will, kann sie zur „Goldzeche" in Kärnten ausdehnen. Auf den Goldzechtauern gelangt man zwischen dem „Hochnarr" und „Sonnblick". Der Bau der Goldzeche befand sich im Hintergrunde der kleinen Fleuß; unter der Jochhöhe des Tauern betritt man die Halde des rings umgletscherten Christofsstollen (9033 Fuß), 300 Fuß tiefer den Anna- und Erbstollen.

Gleichsam als hätte die Natur die Menschen vor dem Goldsuchen warnen wollen, hat sie jenen Fels mit dem „Kitzloch" vor den Eingang der Rauris geschoben. „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch Alles!" und so hatten die Erzkundigen längst und bevor noch für die Naturbewunderer der Schlupfwinkel jenes Wasserfalles entdeckt war, einen andern Zugang in die Rauris ausgekundschaftet und sich darin niedergelassen, um aus der Thalsohle zu den Bergriesen hinanzusteigen, sich zwischen Eis und Schnee in den Gneis einzubohren und das kostbare Metall zu Tage zu bringen.

Es ist historisch dargethan, daß schon die Römer wie im Gasteiner-Thale, so auch in der Rauris auf Gold bauten. Sie trieben aber recht eigentlich einen Raubbau. Der Boden, wo man Gold zu finden hoffte, wurde nach allen Richtungen unterwühlt; Hügel und Berge wurden zum Einsturz gebracht und dann erst suchte man nach dem edlen Metall. Um es aus den Trümmern zu

schlämmen, leitete man künstliche Canäle aus den Flüssen und Wildbächen zu; an Gesträuchen, die man in die terrassenförmig abfließenden Canäle legte, sammelte man die Goldtheilchen auf, die man durch Verbrennung des Strauchwerks rein gewann. Zu dieser Arbeit, wie auch zu den Minensprengungen, bei denen häufig Verschüttungen vorkamen, wurden gefesselte Sklaven unter strenger Aufsicht verwendet.

Von dem römischen Raubbau an fehlen historische Daten bis zum 13. Jahrhundert. 1287 verlieh der Erzbischof von Salzburg die Minen am Radhausberg im Gasteiner-Thale seiner Kathedrale; sie mochten aber geringen Gewinn eingebracht haben, da wir 1357 von einer Uebernahme derselben durch den Burggrafen Böstel lesen. Deren größte Ergiebigkeit fällt jedoch in die Hälfte des 15. Jahrhunderts, als sie von Emmerberg, Wendelstein und von den Gebrüdern Moshammer gepachtet waren. Diese minirten wahrscheinlich auch in den Goldbergen der Rauris. Die Erzbischöfe sahen nachgerade diesen reichen Erfolg mit scheelen Augen an; ein Vorwand mußte gefunden werden, um die Pachtverbindungen zu lösen; man fand einen solchen darin, daß sich die Bergleute der neuen Lehre Luther's zuwendeten. Ketzerverfolgungen begannen, die tüchtigsten Arbeiter wanderten aus; der Bergbau, der nun wieder auf Kosten der Erzbischöfe getrieben wurde, verfiel. Wieder wurde er aufgenommen; in den Jahren 1538 bis 1562 wurden nicht weniger als 1000 Bergbaulicenzen ertheilt; damit half man der Sache insoweit auf, daß die erzbischöfliche Regierung ein jährliches Einkommen von 40.000 Goldgulden allein aus den Minen des Radhausberges zog. Religiöse Intoleranz verdarb aufs Neue den bergmännischen Betrieb; es erfolgte eine massenhafte Auswanderung von mehr als 30.000 Salzburgern, unter denen die tüchtigsten Bergleute waren, und Salzburg hatte auf immer sein Californien eingebüßt.

Wir wenden uns nach dieser Abschweifung aus dem Hüttwinkelthale in die andere Abzweigung des Hauptstammes, in

das Seitenwinkelthal. Dieses eröffnet sich ziemlich enge von Wörth aus, erweitert sich bald zu einem mäßig breiten, vom Alluvium und mit Schuttkegeln bedeckten Boden und steigt an drei Stunden lang zwischen steilen, bewaldeten Berghängen empor. Seinen Hintergrund bildet eine geräumige Kesselmulde; sein Beginn ist in einer Kammkerbe des „Hochthor“ zu suchen.

Aus dieser Kesselmulde steigt man zunächst zu dem auf einer grünen Matte liegenden Tauernhause, wo man ziemlich gute Bewirthung findet. Kurz vorher hat man das Schauspiel eines prächtigen Wasserfalles, welchen der aus dem Weißenbachgletscher kommende Diesbach bildet. Nun hören schon die Waldbestände auf und folgt die mit Alpenrosen aufgeputzte Krummholzregion; doch bequem geht es noch zur „Tischelalpe“ hinan. Die nächste Strecke ist schon wüst und mühsamer zu beschreiten; über Gneis und Glimmerblöcke, über brüchiges Erdreich und Rinnbäche führt der Steig erst auf einen Bankabsatz von Urkalk und dann noch steiler in vielen Windungen, bei denen die Schneestangen orientiren, auf vom „Brennkogel“ abstürzendem Glimmerschiefergetrümmer zu einer Knappenhütte. Einst wurde hier auf Galmei, Silber und Gold gebaut.

Von der Knappenhütte, die man aus der Kesselmulde des Seitenwinkelthales in zwei Stunden erreicht hat, aufsteigend, geht es über Serpentinblöcke, abwechselnd mit Firnflecken, eine Stunde lang in einer Scharte des „Hochthor“ auf den Heiligenbluter-Tauern. Die Jochhöhe wird durch ein Kreuzbild bezeichnet, welches die Gläubigen, um es gegen die grimme Kälte zu schützen, mit Lumpen umwickelt haben. Das Joch ist schmal; gegen Süden bricht der Tauernrand senkrecht auf ein amphitheatralisch geschlossenes Hochthal ab; an einer Stelle trümmerte eine Wand dieses Hochthales und eröffnete eine Scharte; die Trümmer bilden gleichsam die Treppen zum Abstiege. Dieser wäre trotzdem nicht besonders beschwerlich, er wird aber dadurch gefährlich, daß man nicht selten von Schneestürmen, den soge-

nannten „Guxen“ überfallen wird. Erst nachdem man fast eine Stunde abgestiegen ist, hebt sich der Großglockner mit seinen Trabanten über die rechte Thalwand der Möll, die bisher den Ausblick nach Süden beengt hat, nach und nach gewaltig empor.

Von der Knappenhütte zweigt auch ein Hochpfad nach der Fusch ab, auf dem man erst zu dem auf einer Felsenrippe des „Brennkogel“ liegenden „Fuscherthörl“, dann absteigend in eine Felsenmulde und aus dieser zur Paßhöhe im Schwarzkopfkamme und schließlich wieder absteigend zur „Trauneralpe“ gelangt.

Die geologischen und geognostischen Verhältnisse für die ganze Rauris, also mit Einschluß des Hüttwinkel- und Seitenwinkelthales, stellen sich in folgender Weise. Der Gletscher im Hintergrunde des Hüttwinkelthales setzt auf Centralgneis auf, der querseitig in südöstlicher Verwerfung von Granulit durchbrochen ist. Die Goldgänge finden sich im Gneis; in der Nähe dieser Gänge sind die Drusen mit Kalkspath- und Bergkrystallen ausgekleidet, und in anderen Drusen wieder kommt haarförmiges Silber vor. Im Glimmerschiefer, welcher dem Centralgneis aufgelagert ist, sind auf der „Grieswiesalpe“ gangweise schöne Periklinkrystalle und nebenan Anatase gefunden worden. In einer Thalrinne unfern von Kolm-Saigurn fand man im Centralgneis weißen, großblättrigen Glimmer mit krystallisirtem Granat; an der Riffelschneide Epidot. Die Ache fällt abwärts zwischen Glimmerschiefer am rechten Ufer, in den krystallinischer Kalk und Centralgneis einbricht, und zwischen Kalkglimmerschiefer, in dem nur der Ritterkopf mit Chloritschiefer umrändert ist, bis zur Vergabelung mit der Krummelache. Letztere kommt aus dem Weißenbachgletscher und setzt bis dahin zuerst durch Glimmerschiefer, der vom Granulit und Kalkglimmerschiefer durchbrochen wird, und dann durch Kalkglimmerschiefer.

Oestlich von Bucheben tritt unter dem Chlorit- und Kalkglimmerschiefer der Türchelwände grüner Vesuvian mit Quarz auf und am genannten „Ritterkopf“ lagert Talk im Chlorit-

schiefer. Weiters setzt das Hüttwinkelthal bis zur Vereinigung mit dem Seitenwinkelthal durch Kalkglimmerschiefer, der vielfach in Streifen und Bandschleifen vom Chloritschiefer durchzogen ist.

Im Seitenwinkelthale kommt häufig Speckstein vor und nahe am Tauernhause trifft man den seltenen Spodumen im Quarz des Glimmerschiefers eingewachsen. Rechts und links von Wörth lagern Serpentinstöcke am Kalkglimmer- und Chloritschiefer; etwas südlicher und gegen die „Weichselbachwand" hin ist der Fundort des rothen Turmalin. Von der Vereinigung der beiden Thalcomponenten an liegt die Alluvialsohle des Thalstammes bis Rauris zwischen Kalkglimmerschiefer, in den am rechten Ufer Glimmer-, am linken Chloritschiefer einsetzt; überdies sind darin noch Oasen von krystallinischem Kalk. An Mineralien finden sich östlich vom Orte Rauris im Chloritschiefer Krystalle von Bitterspath und Eisenglanz, Asbest mit Serpentin und Talkschiefer. Der größte salzburgische reine Bergkrystall mit einem Gewichte von 177 Pfund stammt aus der Rauris. Von Rauris zur Rechten und Linken tritt in breit über die Nachbarthäler sich erstreckenden Streifen Chloritschiefer auf.

Fast bis in den Thalboden der Salzach führt fortan das Alluvium des Rauriser-Thales zwischen mit Radstädterschiefer wechselndem Radstädterkalk, und nur das letzte Stück vor dem Einflusse der Ache in die Salzach geht im Glimmerschiefer aus, an den sich rechtseitig tertiäres Conglomerat anlegt.

Im Mansion-House.

Im Juli 1879.

Wie sich beiläufig unser Stadtpark zum Hydepark, welcher den Flächenraum des Praters hat, verhält, so dürfte sich Wien zu London verhalten. Damit soll für Wien, das sich mit jedem neuen Tage verjüngt und verschönert, nichts Abträgliches gesagt

sein, und die „lustige Kaiserstadt“ ist vielmehr des höchsten Lobes werth, das ihr auch im vollen Maße von allen Fremden zuerkannt wird. Die Schönheit aber hat nichts mit der Größe zu schaffen, und mit dieser meistert London auch Paris, das sich vergleichsweise wie ein eleganter Badeort gegen das Häusermeer an der Themse ausnimmt. Der Wellenschlag dieses Meeres ist noch lange nicht durch beschränkende Uferwände gezähmt und greift immer und immer und unaufhaltsam weit in das offene Land hinaus. Während London im Anfange unseres Jahrhunderts noch nicht eine Million Einwohner hatte, zählt es heute nahezu vier Millionen. Da nun jeder Engländer, dem von Geburt weg der Reichthum zugefallen oder der es durch Arbeit oder Glück zu einem Vermögensstande gebracht hat, für sich und seine Familie ein Heim begründet und sich im eigenen Hause, das seine „feste Burg“ ist, abschließt; da nicht allein seine Heimat, sondern jeder einzelne Engländer, wie ein französischer Schriftsteller richtig und geistreich bemerkt, eine Insel ist, begreift sich leicht, daß sich die Stadt an der Themse im Laufe der Jahre zu einem solchen Riesenkolosse herauswachsen mußte. London, das einen Flächenraum von hundertundvierzig englischen Meilen hält, würde also, um mit einer uns geläufigen Distanz zu rechnen, in seiner Längenerstreckung bis Reichenau langen.

Von einem kurzen Besuche an der Themse zurückgekehrt, habe ich wahrlich nicht die lächerliche Eitelkeit und Vermessenheit, London, diesen Folianten, von dem ich nur wenige Blattseiten und kaum die Initialen kenne, schildern zu wollen; was ich bieten kann und will, sind einige flüchtige Bemerkungen.

Der Fremde, der zum ersten oder selbst zum zweiten Male, wie ich selber, nach London kommt, wird am meisten durch die enormen Distanzen verblüfft, die er zurücklegen muß, wenn er auch nur einige Besuche zu machen hat. „Thu’ Geld in deinen Beutel!“ ist das Losungswort für ihn, denn dieses

braucht er dringend, um nur die Kosten für Cabs und Hansoms zu bestreiten, mit deren Hilfe er jene Distanzen zu überwinden hat. Er muß aber rechtzeitig aufbrechen, um beim Diner oder zu einem „at home“ einzutreffen. Er müßte ein ganz besonderes Glück haben, wenn er zu seinen Bekannten nach halbstündiger Fahrt von seinem Hôtel gelangen würde; in den meisten Fällen braucht er eine volle Stunde und darüber, und trotzdem befindet er sich noch immer in dem elegantesten Stadtviertel des Westend oder unweit davon. Die Fahrgeldkosten würden ihm allerdings bedeutend verringert, wenn er sich längere Zeit in London eingelebt hätte. Dann aber müßte er in den hundert Omnibus-Linien orientirt sein, die ihn rasch und um einen geringen Fahrpreis nach allen Richtungen brächten. Da dreißigtausend Wagen für den Omnibusdienst auf den Rädern laufen, hätte er nur an der nächsten Straßenecke einige Minuten auf das Gefährte zu warten, das nach seiner Richtung steuert.

Noch zweckdienlicher und nicht kostspieliger käme ihm die Benützung der städtischen Eisenbahnen, durch die in neuester Zeit dem Verkehre praktische Abzugskanäle eröffnet wurden, die theils in Tunnels, theils in tiefen Einschnitten oder auf hohen Viaducten London nach den verschiedensten Richtungen durchkreuzen. Die Stations-Gebäude liegen wie die anderen Häuser auf dem Straßen-Niveau und man steigt von ihnen auf Treppen zu dem 30 bis 40 Fuß tiefer liegenden Bahngeleise nieder. Man hat, in der Tiefe angelangt, vielleicht nur drei oder höchstens zehn Minuten auf den Zug zu warten, der nach der gewünschten Richtung fährt, für die man seine Karte gelöst hat. Das alles läuft wieder so geräuschlos und sicher ab, daß es eine wahre Freude ist; man wird nicht durch jenes müßige Gekreische, Pfeifen, Klingeln und Schreien alarmirt, das auf den continentalen Eisenbahnen beliebt und für die Nerven so aufregend ist. Um aber die Eisenbahnen richtig zu nehmen, bedarf es einer mehrmonatlichen Vertrautheit und eines förmlichen

Studiums; sonst könnte es, namentlich einem Fremden, wie jenem Familienvater, von dem seinerzeit der „Punch" erzählte, ergehen, welcher eines Tages verschwand und erst nach mehreren Wochen in den unterirdischen Gängen der Metropolitan-Bahn herumirrend und händeringend von seinen Angehörigen aufgefunden wurde. Wer aber den Rummel und die Ficelles dieser Bahnen und und deren Kreuzungen und Verbindungen kennt, der spart mit dieser Kenntniß Zeit und Geld. So hätte ich es beispielsweise leichter und schneller richten können, um einer Einladung des Lord Mayor nachzukommen, wenn ich im Terminus des Charring-Croß niedergestiegen und nach der City gefahren wäre. Die mögliche Gefahr einer Verirrung war bestimmend, mich lieber mit einem Hansom nach dem Mansion-House fuhrwerken zu lassen. Dem Kutscher, der hinter mir auf hohem Bocke saß, vertraute ich mehr als meiner kurzathmigen Localkenntniß Londons, durch die ich während meines achttägigen Aufenthalts wiederholt auf eine harte Probe gestellt worden war und mich schließlich durch „unterlegte" Policemen auf die richtige Fährte bringen lassen mußte. Diese Orientirung zeigte mir noch diese Hüter des Gesetzes in dem zuvorkommendsten und keineswegs aufdringlichen Diensteifer.

Der Lord Mayor von London hatte den Telegraphisten, die sich zu internationalen Berathungen und Abmachungen an der Themse eingefunden, und den Congreßmitgliedern der literarischen Association die Ehre erwiesen, sie zu einem gemeinsamen Bankett in seiner City-Residenz, in das Mansion-House, zu laden. Nahezu zweihundert Gäste hatten sich vor sieben Uhr im Empfangsaale eingefunden. Unter Vorweis der auf den Namen ausgestellten Einladungskarte erhielt jeder Gast einen Situationsplan der Tafel, auf dem sämmtliche Genossen namentlich verzeichnet und überdies die Platzstellen der einzelnen Empfänger mit dem Rothstifte vermerkt waren. Bis zum Lord Mayor, der am Kopfende des Empfangsaales stand und neben dem der Scepter- und Schwertträger postirt waren, hatte sich eine Hecke

gebildet, durch die jeder Neueintretende, nachdem sein Name mit einer eigentlichen Stentorstimme von dem Herold ausgerufen war, vorzuschreiten hatte. Der Lord Mayor reichte jedem Einzelnen die Hand und begrüßte ihn mit freundlichen Worten als seinen Gast. Seine traditionelle Amtstracht paßte ganz vorzüglich zu dem heiteren Ernste dieser Ceremonie, die mit dem siebenten Glockenschlage vorüber war; nachdem dieser ausgeklungen, stimmten die Musici einen Marsch an, unter dessen Klängen sämmtliche Gäste, der Lord Mayor an der Spitze, in den Bankettsaal zogen und, durch den Situationsplan der Tafel orientirt, vor ihren Sitzen Aufstellung nahmen. Erst sprach der Acting Chaplain, Rev. C. Mackenzie, einen kurzen Segensspruch über das Mahl, dann wurde für den Gastgeber der reiche Thronstuhl zur Tafel vorgerückt; nachdem er Platz genommen, setzten sich die Geladenen. Inmitten des Haupttisches, der von einem zum andern Ende des Saales reichte, saß der Lord Mayor; zu seiner Rechten waren die vornehmsten Vertreter der Telegraphen-Conferenz, zu seiner Linken die Ehrenmitglieder, Würdenträger und Sprecher des literarischen Congresses postirt. Von der Langtafel ästeten nach der Breitseite sechs kürzere Tische ab. Die nächsten Nachbarn des Lord Mayors waren zur Rechten: General v. Lüders, Buddo, Dewez, Vinchent, Nordländer und Patey; zur Linken: Count v. Lesseps, Edmont About, Frederik Thomas, Blanchard Jerrold, Torres Caicedo, meine Wenigkeit und der Norweger Bätzmann; an den beiden Enden des Langtisches die Sheriffs Burt und Bevan in ihrer Amtstracht; dem Lord Mayor gegenüber an dem dritten und vierten Zweigtische die Vertreter der englischen Zeitungspresse. Durch die angewiesenen Plätze sollte aber nicht ein Rangunterschied der Gäste accentuirt werden; so saß beispielsweise Freund Lermina ziemlich weit ab von dem Gastgeber; wenn aber Einer sich um die internationale Association und um das Zustandekommen des literarischen Congresses Verdienste erworben hat, so ist es gewiß der Genannte, welcher

einen rastlosen Eifer für die Sache aufwendete, die er immer obenauf, sich selber aber in den Hintergrund gestellt hatte.

Es gibt keinen Glücklicheren als Lermina über den Erfolg der Association, der nun gesichert ist. Wir schleppten für Druckkosten und für Anderes seit dem ersten Congresse in Paris eine Schuldenlast von zweitausend Francs nach London hinüber, und wir haben diesen zweiten Congreßort vorläufig mit einem ziemlichen Baarvermögen für die Association verlassen, das durch eine Subscription bei einem Frühstück im Hanover Square Club aufgebracht wurde. Dieser Club machte vorweg die Honneurs für die Congreß-Mitglieder, räumte ihnen zu ihren Vorberathungen die besten Localitäten ein und fêtirte sie schließlich mit einer Soirée, zu der nicht weniger als vierzehn mitwirkende musikalische Kräfte utriusque generis aufgeboten wurden, nicht eingerechnet die „Estudiantina", die nun auch in London mit der Guitarre klimperndes Geräusch macht. Die Continentalen können sich keinen annähernden Begriff von dem Clubwesen in London machen, das schon durch die Zahl, die hart an das Hundert reicht, imponirt. Die Jahreseinnahmen eines jeden dieser hundert Clubs beziffern sich auf zehntausend Pfund und darüber, bei den vornehmsten auf mehr als das Doppelte. In eigenen Palästen wirthschaften die meisten Clubs, in denen sich selbstverständlich die Intelligenz und der Reichthum der Hauptstadt sammelt. Der Fremde, der nicht in einen Club eingeführt ist, entbehrt des geselligen Verkehres, den er nicht, wie in Paris oder Wien, in Cafés und an anderen öffentlichen Orten findet. Durch den Club erschließen sich ihm auch die anderen Gesellschaftskreise; er darf nur von einem Mitgliede als Gentleman erkannt werden, so regnet es auch für ihn Einladungen zum „at home" in den ersten Familien.

Nach diesem kurzen Extempore kehre ich wieder auf meinen Platz an der Tafel im Mansion-House zurück. Ich könnte, wollte ich den beliebten Brauch journalistischer Reporter einhalten, nun

das Menu vollinhaltlich produciren, beschränke mich aber, davon absehend, nur auf die Erklärung, daß die Weine ganz vortrefflich und ohne Zweifel die wesentlichen Motoren der belebtesten Tafelstimmung waren; die Musik, die jeden Gang begleitete, war etwas „altväterisch“ und wenig animirend. Die Reihe der Toaste eröffnete, wie dies vorweg der Herold verkündete, der Lord Mayor; der erste galt selbstverständlich der Königin, der zweite den geladenen Gästen; auf dem Fuße folgte die Erwiderung von Seite der Mitglieder der Telegraphen-Conferenz und des literarischen Congresses. Die Zahl der Trinksprüche war normirt und an bestimmte Sprecher vertheilt; einen „wilden“ aber ließ sich Herr Clarétie nicht nehmen, der insoferne berechtigt war, weil er, auf das Wohlsein der Lady Mayoreß ausgebracht, dem Gemahl ein zufriedenes Lächeln abgerungen hatte. Der Machthaber der City, the right hon. Sir Ch. Whetum, ist ein einfach und bescheiden aussehender Mann; was er sprach, war richtig und hatte, die müßige Phrase vermeidend, Hand und Fuß. Man spricht von fabelhaften Reichthümern des Lord Mayor, die er sich durch Terrain-Ein- und Verkäufe und durch Häuserbauten angesammelt hat. Seine Würde ist ihm keine Bürde, und er trägt sie in allen Ehren; ein liebenswürdig gearteter Mann, übersieht er keinen Anlaß, um seines Ehrenamtes in der freigebigsten Weise und mit allem Repräsentations-Aufwande zu walten. Er müßte kein Engländer sein, um nicht die Tradition des „at home“ im Mansion-House zu wahren. Der Continent hätte von dem Inselvolke zu lernen, was Gastfreundschaft ist; unsere Blut- und Geldaristokratie glaubt ein Uebriges gethan zu haben, wenn sie sich zu „allen heiligen Zeiten“ zu einer Einladung für ihre Kaste aufschwingt, während über dem „Aermelcanal“ die Reichen und Vornehmen die ganze Saison hindurch offenes Haus und gastliche Tafel halten. Nun währt die Saison vom April bis Juli; in diesen vier Monaten aber wird mehr an materiellen, geistigen und künstlerischen Genüssen verbraucht, als anderwärts

im Verlaufe eines vollen Jahres. Diese Genüsse erschöpfen wohl nicht den Reichthum der Engländer, sie ermüden jedoch, in dieses relativ kurze Jahressegment concentrirt, Leib und Seele und erfordern unabweislich eine längere Erholung auf dem Lande oder Zerstreuung durch Reisen auf dem Festlande. Namentlich leiden die Damen unter dem Embarras von Genüssen der Saison und verlieren sogar an Körpergewicht. Das erklärt sich durch die unausgesetzten Nachtwachen, die nicht wie in Italien durch einen Schlaf in den hellen Tag hinein ausgeglichen werden. Man verläßt eine Gesellschaft nicht vor zwei Uhr Nachts, und am Vormittag muß man sich als Reiterin und vor dem Diner ein paar Stunden im Wagen im Hydepark zeigen.

Der Toastworte im Mansion-House waren genug gewechselt; nun ging der Liebesbecher auf und nieder an der Langtafel und an den sechs Seitenarmen. Aus purem Golde ist dieses Trinkgefäß und von jener stattlichen Größe, die von unseren Rittern in einer längstvergangenen Zeit, wenn wir den Balladendichtern glauben sollen, zur vollen Löschung ihres abgrundtiefen Durstes beliebt wurde. Ein herzhafter Trunk wäre nicht untersagt gewesen, doch nippte man nur, nachdem der Deckel von dem Nachbar gehoben war, gleichsam einen flüchtigen Kuß dem köstlichen Weine abgewinnend, an dem Rande des Bechers, der auf die gleiche Weise mit einer sinnigen oder geistreichen Aufforderung dem Nebenmanne gereicht wurde. Den Brauch dieses Rundtrunkes zum symbolischen Liebesverbande der Tafelgenossen fand ich nur ein früheres Mal bei dem deutschen Bundesschießen in Hannover. Er ist eben ein „Salamander-Reiben“ im vornehmeren Style und stellt den galvanischen Strom der Geselligkeit im größten Kreise her.

Nach dem Liebesbecher wurde das mit wohlriechenden Wassern gefüllte Waschbecken, ein kolossales Cabinetsstück der Goldschmiedekunst, in dem ein Kind ein Vollbad nehmen könnte, von einem Gaste zum andern getragen. Das Benetzen der Finger-

spitzen genügte, eine gründlichere Reinigung wäre shocking gewesen. Mit diesem Ceremoniel war der Tafelschluß angedeutet; mit dem Lord Major erhob sich die ganze Gesellschaft, um in den Nebenräumen den Kaffee zu nehmen und sich eine duftige Cigarre anzubrennen. Die Klammern des Tafelzwanges waren nun gelöst; Telegraphie und Presse, die früher getrennt saßen, kamen durch diese Freizügigkeit in eine nähere Berührung, und ich selber hatte so die Freude, lieben Bekannten aus Wien die Hand schütteln zu können.

Das Mansion-House, die Wahlstatt unseres mehr als dreistündigen Bankett-Kampfes, ist, abgesehen von seinen inneren prächtigen und imposanten Räumen, in seiner äußeren Erscheinung kein architektonisches Wunderwerk. Das Hôtel de Ville in Paris, leider ein Brandopfer der Commune, war vergleichsweise herrlicher, und auch dieses wird wieder von unserem Stadthause, bei dem man eben die Gothik des Dombaumeisters Friedrich Schmidt gelten lassen muß, überboten werden. Eine traurige Unkenntniß der Londoner Stadträthe in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte verschuldet, daß das Mansion-House nicht nach einem Baurisse Palladio's ausgeführt wurde, den Lord Burlington eingeschickt und empfohlen hatte. Das Kunstverständniß der City-Väter reichte nicht bis Venedig, und außerdem leitete sie noch die Befürchtung, der von Sr. Lordschaft empfohlene Palladio könnte ein Katholik sein, so daß sie dem nüchternen G. Dance die Arbeit übertrugen, der sie auch von 1739 bis 1741 fertig gebracht hatte. Die unscheinbarste Muschel kann eine Perle verschließen, und eine kostbare Perle bleibt für mich die Erinnerung an das Bankett im Mansion-House in der City in London.

Zwischen Avon und Themse.

Wien, im Juli 1877.

Der literarische Congreß hatte in sein Programm einen Ausflug nach Stratford am Avon eingestellt; der Zaubernamen Shakespeare's übte die magnetische Zugkraft nach diesem Städtchen, das ein Wallfahrtsziel für alle Verehrer des größten Dramatikers, der dort in den Windeln lag, geworden ist. Kaum hatte man in England Wind bekommen, die internationale literarische Association beabsichtige, einen Congreßtag für eine Fahrt nach Stratford zu weihen, so war auch schon von der Commune dieser Stadt der Beschluß gefaßt worden, die Pilger zum Geburtshause und zur Grabstelle Shakespeare's in allen Ehren zu empfangen und mit einem Festfrühstücke zu bewirthen; und es erging an die Congreß-Mitglieder eine eigene Einladung des Mayors in der Avonstadt.

Flower heißt der Mayor von Stratford; seines Zeichens ein Bierbrauer, straft er dennoch seinen Blumennamen nicht Lügen, und es ist ein starker idealer Zug in dem Manne, wie er bei Wenigen anzutreffen sein dürfte, und der ihn vollauf berechtigt, stolz auf seinen großen Landsmann zu sein, der seinen leuchtenden Aufgang in Stratford genommen hat. Herr Flower hat es durch einen praktischen und rationellen Geschäftsbetrieb zu einem Vermögen gebracht, durch das er als Einer der Reichsten weithin in der Landschaft gilt; sein Haus trägt die Signatur dieses reichen Vermögenstandes und alle übrigen Anzeichen, daß sich hier ein Mann von Geist und Geschmack ein mit allem künstlerischen Comfort ausgestattetes „Home“ begründet hat. Die Stadt konnte den Charakter dieses Landsitzes nicht alteriren; als Behausung des ersten Würdenträgers bleibt er durch seine Architektur, die nicht aus dem Weichbilde tritt, mit den Häusern der Bürgerschaft in Verbindung; mit seinen Gärten aber wird er ein Tusculum und reicht weit in die Landschaft hinaus.

Der Bürgermeister von Stratford hat ein vornehmes und reizendes Heim und eine liebenswürdige Familie, welche dieses Heim belebt und durchgeistigt. Wir hatten uns dort erst, nachdem dem Andenken Shakespeare's die Ehre erwiesen war, vor der Rückfahrt nach London zum Kaffee eingefunden und erfuhren die wohlthuendste spontane Gastfreundschaft. Zur Charakteristik dieses Mannes diene die Thatsache, daß auf der Subscriptionsliste für den Bau des Shakespeare-Theaters „Globe“ in Stratford sein Namen mit dem Beitrage von 5000 Pfund erscheint, und daß drei Mitglieder seiner Familie außerdem noch 3000 Pfund beigesteuert haben. Das macht nach unserem Gelde die Summe von nahezu 100,000 Gulden. Nun dürfte in Oesterreich, wo es doch auch sogenannte „Bierkönige“ geben soll, kaum Einer aufzutreiben sein, der eines solchen Geldopfers für das Andenken eines großen Mannes fähig wäre. Die Engländer, von albernen Touristen als prosaisches Krämervolk verrufen, haben eben in diesen und in vielen anderen Stücken einen hochherzigen Zug, und Herr Flower ist ein so vornehm angelegter Engländer, für den man den Crayon eigentlich in beide Hände nehmen möchte, um sein kräftiges Charakterbild zu entwerfen.

Es war ein Unrecht von Seite der französischen Congreß-Mitglieder, daß sie Stratford als ihre Domäne betrachteten und auch über Shakespeare das erste und letzte Wort führen zu müssen glaubten. Es sei ihnen als Epigonen nicht zum Vorwurf gemacht, was ihr Landsmann Voltaire, auf den stolz zu sein sie wahrlich das gegründetste Recht haben, mit seinem abfälligen Urtheil über Shakespeare verschuldet, den er bekanntlich einen „besoffenen Wilden“ genannt hatte. Diese Schuld ist noch lange und selbst dadurch nicht gesühnt, daß ein Sohn Victor Hugo's eine Uebersetzung des britischen Dramatikers geleistet hat. Damit ist der Sühnact wohl angestrebt, aber aus dem Grunde nicht erfüllt, weil diese Uebersetzung nicht den raschen Gang der Verbreitung in Frankreich gemacht und im Gegentheile, um mit einem

buchhändlerischen Worte zu sprechen, eine „ladenhütende" Ausnahme bildet.

Wenn eine Nation sich der vorhältigen Pietät für Shakespeare berühmen könnte, so wäre es gewiß nach der englischen die deutsche. Wir haben für diesen Cultus eigene Shakespeare-Gesellschaften, und jedes Lustrum des laufenden Jahrhunderts brachte eine neue deutsche Uebersetzung der Werke des großen Briten auf den literarischen Markt. In den Bücherschränken der deutschen Nation darf neben der Hauspostille und den liebgewordenen Classikern nicht ein Shakespeare fehlen. Wir haben, was gleichfalls nicht übersehen und unterschätzt werden darf und was wir dem dramaturgischen Eifer Dingelstedt's danken, in Wien unsere eigene Shakespeare-Woche. Diese wenigen Momente, die noch reichlichst verstärkt werden könnten, müßten wohl genügen, um die Deutschen als die in erster Reihe stehenden Verehrer Shakespeare's zu kennzeichnen, und sie mußten, da eine Unkenntniß der literar-historischen Sachlage nicht statthaft war, für die Franzosen bestimmend sein, sich bei diesem Anlasse nicht allein in den Vordergrund zu drängen und auch an die Deutschen das Wort abzugeben. Daß dies übersehen wurde, war ein Fehler, für den ich Niemanden verantwortlich machen möchte und dessen Ursache vielleicht darin zu suchen ist, daß der eine und andere Confrère von der Seine sich gleichsam als Wanderredner gepachtet meinte und über Alles und Jedes, also auch über Dinge sprach, die weitab von seinem Verständnisse lagen.

Der gerügte Fehler vergrößert sich dadurch, daß ich auf eigenen Antrieb und von dem kleinen Fähnlein deutscher Collegen als Sprecher erwählt, schon bei dem ersten Anlasse des gemeinschaftlichen Frühstückes nicht zum kurzen Worte gelangen konnte, weil eben der Wanderredner um jeden Preis „Worte, Worte, Worte" sprach, die kein Ende nehmen wollten und zu Allem eher als auf Shakespeare paßten. Das Frühstück fand in der für diesen Anlaß festlich geschmückten Town-Hall statt; köstlicher

Rüdesheimer, Bordeaux und Champagner wirkten für eine gehobene Stimmung der Tafelgenossen, doch bei Manchen vielleicht zu stark, um die gehörige Weihe für den nächsten Pilgergang nach der Kirche zu wahren, in der nur ein einziger Heiliger, nämlich Shakespeare verehrt wird. Die Stelle, an der er zur Ruhe gebettet wurde, ist durch eine Inschrift gekennzeichnet. Förmlich als eine Reliquie wird das Taufregister gezeigt, welches das Geburtsjahr des großen Poeten constatirt. Aus der Kirche wanderten wir in das Globe-Theater; die Architektur und die innere Einrichtung erscheinen fast zu dürftig gegenüber den reichen Summen, welche dafür aufgebracht wurden, und mit denen gewiß Prächtigeres herzustellen war.

Kirche und Theater wären der geeignete Boden gewesen, auf dem Shakespeare mit einfachen und phrasenlosen Worten die Ehre erwiesen werden konnte. Es wurde aber wieder nur müßiges Zeug geplaudert, das nicht mehr wettzumachen, nachdem die Luft schon dadurch verunreinigt worden war. Die Pilgerfahrt büßte in Folge der „wilden Reden", zu denen sich eben nicht die Berufensten vordrängten, ihren pietätvollen Charakter ein, der nicht mehr für den Besuch des Geburtshauses Shakespeare's aufzutreiben war, das überhaupt nicht einen summarischen Ansturm verträgt, sondern von einer kleinen, stillen Gruppe betreten werden müßte. Das Haus besteht noch in seiner ursprünglichen Architektur und mit den Mobilien des Jahrhunderts, dem Shakespeare die geistige Signatur aufgedrückt hatte. Die Stratforder hüten es wie ein Heiligthum; ihre Vorfahren waren weniger rücksichtsvoll und hatten nicht ihr Veto dagegen eingelegt, als ein prosaischer Grundmäkler ein anderes Haus wegfegen ließ, das sich Shakespeare, nachdem er sich von der Bühne als Director und Schauspieler zurückgezogen, als Refugium gegründet hatte. Noch zeigt man die Stelle, wo es gestanden hatte; die Stratforder geben aber ungern diesen Hinweis, der für ihre Altvordern nicht besonders ehrenvoll ist.

Die vierstündige Fahrt nach Stratford vollzog sich unter strömendem Regen, welcher die Landschaft eben nicht anmuthig erscheinen ließ. Zur Rückfahrt hatte sich der Himmel gelichtet; und nun wellte sich, was bei der Hinfahrt als eine langweilige Ebene ermüdete, in dem äußersten Gesichtskreise zu einem herrlichen Hügellande, das im frischen Grün seiner Triften sich weithin erstreckte und eine zauberhafte Abwechslung durch in Mulden eingebettete Dorfschaften und einzelne Gehöfte zwischen herrlichen Baumschlägen gewann. Zu beneiden waren die Rinder und Hammel, die auf solchen Weideplätzen ihre Abend-Siesta hielten. Der Riese Gargantua: London, bedarf zur Befriedigung seines Appetits einer ungeheuerlichen Atzung; die zahlreichen Herden, die wir auf den Triften zwischen London und Stratford weiden sahen, würden kaum für den Bedarf Eines Tages genügen.

Man sollte meinen, das Grün der Bäume und Wiesen wäre allerwegen gleich grün, und dennoch hat der Continentale, inbegriffen der Bewohner der Alpenländer, kaum eine annähernde Vorstellung von dem satten und frischen Grün, das auf jeder Hufe Englands das Auge erquickt. Selbst zwischen den Häusermassen die Parks und Squares, mit denen wie mit mächtigen Lungenflügeln die in ihren Dimensionen gewaltige Stadt athmet, entzücken durch ihre Frische und mit ihrem freudigen Wachsthum, während anderwärts die Bäume mit ihren Armen förmlich um Laub betteln oder die fahlen Blätter an ihnen wie Diebe auf dem Galgen reif zum raschen Abfalle hängen. Die Landschaft, die ich durchflogen, ist gleichsam nur ein winziger Splitter von dem Smaragd, der als prächtiger Naturschmuck an der Brust des Insellandes liegt, und dennoch stimmte mich schon dieser Bruchtheil nach dem überstandenen Aerger-Intermezzo wieder wohlgemuth und fröhlich, und ich begriff erst jetzt, daß ein Poet wie Robert Burns so primitiv und elementar nur auf grüner Erde wachsen und gedeihen konnte. Ein noch so bescheidenes

Cottage in England wäre ein Ziel, aufs Innigste zu wünschen, und ich gäbe darum allen Ruhm und Nachruhm der „vaterländischen Dichter“, die ihren höchsten Lohn mit einem Bändchen im Knopfloche dahinzuhaben meinen.

In dem britischen Reiche lohnt es sich wahrlich schon bei Lebzeiten, ein berühmter Mann zu sein, und auch nach dem Tode wird im großen Style für den Nachruhm gesorgt: ein Gang in die Westminster-Abtei liefert dafür den steinernen Beweis. Bei allem Respect vor den übrigen bedeutenden Männern, die in dieser Ruhmeshalle in Statuen und Büsten aufgestellt sind, zog es mich vorweg in den „Dichterwinkel“, und ich hielt wieder magnetisch gebannt vor Shakespeare, um den wie um einen Feldherrn der ganze Generalstab britischer Dichter und Denker geschaart ist. In dieser Versammlung durfte der Schauspieler Garrick nicht fehlen, und er ist ganz sinnig dargestellt, wie er den Vorhang vor einem Medaillon Shakespeare's wegzieht. Einer aber fehlt in diesem Zauberkreise, nämlich der Poet Byron. Diese durch Prüderie oder aus noch ärgeren Motiven verschuldete Unterlassungssünde ist ein Makel der englischen Nation, die doch in vielen anderen Stücken so prächtig geartet ist.

Es ist allenfalls noch erklärlich, daß man die Bildsäule Cromwell's nicht in die Herrscher-Galerie hineingestellt hat; bestattet aber war er in der Westminster-Abtei. Der Sohn Karl's I. hatte jedoch, nachdem er in Folge der Abdankung des zweiten Protectors, Richard Cromwell's, auf den Thron berufen war, nichts Eiligeres zu thun, als die Leichname Olivier Cromwell's, Ireton's und Bradshaw's aus ihren Gräbern reißen, aufhenken, köpfen und ihre Häupter vor der Westminster-Hall auf Stangen zur Schau ausstellen zu lassen. Dieser Racheact genügte ihm nicht; er ließ noch die meisten Richter, welche die Verurtheilung Karl's I. ausgesprochen hatten, hinrichten.

Das rettete die Stuarts nicht für die Herrschaft in England, und sie hatten, später wohl ungeköpft, aber die kopflosesten

Prätendentenstreiche versuchend, aus der Reihe zu treten. Eine Statue hat man Cromwell nicht mehr errichtet, aber die Stelle, wo der rachsüchtige zweite Karl die Grabschändung vollziehen ließ, ist durch seinen Namen klar gemacht. Mindestens eine Steintafel mit dem Namen „Byron“ wäre auch an einer freien Wandfläche des „Dichterwinkels“ einzurammen oder selbst im Estrich auf die Gefahr hin, daß sie von einer Beecher-Stowe mit Füßen getreten würde, einzulegen gewesen.

Karl II. herrschte, nachdem sich die Universität Oxford dazu hergegeben hatte, den Grundsatz, daß die Macht im Staate vom Volke ausgehe, mit dem Banne zu verdonnern, ohne ein Parlament bis an sein Lebensende. Vor dem Denkmale des der Republik abtrünnig gewordenen Generals Monk, der ihm zum Throne verholfen hatte, liegt er in einer Königscapelle zur ewigen Ruhe gebettet. Diese müßte, wenn die Todten über das Grab hinaus im Rechte blieben, dadurch nicht wenig gestört werden, daß man unweit von den Königsgräbern das Parlaments-Gebäude, in dem der souveräne Volkswille zum Ausdrucke gelangt, breit an die Themse mit einem Kosten-Aufwande von zwei Millionen Pfund hingebaut hat.

An das Parlament anstoßend und mit diesem in Verbindung ist die Westminster-Halle, deren Dachwerk allein imponiren müßte, wenn sie selbst nicht durch historisch merkwürdige Ereignisse den Geist in Banden hielte. Hier wurde Karl I. zum Tode verurtheilt, von anderen Bluturtheilen nicht zu sprechen, die Wallace, Thomas More, Somerset und Stafford trafen, und hier wurde Olivier Cromwell als Lord Protector installirt. In dieser Halle spielte sich auch der von Macaulay so meisterhaft geschilderte Proceß gegen Warren Hastings ab, dessen Kosten sich auf zwei Millionen beliefen und der mit einer Freisprechung endigte.

Zoll für Zoll hat sich die englische Nation den Boden ihrer Verfassung erkämpft, das Errungene aber sofort festgenagelt.

Auf diesem Boden steht jeder Einzelne fest und sicher, so lange er das Gesetz achtet, das er sich selber durch seine Vertretung im Parlamente gegeben hat. Dem Gesetze hat sich der Erste und Letzte zu fügen, und er respectirt es, und wäre dessen Hüter auch nur ein Policeman an der Straßenecke. Wer Augenzeuge dieser Achtung sein will, der stelle sich eine halbe Stunde vor dem Eingangsthore des Hydepark zur Zeit auf, wenn die große Auffahrt ist. Sechstausend Equipagen und darüber, mit Ausschluß jedes Miethwagens, welche die Reitenden abgelöst, fahren vor dem Diner dort ein und aus. Die Folie zu der Pracht und Herrlichkeit dieser Gespanne bildet eine Masse von Fußgängern, die sich gewiß auf das Vierfache der Glücklichen beziffert, die in den weichen Kissen liegen. Nun wollen diese auf ihre eigenen „Schusterrappen" Gestellten doch auch in den Park; ihre Karavane wäre unvermögend und hilflos gegen eine so starke Wagenburg. Der Mann des Gesetzes, der Policeman, hebt, ohne ein Wort zu sprechen, die Hand, und auf diesen Wink rasselt nicht mehr die lange Wagenkette, und es bildet sich eine Bresche, durch welche die angesammelten Fußgänger in den Park strömen; er senkt die Hand, und die Equipagen kommen wieder in Gang. Diese abwechselnde Handbewegung erfolgt von drei zu drei Minuten laut- und geräuschlos; schon aus dieser einzigen Betrachtung wäre die Lehre zu ziehen, daß in England die Freizügigkeit für Jedermann gilt, für Reich und Arm, für Hoch und Gering. Der Arbeiter mag vielleicht den Lord und Nabob um ihr reichlicher zugemessenes Theil von Genüssen beneiden, die Freiheit und Gleichheit theilt er mit Beiden im nämlichen Maße. Grün und üppig wie das Triftland von England, muß die Achtung vor dem Gesetze wachsen, wo selbst die Königin diese gewissenhaft und streng einhält. Ich weiß nicht, ob noch jetzt der Brauch aufrecht, daß die hohe Frau, so oft sie durch die City fahren wollte, erst um die Erlaubniß dazu anzusuchen hatte. Und sie hat von diesem Brauche nicht durch

Vermeidung dieser Route etwa Umgang genommen, sondern fuhr vielmehr ein- oder zweimal im Jahre, um die Achtung dieses Brauches zu accentuiren, durch die City.

Eine Nation mit solchen Vorzügen, wie die englische, verdient, um ihr das Höchste zu gönnen, noch den Ruhm, einen Dichter von dem Kaliber Shakespeare's gehabt zu haben, zumal sie ihn wie ein Kleinod hütet und in Ehren hält. Ich will mich künftig nie mehr über die „reisenden Engländer" auf dem Continente ärgern, seitdem ich die Liebenswürdigkeit dieser Nation in ihrem Lande erfahren und gewürdigt habe. Fast möchte ich nach dieser Erfahruug behaupten, daß die Inglesi, die ich unterwegs begegnete und die mir in den Hôtels den besten Appetit und in den Waggons die schönste Aussicht verdarben, keine richtigen Engländer waren. Eine kurze Fahrt über den Aermelcanal, und wäre sie selbst von der schlimmsten Seekrankheit begleitet, kann ja doch nicht eine so drastische Wandlung bewirken, wie ich sie bei diesen Insulanern in der Fremde und in der Heimat antraf. Die Letzteren aber konnte ich herzhaft loben, und ein solches Lob ist mir immer ein Seelenlabsal.

Der Semmering.

Im Mai 1879.

So oft ich über den Semmering fuhr oder ging, und das reicht wohl schon an die unzählige Male, kam mir stets der Name Johann Gottfried Seume in Erinnerung, der nur mehr im Gedächtnisse Weniger fortlebt, trotzdem erst im Vorjahre zu Teplitz, wo er gestorben, dies Gedächtniß festlich begangen wurde. Von seinen vielen Schriften hat sich in der Lektüre einzig und allein seine berühmte Fußreise erhalten, die er im December 1801 angetreten und binnen neun Monaten durch Oesterreich, Italien und die Schweiz und über Paris nach Leipzig, seinem Ausgangs-

punkte, ausgeführt und in dem vielgenannten und bekannten „Spaziergang nach Syrakus" beschrieben hatte. Nun wäre die Marschroute des Mustertouristen Seume, dessen ehrliche Geradheit und spartanische Genügsamkeit sprichwörtlich war, so ziemlich weitwendig, daß ich wohl auch anderwärts an seinen Namen erinnert werden könnte, als nur auf dem Semmering. Ich forsche nicht lange nach der Ursache dieser Ideen-Association, die mir schon so geläufig ist, wie allenfalls einem Eisenbahn-Ingenieur eine andere sein muß, die ihn mit dem Semmering unwillkürlich den Namen Ghega's verbinden läßt, und der daran nicht erst durch die Gedächtnißtafel auf der Jochhöhe vor der Tunnel-Einfahrt nach Steiermark gemahnt zu werden braucht.

Die Ingenieure der Südbahn und anderer österreichischer Bahnen begehen mit einer Festfahrt den fünfundzwanzigjährigen Bestand des Schienenweges, der als Schlußklammer zwischen Oesterreich und Steiermark über das Grenzjoch und durch dessen Felsenrippen gelegt wurde. Als ein technisches Wunder wurde die Semmering-Bahn schon bei der Eröffnung vor einem Vierteljahrhundert angestaunt, und man ist aus diesem Staunen bis zum heutigen Tage nicht herausgekommen. Nun ist es das Schicksal aller Wunder, daß sie von der Kritik hart mitgenommen werden, und diesem Schicksale entging auch diese Bergbahn nicht; wohl blieb das Verdienst ihrer technischen Anlage unbestritten, ihre Tracirung aber galt als eine zu waghalsige und kostspielige. Die oft und viel erörterte Frage, ob es nicht einen anderen und weniger kostspieligen Schienenweg zur Verbindung der beiden Grenzländer gegeben hätte, ist längst entschieden. Es bedarf keiner allzu starken topographischen Spürkraft, um herauszufinden, daß Millionen erspart geblieben wären, wenn man die Bahn durch ein Stück Ungarn nach Steiermark geführt, oder wenn man sie ohne jede magyarische Mitwirkung und Mitleidenschaft von Payerbach weg durch das Reichenauer Becken und Preinthal über oder durch das „Gscheid" zur Mürz hinaus zwischen Neuberg

und Kapellen gelegt hätte. Der eine und andere dieser beiden Schienenstränge wäre weniger romantisch, aber gewiß praktischer und nicht mit so riesigen Herstellungskosten verbunden gewesen.

Einige in der literarischen Wolle gefärbte Touristen tragen sich mit dem Gedanken, gleichwie man dem genialen Ghega an einer Stelle vor dem letzten Anstiege auf die Semmering-Höhe eine Gedenktafel gewidmet, eine ähnliche Pietät auch für den Spaziergänger Seume zu üben und auf der Jochhöhe selber, und zwar an dem Hause, in dem er im Winter 1802 Herberge genommen, eine Tafel anzubringen. Nun dürfte aber dieses Haus schwer zu eruiren sein, zumal in seinen Reise-Aufzeichnungen kein solcher Hinweis zu finden ist, man müßte denn die Tafel etwa in der Grenzsäule der alten Straße einrammen, was wieder nicht recht statthaft wäre. Bei aller Anerkennung für die pietätvolle Idee möchte ich doch von deren Realisirung aus dem angeführten triftigen Grunde abrathen, kann mir aber nicht versagen, den alten Seume ein Stück Weges vor und auf dem Semmering zu begleiten und so das Gedächtniß eines deutschen Schriftstellers zu ehren, der es gewagt hatte, per pedes apostolorum ein Gebiet zu durchwandern, das im Jahe 1802 durch Strauchdiebe und Wegelagerer unsicher gemacht war.

In Schottwien, am Fuße des Semmering, nahm Seume Nachtherberge. „Ein Felsenstück", schreibt er, „hängt drohend über das Haus her, in welchem ich übernachte. Hier fängt die Gegend an, die, wie ich mich erinnere, schon Andere mit den schönsten in der Schweiz verglichen haben. Wie wird es aber auf den steiermärkischen Wegen werden, vor denen mir schon in Wien selbst Eingeborene bange machen wollten? Es kann nun nichts helfen; nur Muth! Damit kommt man auch in der Hölle durch. Zwischen Neustadt und Neunkirchen, einer langen, langen Ebene zwischen den Bergen, die sich hinter dem letzten Orte mehr und mehr zusammenschließen, begegnete mir ein starkes Commando mit Gefangenen. Der Letzteren waren wohl einige Dutzend; eben

keine sehr gute Aussicht! Einige waren schwer geschlossen und klirrten trotzig mit den Ketten. Die Meisten waren Leute, welche die Straßen unsicher gemacht hatten. Aber desto besser, dachte ich; nun sind der Schurken weniger da, und diese werden gewiß nicht so bald wieder losgelassen. . . .“ „Uebrigens“, schließt er, „ist bei mir nicht viel zu recognosciren, mein Homer und meine Gummiflasche werden wenig Räuber in Versuchung bringen.“

Das nächste Blatt, das Seume's Wanderung über den Semmering behandelt, ist aus Mürzhofen datirt. „Von Schottwien bis hieher war heute, in der Mitte des Januar, eine tüchtige Wandlung. Der Semmering ist kein Maulwurfshügel; es hatte die zweite Hälfte der Nacht entsetzlich geschneit, der Schnee ging mir bis hoch an die Waden; ich wußte keinen Schritt Weg, und es war durchaus keine Bahn. Einigemale lief ich den Morgen noch im Finstern unten im Thal zu weit links und mußte durch Verschläge in dem tiefen Schnee die große Straße wieder suchen. Nun ging es bergan zwei Stunden, und nach und nach kamen einige Fuhrleute den Semmering herab und zeigten mir wenigstens, daß ich dorthin mußte, wo sie herkamen. Links und rechts waren hohe Berge, mit Schwarzwald bewachsen, der mit Schnee behangen war, und man konnte vor dem Gestöber kaum zwanzig Schritte sehen. Oben auf den Bergabsätzen begegneten mir einige Reisewagen, die in dem schlechten Wege nicht fortkonnten. Der Frost hielt noch nicht, und überdies waren die Geleise entsetzlich ausgeleiert. Herren und Bediente waren abgestiegen und halfen fluchend dem Postillon das leere Fuhrwerk Schritt vor Schritt weiter hinaufwinden. Ich wechselte die Schluchten bergauf bergab und trabte zum großen Neide der dickbepelzten Herren an dem englischen Wagen fürbaß. Ein andermal rollten sie vor mir vorbei, wenn ich langsam fortzog. So geht's in der Welt; sie gingen schneller, ich ging sicherer. Auf dieser Seite des Semmering kommt aus verschiedenen Schluchten die Wien herab, und auf der zweiten Hälfte der Station, nach Mürzzuschlag, nachdem

man den Gipfel des Berges erstiegen hat, kommt ebenso die Mürz hervor und ist in einer Stunde schon ein recht schöner Bach. Bei Mürzzuschlag treibt sie fast alle hundert Schritt Mühlen und Hammerwerke bis herab nach Krieglach. Ich war herzlich froh, als ich gegen Abend so ziemlich aus der abenteuerlichen Gegend heraus war. Es ist etwas sehr Gewöhnliches, daß man einem Gast, wenn er die Zeche bezahlt hat und abzieht, glückliche Reise wünscht, und man denkt weiter nicht viel dabei; aber du kannst nicht glauben, wie angenehm es ist, wenn es in einer solchen Lage, im Januar, wenn der Sturm den Schnee gegen die Felsen jagt, mit Theilnahme von einem artigen, hübschen Mädchen geschieht, zumal wenn man den Kopf voll Räuber und Strauchdiebe hat."

Ich habe unserem liebenswürdigen Spaziergänger das erste Wort über den Semmering gelassen. Fast thut es mir leid, einige topographische Irrthümer des alten Herrn richtigstellen zu müssen, die, wie leichte Muttermale an einem schönen Frauenkörper, sein Werk nicht weniger interessant erscheinen lassen. Vermuthlich durch den Ortsnamen Schottwien verleitet, tauft er das Wasser, das aus den Schluchten des Semmering herabläuft, die Wien, während der am diesseitigen Fuße des Bergjoches gelegene Ort seinen besonderen Namen Scheidwien dadurch erhielt, daß er das Wiener- von dem Grenzgebiete geschieden hatte. Ein zweites neckisches Muttermal ist darin zu betrachten, daß er die aus dem Fröschnitzgraben kommende Fröschnitz mit der Mürz verwechselt. Ich will ihm mit diesen Correcturen nichts Schlimmes in das Grab nachsagen und schlage, die größeren Vorzüge seines Buches im Auge haltend, diese Irrthümer nicht höher an als die orthographischen Fehler in einem geistreichen Frauenbriefe; sie verdrießen mich nicht im geringsten an dem rüstigen Fußwanderer, der wie ein Handwerksbursche mit dem Felleisen auf dem Rücken ausschreitet. Wohl sichtbar lugten rechts und links die Sohlen eines zweiten Stiefelpaares heraus, das er nothwendig zu einem so weiten

Spaziergange brauchte; was er darin verbarg, hat er uns mit dem deutlichen Hinweis auf Homer verrathen, mit dem er sich gegen die Wegelagerer gefeit glaubte. Daß er noch den Horaz neben Homer in seinem Ranzen trug, verräth er uns in Schottwien, wo er in sein Tagebuch einschreibt: „Mir schmeckt Horaz und die gute Mahlzeit hinter dem warmen Ofen meines kleinen Zimmers vortrefflich. Horaz schmeckt mir, das heißt viele seiner Verse; denn der Mensch selbst mit seiner Kriecherei ist mir ziemlich zuwider. Da ist Juvenal ein ganz anderer Mann, neben dem der Octavianer wie ein Knabe steht. Wo Horaz zweideutig witzelt oder gar ekelhaft schmutzig wird, sieht man überall, daß es ihm gemüthlich ist, so etwas zu sagen, er gefällt sich darin; bei Juvenal aber ist es reiner, tiefer moralischer Ingrimm.“ Mit diesem Citate wollte ich beweisen, daß ich den Spaziergänger, der leibhaftig vor mir im Geiste auf der Höhe des Semmering steht, trotz seiner topographischen Irrthümer hochhalte. Diese erscheinen überdies noch leicht und gering im Vergleich mit denen Rousseau's, die sich massenhaft in seinen Werken, namentlich in der „Neuen Heloise“ vorfinden; und Rousseau galt ja doch als ein Naturschilderer par excellence.

Das nebenbei erwähnt, verfolge ich nun den sittlich strengen und liebenswürdig naiven Seume auf der Semmeringstraße nach Mürzzuschlag. „Der frühere Waarenverkehr über den Semmering geschah mit Saumrossen, welche die Waaren trugen. Diesen entsprechend, kroch in den ersten Zeiten der Saumpfad, einem heutigen Fußwege vergleichbar, ohne nivellirende Vorsorge am regellos sich herabwindenden Bachufer aufwärts, lenkte, wo es nicht geradeaus weiter ging, nach der ausgetretenen Huffspur links oder rechts ab und gelangte nach mannichfaltigen Anstrengungen und Kraftproben, wie sie hier ein steiler Anstieg, dort ein hemmender Gießbach nöthig machten, endlich auf die Höhe des Passes.“ Die vorstehende Stelle entnehme ich einem ganz vortrefflichen Buche von M. A. Becker, den erst vor Kurzem

erschienenen „Niederösterreichischen Landschaften", die eine wahre Fundgrube für die Geschichte des Semmering sind.

Die Straße, auf der Seume im Jahre 1802 ausschritt, war jene auf das Fürwort der inneröſterreichischen Stände im Jahre 1728 unter den Auspicien Karl's VI. eröffnete neue Straße; sie wurde in achtundfünfzig Tagen fertig gebracht und besteht noch heute als „alte Straße". Insbesondere den Schottwienern kam diese unverantwortlich schlecht angelegte Straße überaus zustatten. Schon von Gloggnitz her hatte der schwere Frachtwagen Vorspann nöthig, von Schottwien weiter die doppelte, drei- und vierfache. Das Vorspannwesen wurde in Schottwien schwunghaft betrieben; die Schottwiener hatten manchen Tag nicht weniger als zweihundert Pferde auf der Straße, und im Orte selber wieder standen Tag für Tag ganze Wagenburgen, welche der Vorspann harrten.

Länger als hundert Jahre wurde diese Straße befahren; die Schienenlinie von Gloggnitz nach Wien war 1838 schon im Baue, und jene von Mürzzuschlag nach Triest war schon decretirt, als man den Neubau der Semmeringstraße beschloß, der 1839 begonnen und 1842, im gleichen Jahre mit der Eröffnung der Bahnstrecke Wien-Gloggnitz, vollendet wurde. In einer Länge von 5800 Klaftern und mit einer Steigung von nicht mehr als 3 Zoll auf die Klafter, während die alte theilweise bis 13 Zoll stieg, erreicht die neue Straße in sechs Serpentinen die Höhe von 1200 Fuß.

Die Schottwiener, deren Privat-Interessen die alte geometrisch mißglückte Straße so willkommen war, hatten keine besondere Freude über diesen Neubau, der ihr früher so einträgliches Vorspannwesen bedenklich reducirte. Es sollte aber für sie noch ärger und empfindlicher kommen. Die neue Straße war kaum dem Verkehr übergeben, so erschienen in Schottwien und Umgegend Männer mit Meßtischen, Wasserwagen, Reißbrett und Cirkel und begannen Vorarbeiten zu einer noch neueren Straße,

die sich gleichfalls die Ueberwindung des Semmering-Passes, und zwar auf dem größtmöglichen Umwege, zur Aufgabe nahmen. In den Wäldern und Berggründen ringsum ertönte der Axt- und Hammerschlag Mit weithin schallendem Echo dröhnte das von den Felsknochen gelöste Gestein, und der ganze Berg war jahraus jahrein von Arbeitern lebendig. Elf Jahre nach Vollendung der neuen Straße dampfte über den Köpfen der Schottwiener ein Festzug mit Gästen auf der neuesten Straße, auf dem waghalsig über Abgründe und durch die Felsen geführten Schienenstrange hinweg.

Der Festzug, der über den Semmering geht, wird vor dem großen Tunnel und vor der Stelle halten, an der von dem Oesterreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereine dem geistigen Urheber und Erbauer dieser Bergbahn, Karl Ritter v. Ghega, im Jahre 1869 ein Monument errichtet worden war.

Die als bautechnisches Wunderwerk angestaunte Semmering-Bahn ist aber das eigentliche Denkmal Ghega's. Die längste Zeit galt es als unerreichbar; die Fortschritte der letzten Decennien haben zur Evidenz herausgestellt, daß man nur nicht vor der Geld- und Kostenfrage zurückschrecken dürfe, um die architektonischen und technischen Wunder der Neuzeit, die sich schon nach Dutzenden beziffern, immer und immer zu vermehren. Felsdurchbrüche wie an der Weinzettelwand erschienen als die höchste technische Leistung; seither ist der Mont-Cenis durchbrochen, und die nahezu vierzig Felsentunnels an der Riviera von Massa-Carrara bis Genua sind grandiose Wahrzeichen, daß das Pulver nicht allein deshalb erfunden wurde, um die Wahlstatt mit Schlachtopfern zu bedecken, sondern daß es eine noch bessere und friedlichere Verwendung für den großen Völkerverkehr habe.

Als ein hohes Glück will es mir manchmal erscheinen, in einer Zeit zu leben, die so Mächtiges schafft und vollbringt und förmlich einen Wettlauf nach neuen Erfindungen macht. Als unbärtiger Student beneidete ich den wackeren Seume um seinen

Spaziergang nach Syrakus, und es lag mir, wenn ich sein Buch heimlich unter der Schulbank las, oft die Versuchung nahe, aus der Schule auf und davon und wie er nach dem Süden hinabzulaufen. Was er sich in neun Monaten mühsam erging, kann ich heute bequem in neun Wochen weghaben; und außerdem ist heute einem Jeden, nachdem die großen Pfadfinder der Wissenschaft die Wege bereitet und geebnet, ein reicheres Bildungsmateriale eröffnet, und dessen Goldbarren liegen sozusagen auf der Straße.

Derlei Gedanken und Parallelen zwischen Einst und Jetzt gingen mir oft durch den Kopf, wenn ich auf der neuen Semmering-Straße von der Höhe nach Steinhaus hinabwanderte und unter mir der Eisenbahnzug wegdampfte und sich schließlich wie eine Riesenraupe aus meinem Gesichtsfelde verlor. Wie gerne ich zu Zeiten einsam und mit meinem Schatten als einzigem Gefährten auf Berghöhen wandere, so lobe ich mir doch auch die Poesie des Dampfes, der für uns Zeit und Raum bezwang; und ich preise die Männer, die in seinem Dienste rastlos wirken und schaffen, obenan den genialen Ghega, dessen Andenken mit und in der Jubiläumsfeier der Semmering-Bahn in Ehren zu halten ist.

Durch das Gesäuse.

August 1879.

Ehrlich herausgesagt: ich habe keine rechte Freude an der riesigsten Krupp'schen Kanone, und ich glaube vielmehr, daß der Gott, der Eisen wachsen ließ, wohl keine Knechte, aber auch nicht die Massenvernichtung von Menschen durch sein Geschenk wollte. Eine Pflugschar ist mir lieber, als ein mit allem Raffinement construirtes mörderisches Geschütz, und eine wahre Verehrung habe ich für die Eisenschienen, den eigentlichen Pflug des neun-

zehnten Jahrhunderts, welcher wirksamer die Civilisation fördert, als hundert gewonnene Schlachten und deren zahllose Menschenopfer. Ich lobe mir den friedlichen und raschen Verkehr auf den Schienensträngen, zumal in Oesterreich, wo eine Spanne Zeit genügt, mich in die herrlichsten Zauberwinkel dieses mit Naturschönheiten überaus begnadeten Landes zu bringen. Da ist „keine Zauberei und nur Geschwindigkeit“ im Spiele, daß wir unser Frühstück noch in Wien und unser Mittagsessen schon in Aussee halten.

Ein Sonn- und Feiertag, die einen Werktag einklemmen, sind zu verlockend, als daß man nicht noch im Mittelstücke „blau machen“ und, wie es im österreichischen Sprichwort heißt, „ins Gäu fahren“ sollte. Ich machte mir eine so glückliche Kalenderfügung zunutze, zumal ich noch die Schuld von zwei Besuchen in Aussee und Ischl abzuzahlen hatte. Das that ich denn ehrlich und redlich, bin aber nunmehr im neuen Obligo durch den herzlichen Empfang von liebenswürdigen Freunden, die sich in prächtigen Landhäusern zwischen dem Loser und der Trisselwand und am Katergebirge eingenistet haben.

Als ein durch abscheuliches Regenwetter verpfuschtes Jahr hätte man nach den Prämissen eines frostigen Frühlings und eines bis Ende Juli gründlich verdorbenen Vorsommers das heurige betrachten und beklagen müssen. Die Villegiatur der mit Glücksgütern Gesegneten war nicht zu beneiden, und die Städter söhnten sich mit ihrem Schicksale aus, das sie gleich Kettenhunden an das Haus und Geschäft fesselte. Das Wunder, das einige helle Sommertage zu vollbringen vermögen, haben wir in dem heurigen Spätsommer erlebt, in dem beispielsweise Ischl derzeit wie in keinem früheren Jahre überfüllt ist. Wer Bekannte und Freunde in der Stadt vermißt und nicht entbehren will, der mache eine achtstündige Fahrt in das Oberland, und er findet sie an der Traun auf Schritt und Tritt, daß er fast zur Annahme verführt werden könnte, er hätte nur eine Traumfahrt aus Wien unternommen.

Für eine dreitägige Spritzfahrt liebe ich eine Begegnung mit meinen Wiener Freunden; wo ich aber eine längere Siesta halten soll, dort muß ich die Anregung von Fremden haben, die ich wieder entbehren kann, [wenn mich mein Wanderweg in eine Landschaft führt, wo sich mir neue und interessante Seiten im Buche der Natur aufblättern; diese aber legen sich zur sinnigen Lektüre um, wenn man erst die Ameisengänge der großen Touristen-Karavane verlassen hat. Diese führen freilich auch von Aussee weg nach Alt-Aussee und zum Grundlsee, zwei Wasserspiegeln, die man sich selbst in der aufdringlichsten Gesellschaft gefallen lassen kann. Der richtige Pfadfinder im Gebirge aber geräth in Winkel und Verstecke, für die ein Habitué der Ischler Esplanade kein Verständniß hätte, und in denen man gerne Hütten bauen möchte. Es ist wahrlich kein beschränkter Local-Patriotismus, wenn man die Alpengebiete Oesterreichs zauberhaft findet und immer wieder auf diese Naturjuwele hinweist. Ich bin in meinen jungen Tagen wiederholt auf dem Lago Maggiore auf und nieder gefahren und habe mir durch das Kajütenfenster die prächtigsten Landschaftsbilder ausschneiden lassen, und ich könnte in meinen alten Tagen wochenlang die neuen Alpenbahnen in Oesterreich befahren und würde nicht müde werden, die Eindrücke einer mächtigen Gebirgswelt auf mich wirken zu lassen.

Sozusagen der schmackhafteste Bissen im Menu der Alpenbahnfahrt von Amstetten nach Aussee und Ischl, für welches das allgemeine Gelüste angeregt wird, ist das „Gesäuse", und selbstverständlich werden in der von der Enns durchsausten Thalschlucht sämmtliche Register des Enthusiasmus gezogen. Alle Achtung vor dem Rumoren des Wassers in diesem Engpasse; ich habe aber viel Mächtigeres gesehen, und die Klause in Tirol oder der Wildbach, der aus dem Grödener Thale tost, trifft das Geräusch noch lauter und fast entsetzlich. Ich halte für das landschaftliche Prachtstück die Fahrtstrecke durch die Klachau, am mit seinem Getrümmer bedeckten Fuße des imposanten Grimming, eines nach

der Anzahl seiner Gipfel eigentlichen Sechzehnenders in der Bergwelt, der mit seinen Schneefeldern dem Dachstein Concurrenz zu machen versucht. Ueber dem lauschigen Thalboden und an einer steilen Berglehne zieht die Bahn, und der Blick aus dem Breack in die vom Grimmingbache durchrauschte Tiefe eröffnet die reizendsten Bilder. Ein Bankier aus Wien, der sich in den Jahren, die uns noch nicht mißfallen, vom Geschäfte zurückgezogen, hat sich für den Sommer in diesem Thalboden zur Ruhe gesetzt; sein Heim liegt behaglich und geschmackvoll in dem herrlichsten Baumschlage und ist weitaus den Schlössern und Villen vorzuziehen, die draußen im breiten Ennsthale in der Sonne liegen. Für Zerstreuung und Sport ist gesorgt; letzteren befriedigt ein Jagdgebiet von 30.000 Joch.

An meine Fahrt über die Apenninen von Genua weg wurde ich erinnert, als ich von der Höhe in die Klachau hinabsah; der Alpenzug, der über der Riviera aufragt, erschließt, wenn man längst nicht mehr das Rauschen des allgewaltigen Meeres im Ohre hat, so heimlich versteckte Thalgründe.

Aus dem Trentino.

Wien, im October 1881.

Am 29. Mai 1876 feierte Mailand für ganz Italien den siebenhundertjährigen Gedächtnißtag der Niederlage Friedrich Barbarossa's durch die Mailänder. Ich war während der Festtage in Mailand und konnte als Deutscher keine besondere Freude über den maßlosen Jubel haben, welcher die lombardische Hauptstadt förmlich aus Rand und Band gebracht hatte. Geradezu geärgert aber war ich durch die angeblichen Sendboten aus dem Trentino und aus Triest, die bei diesen Festlichkeiten mitthaten und sich und ihre Fähnlein im Zuge, der auf dem

Domplatze Aufstellung nahm, anjubeln ließen. Damals war noch nicht das Wort „Irredenta“ im Schwunge, und man sprach nur von den Italianissimi, die in der österreichischen Hafenstadt und in Südtirol Losreißungsgelüste hatten, und denen durch die erwähnten Sendboten bei dem Legnanofeste ein sichtbarer Ausdruck gegeben werden sollte. Besonders stolz brauchten die Italiener auf das Dutzend dieser Oesterreichmüden nicht zu sein; sie erwiesen ihnen aber trotzdem die rauschendste Ehre.

Namentlich Cairoli verhätschelte sie und machte mit ihnen viel Aufhebens in einer Tischrede. Ein mir lieb gewordener Freund, der geniale Architekt der Galerie Vittorio Emanuele, von deren Balkonausladungen ich mir den Festrummel auf dem Domplatze in aller Bequemlichkeit ansehen konnte, stellte mich hier dem Deputirten für Pavia, der es nachgerade zum Minister-Präsidenten gebracht hatte, Herrn Cairoli vor. Wie nie verleugnete ich auch damals nicht meine Heimat Oesterreich; ich that noch ein Uebriges und äußerte ganz offen meine Abneigung gegen den überschwänglichen Cultus, den man mit etlichen Unzufriedenen oder Abtrünnigen aus Trient und Triest inscenirt habe. Bei wechselseitigen Besuchen, die wir uns während eines kurzen Aufenthaltes in unseren Absteigequartieren abstatteten, behandelten wir dieses Thema noch eingehender, aber in der freundlichsten Weise, die unter anständigen und gebildeten Leuten bei Controversen herrschender Brauch sein müßte.

Cairoli's Frau ist eine Contessa aus Trient, eine prächtig schöne Erscheinung, voll Geist und Leben. Ich begreife, sagte ich unter anderem, daß man als Italiener für eine solche Frau immerhin noch deren Heimat: das Trentino zurückerobern möchte; doch dürfe auch dem Oesterreicher nicht verdacht werden, daß er sich bei aller Bewunderung vor dieser modernen Helena gegen eine Zerstückelung seines Vaterlandes mit Händen und Füßen sträube und wehre. Cairoli ließ meinen Standpunkt gelten, obgleich er hinwieder nicht zugeben wollte, daß jene Festdemonstra-

tion aus Triest und Trient nur als eine müßige Flunkerei und nicht ernsthaft zu nehmen sei.

Der arme Mengoni, dem ich die interessante Begegnung mit dem italienischen Patrioten und Staatsmanne verdankte, ist von der Galerie Vittorio Emanuele gestürzt, nachdem dieses herrliche architektonische Werk durch das imposante Hauptportal seinen Abschluß erhalten hatte. Seit dem Legnano-Feste war ich mit Cairoli nicht mehr in Contact. Ein Besuch, den ich bei ihm während der Leichenfeierlichkeiten für den früheren König von Italien in Rom vorhatte, wurde vereitelt; und ein neuerer Besuch, den ich ihm im vorigen Jahre in dem südtirolischen Bade Rabbi von Malè aus abstatten wollte, wurde verregnet.

Ich trieb mich nämlich im August des Vorjahres zehn Tage und darüber im Valsugana und in dem Noce- und Solthale auf Recognoscirung, also in Gebieten herum, welche die Angriffs- und Einbruchspunkte für die Irredentisten bilden, wenn sie mit ihren Drohungen Ernst machen und die flache Hand zur Faust ballen würden. Indem ich dies verrathe, möchte ich mir diese lüsternen Herren nicht als Schatten an meine Fersen heften, wenn ich vielleicht schon im nächsten Jahre wieder die genannten Thäler abstreife. Meine Excursionen haben keinen strategischen Hinterhalt, und ich habe bei ihnen nur die Adamello- und Brentagruppe jenseits der Etsch und durch das Valsugana die Sette Communi als Zielpunkte.

Der Nordpolfahrer Julius Payer, welcher, bevor er Salzwasser pflügte, der waghalsigste Alpinist war und an die sechzig Bergspitzen, keinen unter 9000 Fuß, erstiegen hatte, empfahl mir bei einem Abstecher, den ich aus dem Pusterthale nach dem reizenden, zwischen den schattigsten Baumschlägen gelegenen Bahren machte, ganz besonders das Adamello- und Brentagebiet. Sein Rath, über den ich mich vorläufig nur orientiren wollte, klingt mir noch immer in den Ohren nach, und ich will mir dafür gelegentlich die Beine müde laufen und wenigstens von der „Leipziger-

Hütte" am Mondron-Gletscher den Ein- und Ausblick in das Val di Genova und auf die Vedretta della Lobbia gewinnen.

Das Noce- oder Nonsthal und das Val di Sol sind die Eingangspforten in die Hochgebirgswelt; ersteres breitet sich weithin aus und erschließt von seinen Höhepunkten die Aussicht auf einen in der Sohle leichtgewellten, stellenweise gut cultivirten Boden und auf zahlreiche ringsverstreute Ortschaften; das andere, mehr eingeengt und in sich abgeschlossen, verliert den freundlichen Charakter der Thalfahrt, die man hinter sich hat; und aus den Schluchten, die auf die Straße ausmünden, streichen uns schon die Gletscherbrisen der Brentagruppe und der Pressanella entgegen. Malè im Val di Sol ist so recht der Knotenpunkt zu Ausflügen, die aus der Thalidylle nach nicht zu langer Wanderung in Felseneinöden führen, die Dante nicht schauerlicher für seine Schilderung des „Inferno" wünschen konnte. Das Etschthal kannte der ernste Ghibelline, und er kam wohl über den Bergsturz zwischen Ala und Roveredo hinaus, den er mit seinen Terzinen so meisterhaft geschildert, nicht aber über die Etsch und in jene Wildnisse hinein.

Ein Städtchen mit echt italienischem Gepräge ist Cles. Eine auch nur halbstündige Betrachtung des Lebens und Treibens aus dem Fenstern des Gasthauses „Zur Krone" vermittelt uns Genrebilder, wie man sie nicht charakteristischer jenseits der Landesgrenze finden kann. Zu dem Brunnenbassin, das Pferdetränke und der Sammelort für die Wäscherinnen ist, kommen die schönsten Mädchen und holen das Nutz- und Trinkwasser in blanken Kupferkesseln, von denen sie ein hochgefülltes Paar mit dem Tragbalken über der Schulter leichten und graziösen Ganges, ohne einen Tropfen zu verschütten, in die Wirthschaft bringen.

Solche Kessel sind der Stolz jeder Hausfrau, und sie werden nirgends schöner, man könnte fast sagen stylgerechter gearbeitet als in Cles, wo überhaupt der Sitz einer regen und

kunstfertigen Industrie- und Gewerbethätigkeit ist, die sich von hier über die beiden Thäler verbreitet hat.

Eigentliche Musterproben dieses Kunstgewerbes findet man im Hôtel di Trento in Trient, das an Comfort den Vergleich mit den besteingerichteten Gasthöfen des Continents aushält. Das ganze Ameublement des Hôtels ist das Resultat von Handwerkern aus dem Trentino, und jedes einzelne Stück so tüchtig und gleichzeitig so elegant ausgeführt, daß es in dem vornehmsten Hause Staat machen würde.

Welschtirol theilt mit Italien in wahrhaft verbrecherischer Weise den Vandalismus gegen die Wälder; der unvernünftigsten Abholzung wird von Niemandem Einhalt gethan und jedes diesbezügliche Gesetz mit frivolem Uebermuth umgangen. Fast wunderbar muß also erscheinen, daß in weltvergessenen Winkeln sich noch Holzsorten vorfinden, die sich für das Kunsthandwerk eignen, und daß nicht die letzten in den tiefsten Thaleinschnitten aufragenden Berghänge längst bis auf die Felsenknochen nacktgelegt wurden.

Als ich Abends durch die Rochetta nach Mezzo-Lombardo und von dort bei einbrechender Nacht auf dem Schienenwege in meine Herberge, das genannte Hôtel kam, sah ich früher aus der Ferne und jetzt in nächster Nähe Höhenfeuer ringsum, die allüberall, soweit das Auge reichte, auf den Bergkuppen emporloderten. Für den Geburtstag des österreichischen Kaisers wurde dieses Flammenopfer gebracht, das grell abstach von den widerhaarigen Tendenzen eines Landstriches, den die Italianissimi schon als eine künftige Eroberung betrachten wollen.

Mein Wirth, Oesterreicher nach Namen und patriotischer Gesinnung, war glücklich über diese Ovation, die er noch dadurch verstärkt glaubte, daß Cairoli am Vortage bei ihm Früchte und andere Victualien bestellt hatte, die unverzüglich nach Rabbi abgingen. Der loyale Oesterreicher hatte mit dem 18. August als dem Geburtstage und nicht mit dem Namenstage der Contessa

Elena Cairoli gerechnet, welchen der aufmerksame Gemahl vor seiner Heimkehr nach Rom festlich begehen wollte. Am nächsten Tage verließ der Premierminister das Bad Rabbi, das im vorigen Jahre von dem italienischen Adel reichlich besucht war, und kehrte aus dem Trentino durch das Val Camonica nach Italien zurück.

Wenig gekannt von Touristen ist dieses prächtige Gebirgsthal wie auch der herrliche Iseo-See, gegen den es ausmündet, und der, von Brescia aus leicht erreichbar, nur selten von Reisenden besucht wird. Grün, wie unsere österreichischen Hochlandseen ist sein Wasserspiegel, und er ist weitaus belebter als der Garda-See. Während auf diesem nur die Passagierdampfer zwischen Desenzano, Peschiera und Riva fahren, ist der kleinere Iseo-See tagaus, tagein mit zahlreichen Barken bedeckt, welche von Lovere aus, wo Hochöfen dampfen und andere Werke thätig sind, das hüttenfähige Erz und andere Fabricate gegen Brescia hinaustragen.

Ein Juwel war und bleibt dieser See für mich, an dem ich wiederholt Siesta hielt, und an dem ich sogar festeren Fuß zu fassen eine glückliche Weile entschlossen war. Schon war das Terrain auf der Insel mitten im See gewählt und der Bauplan für mein Besitzthum entworfen. Ich sollte es dennoch nicht so gut haben, daß der Plan, mit dem mich Freund Mengoni überraschte, ausgeführt wurde.

Semmering-Hôtel.

3. Juni 1881.

Große Menschen nehmen sich am besten und vortheilhaftesten in weiter Entfernung aus und verlieren von ihrem Zauber bei einer näheren persönlichen Bekanntschaft. Das Nämliche gilt in der Regel nicht von zauberhaften Naturschönheiten, und diese gewinnen vielmehr, je näher man ihnen an den Leib rückt; bei

dem Neusiedler-See aber trifft es ganz abscheulich zu. Dieser mächtige Binnensee macht, aus der Ferne gesehen, immerhin einen großen Eindruck; sonst aber dürften für ihn nur schwärmen und ihn aufsuchen, die im Röhricht auf Sumpfvögel Jagd machen wollen, und diesen sei sogar gestattet, daß sie von dieser schmutzigen Fläche als von einem Wasserspiegel sprechen. Ein solcher wird er 'allerdings krystallisirt im Winter, und dann übt er für Eis-sport-Leute seine Anziehungskraft.

Ein Zielpunkt für ungeschwächte unbewaffnete Augen und für die Ferngläser ist der Neusiedler-See bei den „Aussichts-fexen" des Schneeberges und des Sonnenwendsteins; als ob man den Lago di Garda oder einen anderen prächtigen italienischen See entdeckt hätte, dringt der Jubel aus der Kehle; auf diesen Höhen kommt die weite Distanz dem Schmutzwasser jenseits der Leitha zumal dann zustatten, wenn die Morgensonne auf seiner Fläche glitzert.

Die Touristen werden diese weite Distanzausschau in der allernächsten Zeit leichter und müheloser haben, denn der Neu-siedler See liegt schon im Gesichtsfelde Jener, welche von der Station Semmering zur „Jubelhalle" auf dem Wolfsbergkogel wandern werden, welche unter dem landschaftlich prächtigen Punkte errichtet ist, den die Südbahn-Gesellschaft zu einem Hôtel aus-ersehen hat, dessen Grundstein am letzten Sonntag gelegt wurde.

Die Hube, welche für das projectirte Hôtel, das noch im Laufe des Sommers unter Dach und Fach kommt, erworben wurde, ist in Wahrheit die herrlichste Stelle auf dem ganzen Semmering-Gebiete; auf ihr fällt uns unwillkürlich der evange-lische Spruch ein: „Hier ist es schön, hier laßt uns Hütten bauen!", und es wird wahrlich nicht schaden, wenn daraus ein Hôtel emporwachsen wird, und wenn sich darum elegante Villen gruppiren werden.

Die glückliche Initiative des General-Directors der Süd-bahn, Dr. Schüler, mit dem Toblach-Hôtel auf der Höhe des

Puster- und am Eingange des Ampezzaner-Thales hat ihre Nachahmung in Zell am See und in Tarvis gefunden. Was als Versuchstation in Angriff genommen wurde, hat sich als praktisches Unternehmen erprobt, und das günstige Resultat ist wohl geeignet, solche Herbergen von Seite der Eisenbahn-Verwaltungen allüberall herzustellen, wo der Zauber der Natur einen Halt- und Ruhepunkt gebietet.

Unablässig und mit Recht wurde darüber Klage geführt, daß in dem mit landschaftlichen Schönheiten so reich begnadeten Hochlande von Oesterreich jener Comfort fehlte, der den Strom der Reisenden namentlich nach der Schweiz lenkte; diese Klage dämpfte sich etwas, als in Toblach eine richtige Abhilfe in dieser Richtung versucht wurde, und sie wird ganz und gar verstummen, wenn diese Anfänge im großen Style erweitert werden.

Keine andere Großstadt wie Wien hat in unmittelbarer Nähe die große Gebirgswelt, und die Wiener freuen sich auch rechtschaffen dieses Vorzuges ihrer Stadt und ziehen weit hinaus sogar bei dem unverläßlichsten Wetter; sie sind, ich möchte sagen, geborene und unverbesserliche Ausflügler an jedem rothangeschriebenen Kalendertage. Trotzdem ihnen, zumal wenn grobes Wetter einfällt, der Humor durch schlechte Atzung und nur zu oft durch einen wahren „Geierfraß" verdorben wird, geben sie doch ihre Wanderlust nicht auf und schlagen, was gewiß das unschuldigste Verbrechen ist, die „Tage des Herrn" in der freien Natur todt.

Das Südbahn-Hôtel auf dem Wolfsbergkogel und die schon jetzt eröffnete „Jubelhalle" muß von ihnen als ein glückliches Ereigniß begrüßt werden; sie finden dort endlich, was sie durch Jahre entbehren mußten: einen herrlichen Ruheort und ein vortreffliches Labsal für Leib und Seele, und sie sind nicht mehr auf Gnade und Ungnade der Willkür mancher Wirthe preisgegeben, die sich die schlechteste Kost mit Hôtelpreisen zahlen lassen.

Wie in eine Feerie meint man versetzt zu sein, wenn man des frühen Morgens aus dem Dunstkreise der Stadt in der kürzesten Zeit in die Gebirgswelt entführt wird und dort Sauerstoff in vollen Zügen einathmet, der mit dem gekräftigten Appetite auch lustig den Geist beschwingt. Der gute Anfang ist gemacht, und es sollte mich nicht wundern, wenn der Semmering in einem Jahrzehnte mit Villen bedeckt wäre. Das aber käme nicht allein als localisirter Vortheil dem steierischen Grenzstocke, es käme dem ganzen Lande zustatten, weil der Erfolg dieses Berghôtels gleichsam der Steinwurf wäre, der seine Wellenringe in die weiteste Peripherie ziehen würde.

Das Hôtel auf dem Wolfsbergkogel, von dem sich die Ausschau auf einen Hemicykel mächtiger Berge und andererseits in die Ebene bis nach Ungarn hinein anschließt, wird eine vorzügliche Herberge für die Ruhigen im Lande und auch für die „schneidigen" Bergfahrer sein, die von dort aus recognosciren können, welchen Bergspitzen sie „das Wilde abgewinnen" wollen. Wer von hier in die „grüne Steiermark" hinüber, nach Kärnten und Tirol oder gar nach dem tiefen Süden will, findet die schönste Stelle, von wo er seinen Abschiedsgruß in die liebe Heimat zurücksenden möge. Das Beste aber bliebe für ihn, wenn ihm gegönnt wäre, die längste Rast zu halten.

Muhrgänge.

Villach, am 14. Juli 1881.

„Zwischen Wald und Thal ist ein Wasserfall", so heißt es in einem Volksliede, das mir seit mehreren Tagen fort und fort in den Ohren klingt. Es hat nur eine zu lustige Melodie, als daß ich es mit der Unglückstätte der Pusterthaler-Bahn in Verbindung bringen dürfte, an der seit einigen Tagen über vierhundert Leute unablässig arbeiten, um den Bahnkörper wieder

frei und rein zu kriegen, der zwischen Mittewald und Thal auf einer langen Strecke durch einen Wasser- und Muhrbruch fürchterlich verwüstet wurde.

Der Verkehr ist wieder insoweit hergestellt, daß die Passagiere bis zur Verwüstungstelle, auf zwei Nothstegen darüber hinweg und zu dem jenseits wartenden Zuge gebracht werden; eine kurze Promenade, die sie zu machen haben, zeigt ihnen das Schlachtfeld der letzten Sturmtage und die Drau noch in einem andern Bette und weit hinauf förmlich zu einem See gestaut.

Der Freitag in der vorigen Woche war ein schwerer Gewittertag für Kärnten und für Tirol. Ringsum hatten sich unheimliche Wetter zusammengebraut, und bald nach Mittag blitzte und rumorte es allerorten; aus den energischen Donnerschlägen hörte man heraus, daß sie nicht als vergebliche Streiche fielen, und der Regen strömte in wahren Sintflutmassen zur Erde und schwemmte gleich ganze Stücke davon hinweg. Zwischen Mittewald und Thal öffnet sich ein Thalgrund, der sonst von einem ziemlich harmlosen Wasser durchrauscht wird; der stille Bach wurde an jenem Nachmittage zum Wildstrome, verstärkte sich durch Muhrgänge von den Thalhängen und stürmte verheerend in das Pusterthal hinaus. Sein Hauptangriffspunkt war der Bahnkörper, der sein Opfer wurde.

Es wiederholte sich an dieser Stelle, was im Anfange unseres Jahrhunderts unweit von Toblach geschah. Die Sommerfrischler des Südbahn-Hôtels mögen sich die Mühe nicht verdrießen lassen und über den Ort Toblach hinaus gegen Waalen hinein einen Spaziergang machen. Dort werden sie eine Art von Pompeji, nämlich die Stelle einer durch einen Muhrgang verschütteten Ortschaft finden, die noch deutlich durch aus dem Boden ragendes Mauerwerk gekennzeichnet ist. Gleichfalls bei einem Gewitterbruche ging die Muhr vom Pfannhorn nieder, erfüllte das Engthal und bedrohte sogar die Thalweite von Toblach.

Erst vor wenigen Jahren ereignete sich mit elementarer Gewalt Aehnliches im Tauferstһale, das sich von dieser Katastrophe nur langsam erholen kann. Muhrbrüche und -Gänge wie die genannten; Plaiken, die sich von den Steilhängen lösten und zu Thal gingen, und verwitternde Felsen, die als Bergstürze abtrümmerten und mit ihren Knochen eigentliche Thalsperren bilden, finden sich allerwegen in Tirol und selbst auf der großen Heerstraße der Touristen, die von solchen Nothsignalen auf ein nicht ganz gefahrloses Wandern in dem herrlichen Lande schließen.

Den Muhrgängen wäre vorzubeugen gewesen, wenn nicht eine plan- und gewissenlose Abholzung alle Berghänge und Thalwände bis in die tiefsten Falten des Landes bloßgelegt hätte. Was nach dieser Richtung in Jahren gesündigt wurde, das heilt nicht mehr das strengste Forstgesetz. Man muß gesehen haben, wie jahraus jahrein ganze Wagenkaravanen den Holzreichthum auf der Ampezzaner-Straße nach Cortina schleppten, wo Hunderttausende von Blöken oder „Möseln" abgelagert und von dort weg in zahllosen Sägen an der Boita und Piave zu Brettern für Italien verschnitten werden. Ich habe erst jüngst in Brixen für diesen Opferdienst der Wälder ein großartiges, von der Rienz getriebenes Sägewerk arbeiten gesehen, das mit mehreren Gängen an solchen „Möseln" die schwerste Quantität zu Brettern blättert und in einem einzigen Tage consumirt, was ein jahrelanger Nachwuchs nicht wettmachen kann.

Die Muhrgänge und Wasserbrüche, die bei wildem Wetter von der humusnackten Höhe und aus waldentblößten Thälern mit vernichtender brutaler Gewalt kommen, sind die traurige Folge solcher Holzfrevel in Tirol, die nun auch schon in Kärnten nachgeahmt werden. Nicht gewitzigt durch die Bleiberger-Katastrophe unseligen Andenkens und nicht zufrieden mit den Drau-Ueberschwemmungen, braucht dieses Land nur noch die Willkür-Axt an seine Wälder zu legen, um sich alle Schrecken von

Wetterbrüchen, denen durch die Entholzung freie Bahn geschaffen wird, einzuwirthschaften.

Noch ist es vielleicht Zeit, mit drakonischer Strenge diesen Freveln Einhalt zu thun. Als ich neulich im Pusterthale auf- und niederfuhr, hörte ich vielfach die Klage, der Fremdenbesuch wäre heuer etwas spärlicher, weil die muthwillige Nachricht verbreitet wurde, es herrsche in dem Thale die Noth der schwarzen Blattern. Ein so unheimlicher Gast konnte wohl den Fremdenzug ablenken; es ist aber daran kein wahres Wort, und außer dem schwarzen Tode, den man seit langer Zeit über die Wälder hereinbeschworen, wird der Tourist und Heilbedürftige keinen schöneren Winkel der Erde als in Tirol und Kärnten finden, und er wird nirgends so wohlthätig Leib und Seele erfrischen können.

Recht im ganzen Wesen erquickt, wie es nur ein Sterblicher procul negotiis sein kann, saß ich neulich unter dem Laubdache hundertjähriger Eichen und Kastanien, umrauscht von den vielfach vertheilten Adern eines Forellenbaches in dem lauschigen Vahren bei Brixen; die fromme Bischofstadt lag draußen in der Sonne gleichsam zum Rösten wie der heilige Laurentius; wie ein sündhafter Heide war ich froh meiner behaglichen Siesta, die noch durch köstlichen Kalterer-Wein gebessert wurde, und gedachte der Lieben, die ich verloren und die ich noch habe. An der nämlichen Stelle saß ich vor Jahresfrist mit Wilhelm Hamm, der nun auf dem Friedhofe in Mariabrunn neben Etienne gebettet liegt, und mit dem Nordpolfahrer Payer, der auch heuer wieder, aber erst im Monate August, in Vahren einrückt und Intérieurs von Bauernhütten malen wird. Die Erinnerung an Todte und Lebendige rechtfertigte es wohl, als Libation ein Glas über den Durst vom süßen Weine zu trinken, was ich denn auch ehrlich, rechtschaffen und weltvergessen that.

Die Ponteba-Bahn.

Villach, im Juli 1881.

Ich bin wieder einmal unterwegs, so gut dies eben ein nicht ganz gangsicheres Bein gestattet, das seine Heilung auf das Warmbad Villach gesetzt hat, zu dem ich jeden frühen Morgen aus der Villa ad aquas hinauswandere. Den noch nicht ermattenden Sonnenschein auf den Wegen, die singenden Lerchen über mir und die langgezogene Kette der Karawanken vor mir in Sicht: bringe es da ein Anderer fertig und zügle seine Sehnsucht, wenn er Italien gleichsam vor den Thoren liegen und in nicht vollen drei Stunden über Tarvis hinaus erreichbar hat.

Ich brächte es wie jeder andere „Bergfex" zuwege und könnte alle die hohen Häupter der Karawanken-Kette bei ihren Namen aufrufen, beschränke mich aber nur darauf, den „Mangart" und den „Mittagskofel" als die Thorhüter Italiens zu nennen. Das Wesen des Naturcultus liegt für mich nicht in einer wohlfeil erlernten Nomenclatur dieser Berghäupter, hinter denen sich mancher Zauber erschließen würde, welchen die mit solcher Kenntniß ausgerüsteten Touristen noch lange nicht als Schatz gehoben haben. Diese topographische Weisheit könnte allenfalls dem Ungar imponiren, der sein Votum über astronomische Dinge also formulirte: „Das Eintreffen von Sonnen- und Mondesfinsternissen auf Tag und Stunde bestimmen, den Abstand der Gestirne von der Erde auf die Meile anzugeben, ist gewiß recht schön, läßt sich aber berechnen; doch alle die abertausend Sterne bei ihren Namen zu kennen und zu nennen, das ist Triumph der Wissenschaft."

Jüngst war ich bei dem Patrioten Dr. Adolph Fischhof zu Besuch in Emmersdorf und hatte von seinem Tusculum aus, das seinem leiblichen und geistigen Heile immerdar wie jetzt zustatten kommen möge, die ganze Gebirgscurve bis zum Dobratsch

hinauf und hinunter bis zu den steirischen Alpen in deutlicher Sicht, und heute kam ich von einem Ausfluge nach einem kleinen Stücke Italiens zurück.

Von der Confine Pontafel-Ponteba bis hinab zur Chiusaforte ist immerhin ein Stück, jedoch nur ein dürftiges Fragment, aus dem ich mir mit dem ganzen Aufgebote meiner Phantasie nicht wie aus einem Kugelsegmente das volle Kaliber aller Schönheit Italiens herzustellen vermag. Herrlich aber bleibt es trotz alledem; und eine Fahrt, wie ich sie gestern im leichten Wägelchen von Pontafel ab nach Chiusaforte machte, verbuche ich zu meinen schönsten Reise-Erinnerungen. Durch ein prächtiges Alpenthal fährt man von Tarvis bis zu den Grenzorten, und dieser Charakter verliert sich auch nicht auf der Friauler-, oder italienischen Seite. Ob auch stellenweise die Bergpfeiler des von der Fella durchrauschten Thales, die aber hoch hinauf mit grünem Waldwuchs und mit saftigen Triften bedeckt sind, sich näher und förmlich an den Leib rücken: sein freundlich friedliches Aussehen büßt es dennoch nicht ein, und das Wort Chiusa darf uns nicht schrecken und bedeutet nicht eine Thalsperre, wie bei Klausen an dem Eisak oder wie die Berner-Klause, bevor wir nach Verona hinauskommen.

Ein netter und fast vornehm aussehender Ort ist Chiusaforte; er trägt nicht den Typus verlumpter wälscher Dörfer, wie das über der Fella liegende Raccolana, am Ausgange des gleichnamigen Thales, durch das es in sechs Stunden hinüber zum Raibl-See in Kärnten geht. Man braucht kein Bauverständiger zu sein und muß auf der Strecke von Ponteba bis Chiusaforte die Ueberzeugung gewinnen, daß die Italiener mit sämmtlichen Bauobjecten, die in allen Variationen der Eisenbahntechnik spielen, eine hochinteressante und überaus solide Arbeit hergestellt haben. Daneben läßt sich freilich auch nicht die gewöhnliche Straße spotten, die noch auf Rechnung der österreichischen Besitzherrschaft kommt und im besten Stande erhalten wird.

Pontafel-Ponteba, Deutschland-Italien, und Beides verbindet eine Brücke, unter welcher der Wildbach Pontebbana zur rauschenden Fella passirt. Man hat wiederholt von dem grellen Abstande der beiden Ortschaften gesprochen und die deutsche Reinlichkeit auf Kosten der Nachbar-Commune herausgestrichen. Ich mache nicht gerne die Fremde zu Gunsten der Heimat herunter, und finde darin nichts Lächerliches, wenn ich auf dem Schilde eines Barbiers den Namen Aristodemo lese. Ich möchte nur wünschen, daß sich Deutsche und Czechen so freundlich und friedlich vertrügen, wie die Pontafler und Pontebaner und sich bei Kaffee und Bier wechselseitig ihre Besuche abstatten. Das Idiom, jedes für sich einer Cultursprache entstammend, trennt hier nicht die Freunde, und sie bewahren selbstständig ohne Trotz und Herausforderung ihre National-Eigenheiten, in deren verschiedenem Colorit kein giftiges Arsenik zu finden ist.

Ein Engländer, der nach meiner Rückkehr von Chiusaforte mit mir sein Abendbrot verzehrte, hat ganz reizende Exemplare von Wulfenia von einer Höhe bei Pontafel heruntergebracht. Er ist seines Zeichens Botaniker, und ich muß ihm diesen Fund, der sich ja doch nur auf einen einzigen Alpenboden in Kärnten beschränkt, wohl auf das Wort glauben. Der Mann sah krank und gebrechlich aus, und trotzdem steigt er seit einer Woche alle Berghöhen ab. Das war ein Appell, mein krankes Bein nicht zu sehr zu verhätscheln, dem ich immerhin einen kurzen Ausflug in das Vogelbachthal ganz nahe bei Pontafel zumuthen durfte. Die Vögel singen wohl nicht in diesem Thale, dafür ist es aber wegen seines Petrefacten-Reichthumes berühmt. Ich muß nicht die Eignung für Alles, was Reichthum heißt, haben, denn ich fand, wie sehr ich meine Augen anstrengte, auch nicht die Spur einer Versteinerung. Das verstimmt mich aber nicht gegen das Vogelbachthal, das in seiner oberen Stufe, zu der man als Schwindelfreier auf halbausgebrochener Steintreppe gelangt, und von der ein Bächlein als Wasserfall niedergeht, einen einsamen

Felsenkessel bildet, den ich mit dem großen Höllenthale bei Reichenau vergleichen möchte.

Nach diesem Ausfluge fuhr ich nach Villach; eine Fahrtunterbrechung in Tarvis, um den Raibl-See zu besuchen, unterblieb, weil drohendes Gewölke am Himmel davon abrieth, das sich auch, während ich dies schrieb, in einem tüchtigen Gewitter entlud.

Eine selige Insel.

Villach, im Juli 1881.

Ich weiß eine Insel, auf der möchte ich hausen alle die Sommer, die mir noch im Leben beschieden bleiben; sie liegt nicht im Meere, sondern in einem der reizenden kleinen Seen im herrlichen Kärntnerlande. See und Insel gehören dem Besitzer des Schlosses und Wildparkes von Rosegg, dem Fürsten Liechtenstein, der über ein weites Jagdrevier auf und nieder an der Drau gebietet. Seine Durchlaucht würde wohl nicht einem Fremdling gestatten, sich in einem bescheidenen Chalet, das freilich erst zu erbauen wäre, wenn auch nur für die Zeitdauer einiger Jahre auf dieser Insel einzunisten; und so klingt eben der fromme Wunsch in einen schönen, aber müßigen Traum aus; dennoch darf und will ich den See und die Insel loben, die ich nach wiederholtem Besuche und erst jüngst wieder zauberhaft fand, als wäre ich in die Märchenzeit meiner Jugend zurückversetzt worden.

Mit dem Landschaftsmaler C. in Villach, wo ich für ein paar Wochen mein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, ging ich über Maria Gail zum See hinaus. Mein Begleiter ist ein liebenswürdiger alter Herr und ein mit Passion und Ausdauer begnadeter Fußgänger. Nicht zu sprechen von dem kleinen Ausfluge, den er mit mir machte, hatte er Tags darauf im heißen Sonnenbrande den Weg zum Millstätter-See „durch die Gegend“

zu Fuß zurückgelegt, was eine zwölfstündige Wanderung bedeuten will. Das mache ihm Einer von den jüngeren Touristen nach, wie wir sie derzeit auf Schritt und Tritt, mit allem Handwerkszeug für Bergfahrten ausgerüstet, treffen. Mit Handtasche und Schattenspender schreitet er aus, und sein Gang wächst an Schnelligkeit mit der Distanz. Ich kann mich wohl auch auf meine Schusterrappen, wenn sie in heilem Zustande sind, verlassen; er ist mir aber um einige Kopflängen vor und sozusagen ein geborener Dauerläufer und Preisrenner.

Den am Faaker-See gelegenen Ortschaften ist von dem fürstlichen Besitzer mit Recht eine frühere Concession, Kähne zu halten und die Fremden auf die Insel zu bringen, entzogen worden. So lange sie das Kahnrecht hatten, fuhren sie nämlich „in nachtschlafender Zeit“ zur Insel hinüber und nahmen dem Pächter die an Legschnüren und in Reuschen gefangenen Fische aus. Der kleine See aber hat wahre Prachtstücke von Hechten, Schleien und Wallern, letztere bis zum Gewichte eines halben Centners und darüber. Das Fischereirecht im See und dessen Pachtung mit der Insel auf längere Zeit hätten sich die Villacher um ein geringes Jahrgeld unter der Bedingung, einen guten Fahrweg dahin im Stande zu halten, verschaffen können; die Sache war im Zuge, scheiterte jedoch, weil man das Eine ohne das Andere haben wollte.

Da man am Seeufer rundum keine Kähne vorfindet, muß man sich den Inselbewohnern mit einem ausgiebigen „Holüber!“ aus voller Lunge verständlich machen, um hinübergerudert zu werden. Mein Begleiter gab zwei „blinde“ Schüsse aus einer Pistole ab, die er vermuthlich deshalb sorgfältig vor mir verbarg, weil sie, wie seine Freunde behaupten, eine Jahrmarktswaffe ist, die eine scharfe Ladung gar nicht vertrüge. Wie dem auch sei, ihre Signale hatten doch eine doppelte Wirkung: erstens schreckten sie kleine Jungen aus dem Bade am Landungsplatze, und zweitens setzte sich auch sofort ein Nachen von der Insel in Bewegung,

der mit uns schon nach einer Viertelstunde drüben im Gebüsche anlegte.

Eine rechtschaffene und nicht etwa eine künstlich gehobene ist die Insel im Faaker-See; man braucht eine halbe Stunde, um sie die Kreuz und Quer zu durchstreifen und zu umgehen; und was die Hauptsache, sie hat die prächtigsten Bäume, die auf dem zu leichten Hügeln gewellten Terrain herrliche Bosquets bilden, wie sie sich ein Gartenkünstler à la Pückler-Muskau nicht schöner wünschen könnnte.

Daß wir eine längere Siesta auf der Insel, gleichsam im Banne ihres Zaubers hielten, ist erklärlich, trotzdem uns der Pächter nicht lucullische Genüsse, aber trinkbaren Wein und sonstige gute Atzung zu bieten vermochte, in der Fische und Schinken als Hauptgerichte figurirten.

Den echten Kärntner erkennt man wie den Vogel am Gefieder und Gesange an der Aussprache gewisser Worte. Der Zungenfertigste trifft es nicht, die beiden Städte des Landes Kärnten: Klagenfurt und Villach, mit jener dunklen Färbung des darin enthaltenen A und gleichzeitig mit dem obligaten Glucktone nachzusprechen. Dasselbe gilt von Wörtern wie: Schinken oder Finkenstein, in denen wieder der nämliche Gluckton, der eine eigentliche Hohlwölbung des Gaumens erfordert, und eine fast französische Prononciation des en vorherrschen.

Das Wort „Schinken“ und die Ruine des Schlosses Finkenstein, die, obwohl etwas abseits gelegen, dennoch als integrirender Theil zum Faaker-See gehört, haben mich zu dieser linguistischen Glosse verleitet, mit der ich den Kärntnern wahrlich keine üble Nachrede halten will. Ich betrachte vielmehr ihre Aussprache als ein charakteristisches Dialektmerkmal und gleichsam für ein nicht unschönes Muttermal der deutschen Sprache, die gewiß nicht so liebenswürdig klingt, wenn sie scharf und hart und ohne die geringste flexible Unart wie ein Pfeil von der Zunge fliegt.

Nach des Tages Sonnenbrand wäre die längste Rast auf der Insel tief in die Nacht hinein ein köstliches Labsal gewesen; aus raschen Augenblicken summirt sich das Menschenglück; wir mußten die Tafelgenüsse der herrlichsten Naturschönheit verlassen, als sie uns am besten gemundet hatten, und stießen von der Insel ab, nachdem die Sonne über die Berge war, doch ihre Scheidegrüße noch eine zeitlang an deren Kuppen als breite Aureole leuchten ließ.

Ich konnte meinen diesjährigen kurzen Aufenthalt in Kärnten mit keinem schöneren Ausfluge als nach dem Faaker-See abschließen; damit habe ich mir einen reizenden landschaftlichen Winkel, den ich mit beliebiger Staffage beleben kann, für meine Erinnerung gerettet. Ein Claude Lorrain könnte sich keinen besseren idealen See zur Reproduction in Farben wünschen, und ein Watteau wieder würde an seine Ufer die friedlichste Idylle versetzen, denn nur eine solche und nicht eine tragische Scene kann sich hier abspielen. Wie am Lago Maggiore die Bergumrahmung in den weichsten Formen erscheint, so auch an diesem kleinen See, und selbst der Mittagskogel mit seinen Felsenschroffen gewinnt, von der Insel aus besehen, einen milden und freundlichen Charakter, zumal wenn er im Glühfeuer der untergehenden Sonne gleichsam in rosigen Tinten verblutet.

Vom Ossiacher- und Millstätter-See.

Villach, im Juli 1881.

Ich bade seit zwei Tagen im Kalmus am Ausflusse des Ossiacher-Sees, über mir die Schloßruine von Landskron, und würde vielleicht, mit Zucker kandirt, nachgerade genießbar sein, wie eine Kalmuswurzel; vorläufig bin ich noch etwas herbe. Meine neue Cur hat die Wirthin in St. Andrä verschuldet, die mir nicht genug die heilsame Wirkung dieser Bäder wegen des

in Kalmuswurzeln verfilzten Untergrundes rühmen konnte. Was man Schadhaftes im Leibe habe, sagte sie, ziehe diese Wurzel radical heraus und verschaffe dafür einen bärenmäßigen Appetit; was meinen „wehen Lauf" betreffe, von dem ich ihr klagte, so meinte sie, ich werde schon nach Kurzem wieder rennen wie ein Wiesel. Mir soll es recht sein, wenn sie Recht behält; ich acceptire sie als Medicinalräthin, obwohl Jedermann in Kärnten und in Tirol von einem andern Mittel zu erzählen weiß, das unfehlbar helfe. So rieth mir neulich allen Ernstes ein Tauferer, ich solle täglich, so lange ich es eben aushalte, am Gletscherabflusse das kranke Bein in Keeswasser stecken, das zaubere den ganzen Teufel heraus. Ein Anderer wieder, ein Eingeborener von Bozen, seines Zeichens ein vortrefflicher Maler, behauptete, die Heubäder seien das Wirksamste, und wenn man sich stundenlang im Heu, das frisch und würzig von der Seiseralpe und vom Schlern käme, vergrübe und dunste, wie Obst in der Ofenröhre, entwichen Rheuma und jeder gichtische Anlauf mit dem Handumdrehen. Der August sei für diese Cur der richtigste Monat.

Die beiden letzteren Mittel scheinen mir denn doch zu drastisch, und ich bade lieber auf den Rath der Wirthin in St. Andrä am Ossiacher-See im Kalmus. Diese hat mich eigentlich durch eine lustige und kurzangebundene Antwort gewonnen; als ich nämlich in ihrem Wirthshausgarten zukehrte und die Frage an sie richtete: „Warum habt Ihr denn hier so viele Fliegen?" erwiderte sie flink: „Die gehören nicht uns und sind nur zu Gaste."

So wandere ich denn jeden frühen Morgen, sobald die ersten Lerchen schwirren, von Villach an den Ossiacher-See hinaus und nehme, nachdem ich mich „jung und gesund" gebadet, ein kräftiges Frühstück bei meiner Medicinalräthin. Die Weine, die sie in vorzüglicher Qualität hält, muß ich mir erst durch Ausflüge nach Landskron oder das Seeufer entlang erlaufen.

Nächstens will ich dem König Boleslaw von Polen, trotzdem von ihm die Sage geht, daß er einen Verwandten erschlagen und sich dann unter die Mönche geflüchtet hat, einen Besuch in der Stiftskirche zu Ossiach machen, wo er bestattet liegt.

Der Ossiacher=See hat außer köstlichen Fischen, die auch nicht zu verachten sind, gleichfalls seine zauberhaften Naturreize, die wohl schon an manchen Stellen ein Ausblick bei der Vorüberfahrt auf der Rudolphsbahn offenbart. Die Zugkraft dieser Reize muß erst wirksam gemacht werden, und das wird durch Ansiedlungen, in denen man gute Unterkunft fände, und durch Bäder, die weit hinauf zu errichten wären, geschehen. Warum sollen die Kärntner nicht im verjüngten Maße zuwege bringen, was den Schweizern in so großem Style gelang, die jeden auch nur halbwegs schönen Winkel ihres Landes für die Fremden verwertheten?

Ich blicke am liebsten in schöne und seelenvolle Augen; nun ist das Bild zutreffend, daß die Seen das Auge und die Seele einer Landschaft genannt werden. Magnetisch zog es mich wieder nach Jahren zum Millstätter=See, der bald, wenn auch jetzt noch nicht leicht, von der Station Spital weg zu erreichen ist. Eine sinnloser angelegte Straße, als die über die Höhe des Frates, ist wohl nicht im ganzen Lande zu finden, und es ist dabei mit der hartnäckigsten Dummheit jede Serpentine vermieden. Die neue Straße, die längs der Lieser hineingeführt und schon im nächsten Herbste dem Verkehr übergeben wird, bringt sozusagen „auf Ja und Nein" zum „Seeboden", wo ein Hôtel zu errichten wäre und schon am See=Anfange die Fremden zu empfangen hätte. Was sich derzeit weiter hinauf in Millstatt an Gasthöfen vorfindet, die sich aber, als ob sie die Wasserscheu hätten, in einiger Entfernung vom See halten, entspricht erst bescheidenen Ansprüchen. Ein herrlicher Wasserspiegel im prächtigsten Rahmen ist der Millstätter=See und würde wohl verdienen, daß ihm von Fremden und Sommerfrischlern, von denen sich

immerhin ein kleines Contingent alljährlich einstellt, größere Ehre erwiesen würde. Das könnte wieder nur geschehen, wenn comfortable Gasthäuser und Bade-Anstalten hart am Ufer des Sees errichtet wären. Ich kann mir diesen See, der im blaugrünen Colorit schimmert und reizende Einbuchtungen hat, lebhaft vorstellen, wie er den Sommer über von Hunderten leichter Barken befahren wird, während jetzt nur ab und zu ein schwerfällig gebauter Kahn, der kaum vom Flecke zu bringen ist, darauf treibt.

Durch Seen, wie der Millstätter und Ossiacher, wäre, wenn sie durch die richtige Staffage belebt würden, der Fremdenzug an gewisse neue Stellen Kärntens zu bannen, wie dies schon heute am Wörther-See der glückliche Fall ist, und es wäre dann allerwegen freudiges Leben und käme reicher Wohlstand in das Land. Pörtschach und Velden haben, weil Einiges für eine erträgliche Unterkunft gethan wurde, nicht über Mangel an Sommergästen zu klagen, obgleich diese beiden Ortschaften und namentlich die letzte nicht die glückliche Lage der herrlichen Sees auszunützen verstanden. Mit Ausnahme der Wirthschaft von Glaser, die einen Holzbalkon in den See hinausgebaut hat, sind die anderen Gasthäuser oder Hôtels, wie sie sich lieber nennen, weit vom See abgelegen; dafür aber haben sie Garçons in Fräcken, die wieder nicht gleich den Kellnerinnen in die Seelandschaft passen. Nach einer tüchtigen vierstündigen Morgenpromenade, die ich neulich durch die Wälder an der Drau nach Rosegg und aus dem Liechtenstein'schen Wildparke hinüber nach Velden machte, suchte ich mir lieber die genannte versteckte Wirthschaft am See auf, als daß ich mich durch Damentoiletten, die nur das Straßenpflaster einer Großstadt fegen sollten, und durch den hinter ihnen aufwirbelnden Staub in die Hôtels dieses Seebades hätte verlocken lassen. Eher würden mich noch die Nixen, die draußen im See ihre Schwimmkünste producirten, verleitet haben, ihren Spuren zu folgen; die Sonne legte sich aber gewitterhaft heiß auf die Wellen, und überdies hatte ich schon als Leander

mein ermüdendes Theil mit einer Fußwanderung geleistet und ließ meine Hero einsam schwimmen.

Wien-Aspang-Bahn.

Im August 1881.

Eine neu eröffnete Eisenbahn, deren erste Haltstation der Central-Friedhof ist, ermuthige, sollte man meinen, nicht besonders zu einer Ausfahrt. Dieses Memento mori, das wir uns übrigens auch aus den Coupéfenstern anderer Eisenbahnzüge gefallen lassen müssen, wird die Reichen und Starken im Geiste nicht schrecken, und das Gros der Andern, denen eine solche Mahnung widerwärtig ist, die aber schließlich auch das Sterben erlernen müssen, möge sich den frommen Spaziergängern anschließen, die unter flatternden Fähnlein, förmlich wie Mekkapilger im Wüstenstaube, wunderthätigen Wallfahrtsorten zuwandern. Selbst diese aber verschmähen nicht, wenigstens zur Heimfahrt, das Teufelswerk der Eisenbahnen zu benützen, und man kann sie zur Sommerszeit, namentlich in Krummnußbaum an der Westbahn, massenhaft einsteigen sehen, nachdem sie in Mariataferl die für ihre Bettelwanderung unerläßlichen Krücken als Opfer der Dankbarkeit zurückgelassen haben. In einer halbvergangenen Zeit trug sie die Wasserstraße der Donau heim, seit aber ein „getaucht volles“ Schiff mit Wallfahrern an einem Joche der Brücke in Stein scheiterte, erkannten sie, daß das Wasser keine Balken habe, und sie befreundeten sich nachgerade mit dem heißen Höllendampfe der Locomotive.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß es jetzt noch Leute gebe, die einen förmlichen Horror gegen eine Eisenbahnfahrt haben. Ich hatte einen Freund, der „um kein Schloß“, wie er sich ausdrückte, über den Semmering auf dem Schienenwege gefahren wäre; und ich habe noch eine Freundin in

München, die seit der Abrutschung bei Batsch auf der Brennerbahn nicht mehr in das Pusterthal kommt, nach dem sie sich unablässig sehnt. Diese Sehnsucht wäre zu stillen, wenn sie von Innsbruck über Batsch hinaus in einer Kutsche führe; eine solche einfache Combination verstößt aber gegen die unter dem langen Haarwuchse herrschende Verstandeskürze des Weibes, das doch bei ernsteren Anlässen nicht muthverlassen ist.

Mit diesen eigentlich nicht recht zur Sache gehörigen Vorbemerkungen betrete ich die neu eröffnete Eisenbahn Wien-Aspang, um mich auf ihr dem Wechsel-Gebiete näher bringen zu lassen. Es schreckt mich nicht als erste Station die Todtenstadt, die sich schon in den wenigen Jahren seit ihrer Anlage stark bevölkert hat. Ich sehe nämlich, vielleicht unter der Nachwirkung einer durch classische Studien gewonnenen heidnischen Weltanschauung, dem Tode unverzagter in das Auge, also auch nicht mit Beinfröstelu über Friedhofsmauern. Die Römer verdüsterten sich nicht das Dasein, daß sie ihren Corso über die Via Appia nahmen, die in ihrem Ausgange eine Gräberstraße war und durch eine Hecke von Denkmälern an die Todten erinnerte.

Ich weiß nicht, ob man in einer nicht zu fernen Zeit außer den Lebenden auch die Todten auf der neuen Bahn befördern und über eine Zufahrtstraße dem Central-Friedhofe zuführen werde; am Allerseelentage aber, der zum Gräberbesuche freilich oft nur „schandenhalber“ verpflichtet, dürfte ein zahlreiches Contingent von Fahrgästen zu erwarten sein. Mit der Aussicht auf eine solche Verkehrsziffer, selbst mit der Zuthat von Wallfahrern nach dem Gnadenorte Maria-Lanzendorf, der zweiten Station, nimmt man nicht eine neue Eisenbahn in Angriff, und sie muß vielmehr auf weitere und größere Zielpunkte gestellt sein.

Die Gegend über Trumau hinaus, wo ich jeden Strauch kennen würde, wenn für dessen Fortkommen im Steinfelde vorgesorgt wäre, bietet keine anderen landschaftlichen Reize, als die

ziemlich abseits in den Wellenlinien des westlichen Hügellandes zu suchen sind. Hier arbeiten die Fabriken, und wo die Wasserkräfte der Triesting nnd des kalten Ganges als Motoren nicht zureichen, muß der Dampf herhalten und nachhelfen, der aus hochaufragenden Schloten seine Rauchwölkchen über die pusztaähnliche Ebene hinwirbelt.

Erst von Neustadt, oder eigentlich von der zweitnächsten Station Erlach an eröffnet die Bahn eine neue, die sogenannte „bucklige" Welt mit mannigfachen landschaftlichen Reizen, denen wir, wohin wir auch unsere Schritte richten, entgegenlaufen. Man könnte freilich schon von einer früheren Station weg dem Grafen von Chambord, wenn man von legitimistischen Gefühlen gelenkt würde, in Frohsdorf einen Besuch machen, was den alten Herrn, der noch immer Stein und Bein auf die Rückkehr des Königthums in dem republikanisch verwilderten Frankreich schwört, über die Maßen freuen dürfte. Für die Touristen aber, die gewöhnlich keine fermen Politiker sind, zieht ein stärkerer Magnet am Wechsel, dem letzten Ausläufer des Massengebirges der Ostalpen, von dem wir in Pitten wohl kaum den Vorgeschmack haben und dessen Zauber uns erst durch die nach Aspang fortgesetzte Bahn erschlossen werden. Hier stehen wir unweit von den Grenzmarken Ungarns und der „grünen Steiermark", in die uns sozusagen „ein Katzensprung" hinüberbrächte.

Es ist noch nicht so lange her, daß der Zug die Ausflügler mehr nach den geschmeidig runden Formen des Wechsels, als nach den Kalkschroffen des Schneeberges und der Rax zog. Dabei mögen wohl auch die Schwaigen und namentlich die ziemlich gut eingerichtete Kranichsberger Schwaig als Attractionskräfte im Spiele gewesen sein, in denen es drei Monate lustig herging, ohne daß man sich diesen alpinen Jux mit einem mühsamen Aufstieg zu erkaufen brauchte.

Der Wiener, der jeden freien Moment extra muros verbringt, ist der beneidenswertheste Großstädter; er hat das Mittel-

und Hochgebirge gleichsam zum Greifen nahe; die Süd- und Westbahn kamen schon mit allen Verkehrsvortheilen seiner Wanderlust zustatten, und nun ebnet ihm noch die Wien-Aspang-Bahn die Wege in ein herrliches Berggebiet, in dem es sehr bald wie in einem Ameisenhaufen lebendig werden dürfte. Vorläufig findet er in Pitten mit seiner von den Türken viel umworbenen Burg auf der Höhe und mit seinen Papierfabriken, die für den geistigen Fortschritt wirken, eine ganz erquickliche Rast und den richtigen Knotenpunkt für anregende Ausflüge nach allen Richtungen, mit denen er einen im Kalender rothangestrichenen Tag jubelselig verbringen kann.

Herbstfahrten.

1.

Mühlbach, im October 1881.

Die Sonne aufzusuchen und mich unter ihrer Strahlenwirkung behaglich zu strecken und auszuruhen, fuhr ich aus. Ich fand sie nicht in der grünen Steiermark und nicht in dem prächtigen Kärntnerländchen; bei der Anfahrt von Lienz nach Toblach traf ich frisch gefallenen Schnee auf den Berghängen bis in die Thalsohle herab, und über der Wasserscheide legten sich schwere Nebel über die Häupter der Dolomiten im Süden und des vergletscherten Massengebirges nach Norden. Nach einer zwölfstündigen Fahrt von Villach bis Mühlbach am westlichen Eingange des Pusterthales muß es wohl einem Christenmenschen gestattet sein, eine Nachtrast zum nächsten Mittag hinein zu halten, zumal wenn er diese lange aussichtslose Zeit das schlechteste Französisch, das zwischen zwei Coupé-Nachbarn gewechselt wurde, über sich ergehen lassen mußte.

In Mühlbach, wo ich „bei der Sonne" Herberge nahm und liebe Freunde fand, wollte ich mir nach der erquicklichsten Nachtruhe nicht versagen, einer alten Freundin, der Hirschen-

wirthin auf Rodeneck, einen Besuch zu machen. Honny soit qui mal y pense! Die Wirthin ist eine Greisin, aber eine klug verständige Frau mit einer seltenen Menschenkenntniß, zu der es mich immer, so oft ich in das Pusterthal komme, förmlich magnetisch emporzieht. Außerdem schänkt sie vortrefflichen Wein und hat ein wackeres Töchterlein, das „Moidele“, das tapfer als „alte Jungfer“ bei der Mutter ausharrt, trotzdem es als Tochter einer reichen Bäuerin, die viele Knechte und Mägde bei der Wirthschaft braucht und hält, alle die Tage ihres reiferen Lebens viel umworben war.

Der Barometer hatte schon vor meiner Ausfahrt von Wien auf einen Wetterumschlag zum Schöneren gewiesen; er war aber ein verlogener Lump, auf den kein Verlaß war. Als ich des Morgens von Mühlbach gegen Rodeneck anstieg, konnte ich fast meinen, daß er im Worte seiner steigenden Tendenz bliebe; die Nebel theilten sich im weiten Umkreise und ließen zwischendurch verheißendes Blau und die scharfen Contouren der nächsten Berge erscheinen. Mein Herbstgang schien gesegnet und war auch insoferne nicht insam, als ich auf Schritt und Tritt lustige Gesellschaft hatte. Rothkehlchen flatterten neben und vor mir in die Büsche, Wildtauben flogen über meinen Weg, und ein schwarzes Eichhörnchen hatte es darauf abgesehen, mir das Geleite zu geben; erst lief es auf einem Ackergeländer vor mir her, verschwand dann im Laube einer Eberesche, um bald darauf wieder sichtbar zu werden, als wollte es meinen Wegweiser abgeben. Das Alles deutete nicht auf schlechtes Wetter, wenn nicht das abscheuliche Krächzen der Saatkrähen über mir die frohe Stimmung getrübt und wenn nicht das Rascheln des Windes in den dürren Schwertblättern des „Türken“ (Kukurutz) angedeutet hätte, daß mit diesem halbwegs erträglichen Morgen nicht auf einen verläßlichen Tag und Abend zu rechnen sei.

Den Weg nach Rodeneck müßte nunmehr ein Jeder treffen, und wenn er auch das unzulänglichste Talent zum Pfadfinder

hätte. Ein Sommerfrischler mit einem echt österreichischen Namen, wie er vielfach in den äußeren „reschen“ Gründen Wiens gehört wird, der sich aber den Luxus eines magyarisirten Taufnamens gestattet, hat mindestens einen Eimer rother Farbe zur Wegmarkirung verschmiert. Die ältesten grauen Felsen mußten sich gefallen lassen, von ihm tätowirt zu werden; kein Baum und Strauch blieben von seinem Orientirungs-Eifer verschont; nur an Capellen und Bildstöcke, weil er vermuthlich „keusch, rein und gottesfürchtig“ ist, wagte sich nicht der wüthige Pinsel des touristischen Attentäters. Die rothe Farbe macht bekanntlich die Stiere kopfscheu, aber auch ein Mensch kann es werden, wenn er sozusagen zwischen Zinnober wandeln muß, und wenn er sich nicht von dieser grell gestrichenen gebundenen Marschroute durch einen Ausblick auf die grünen Wälder retten würde, die namentlich im Herbste, in dem sie von den abwechselndsten Farbenspielarten des Laubholzes durchsetzt sind, ganz zauberhaft wirken.

Der Weg nach Rodeneck ist also für Niemanden mehr zu verfehlen; von der alten Pracht und Herrlichkeit seines historisch denkwürdigen und durch einen zeitweiligen Aufenthalt des Minnesängers Oswald von Wolkenstein berühmt gewordenen Schlosses ist nur das wüste Mauerwerk geblieben. Die schönsten und besten Werthstücke seines Archives, darunter eine Nibelungen-Handschrift, wurden schon in einer halbvergangenen Zeit verhandelt, und der jetzige Besitzer, ein millionenschwerer Herr, hat noch den Rest der Seele dieses Schlosses, die Rudera seines Archives, als Maculatur um einen wahren Pappenstiel dahingegeben.

Nicht der Steinhaufen des Schlosses Rodeneck könnte also eine Anziehungskraft auf mich üben; das Hochplateau, auf dem es liegt und von dem sich die herrlichsten Fernsichten in Thalschluchten und auf prächtige, hochauf mit Dörfern und Gehöften bedeckte Bergkuppen eröffnen, reizt und fesselt mich immer, nicht zu vergessen meine freundliche Wirthin, die das als ein verlorenes Jahr betrachten würde, in dem ich nicht bei ihr zukehrte.

Ihren Geschäftsrefrain: „Was denn, was denn?“ habe ich mir selber schon als liebe Dialekt-Unart eingewirthschaftet.

Bei meinem letzten Besuche war sie in großer Aufregung, denn an diesem Tage wurde ihr Vieh von der Alpe abgetrieben, was eine Art festlichen Ereignisses ist. Der Abtrieb konnte des ausgiebigen Schneefalles wegen heuer nicht früher geschehen; mehrere Fuß tief lag der neue Schnee auf den Hängen und viele Klafter tief in den Mulden und Bergfalten. Von den Leiden und Freuden, die sie seit unserer letzten Begegnung erfahren, erzählte sie mir, und dann mit einer lebendigen, fast greifbaren Art der Schilderung, um die sie mancher epische Dichter beneiden könnte, von den erbitterten Kämpfen der jungen Rodenecker- und Schabser-Bauern, bei denen es blutige Schädel und Knochensplitter gesetzt hatte. Die Ursache dieser Kämpfe führte sie auf den Wein zurück, der „halt“ die jungen Bursche so stark mache, daß sie mit ihrer Kraft „nicht wo aus und ein“ wissen.

Ich hätte sie stundenlang anhören können, doch war ich mit der Zeit im Gedränge. „Noch ein Viertele“, meinte sie, als ich mich zum Fortgehen anschickte. „Daß ich etwa auch zu stark und rauferisch würde“, setzte ich dagegen. „Zeit lassen!“ Mit dieser Lehre auf den Weg verabschiedete sich von mir die Wirthin auf Rodeneck, nachdem sie mich bis an das Ende ihres Hausfriedens geleitet hatte, und das Moidele winkte mir noch aus dem Fenster nach.

2.

Trient, im October.

Wenn ich nicht irre, war es Herwegh, welcher sang: „Ich möchte hingeh'n wie das Abendroth“; der wilde Wein macht es so poetisch, man kann dies an jedem Wächterhäuschen an der Eisenbahn wahrnehmen, wenn man anders ein Auge für die Natur hat, die noch beim herbstlichen Heimgange entzückend ist,

so lange nicht das große Sterben, nämlich der Blätterfall eintritt, nach dem die Bäume zu abscheulichen Besen werden.

Wohin man sich jetzt wende, allüberall ist es zwischen den Pergole (Weinlauben) lebendig, die heuer, wo sie nicht vernichtender Hagelschlag heimsuchte, in schweren Trauben hingen. Bei meiner Fahrt von Mori nach Riva konnte ich so recht den Weinsegen des Jahres beobachten. Auf Schritt und Tritt begegneten uns Leute, die sich gerne mit der Last der Trauben in den Tragkörben zu schleppen schienen; kamen uns Ochsengespanne entgegen, die den Maisch in Fässern und Bottichen zogen, obenauf lachende Kinder, den Mund umrändert vom rothen Traubensafte; trafen wir hochaufgeschürzte Mädchen, welche in primitiver Weise mit nackten Füßen das Blut aus den Trauben preßten. Der junge Wein wird es euch an den berauschten Köpfen heimzahlen, daß ihr ihn jetzt so brutal mit Füßen tretet.

Die Fahrt nach Riva ist eigentlich gleich von Trient weg durch das Sarcathal lohnender, und wäre es auch nur des köstlichen Vino Santo wegen am herrlichen Doblino-See, der mich jedesmal, so oft ich vorüberkam, wenn auch nicht mit heiligen, doch mit sorgenvergessenen Träumen erfüllte. Nicht etwa um die atra cura als Schatten hinter mir zu haben, wählte ich diesmal den Weg von Mori, der gleichfalls einen See, den von Loppio streift, der viel kleiner als der Dobliner, dafür aber düsterer und von Felsblöcken umlagert ist. Ein solcher riesiger Steinbrocken, der wahrscheinlich von einem Bergsturze des Monte Baldo herrührt, bildet eine von wildem Gestrüppe umwucherte Insel im See, von dem es in die Bergschlucht des Grestenthales hineingeht, in dem einst ein Minnesänger, Waltram von Gresten, in seinem Felsenschlosse horstete und die Frauenherzen mit süßen Liedern alarmirte.

Vom Cabriolet des Post-Omnibus, der mich um ein Spottgeld nach Riva bringt, betrachte ich mir alle die Pracht und Herrlichkeit am Wege und soweit das Auge reicht. Vor mir auf

dem Kutschbocke sitzt ein tapferer Astronom vor dem Herrn, Professor Tietjen, der sich heute mit diesem Observatorium bescheiden muß, während er daheim von seiner Warte den bewaffneten Blick in das Universum taucht und dem Weltgeiste die Schöpfungsräthsel abspäht.

Der gelehrte junge Mann war nicht allein mein Reisegefährte im Omnibus, er blieb mein lieber Begleiter durch zwei Tage in Riva. Wir gingen und fuhren selbander über den Garda-See, dem schon der alte Virgil eine Art von Ebbe und Flut zuschreibt, hinauf zum Ponale-Fall und zur Klamm des Varrone, und hinüber nach dem klimatischen Curorte Arco, von dessen Olivenhaine wir uns an der reizendsten Ausschau erquickten, die einen Sterbensmüden frisch und gesund machen müßte.

Der Mensch soll aber nicht allein in Natur kneipen, und er hat, wenn er ihren Zaubern die Ehre erwiesen, sich redlich das Recht ergangen, eine Herberge aufzusuchen, wo zur Labung der vom Tiroler Weine heiß gewordenen Kehle ehrliches Bier geschänkt wird. Eine solche fanden wir vor der Porta San Marco, und wir fanden, was gleichfalls nicht zu unterschätzen ist, eine lustige und anregende Gesellschaft, in der Stunden kein Verlust sind, die man sich über den guten Vorsatz einer früheren Heimkehr fortscherzen läßt.

Es hat keine Gefahr, daß die Ripenses, Uferbewohner des Garda-Sees, das deutsche Element verdrängen werden, und wenn uns selbst der Marqueur im Café Tschurtschenthaler, wo man sich doch auf deutsche Bedienung gefaßt machen dürfte, mit wälscher Rede empfängt. Nachgerade siedeln sich immer mehr Deutsche am Benaco an und machen es dem Weltumfahrer Dr. Neumann nach, der wohl kein Deutscher ist, aber als Kurländer nicht das Recht auf unserere Stammeszugehörigkeit verbüßt hat. War dieser Mann, der in der ganzen weiten Welt wissenschaftlichen Bescheid wußte, schon für mich eine interessannte Persönlichkeit, so war er dies noch mehr für meinen Astronomen, der sich mit

ihm sofort förmlich verankerte, zumal der Vielgereiste nicht allein auf Erden, sondern auch im Himmel zu Hause war und die sichtbaren und für den Laien unschaubaren Gestirne zu seinen guten Bekannten zählte.

Diesem Manne, der in der Villa Elena auf dem Wege nach Arco ein beneidenswerthes Dasein führt, danken wir die freundliche Anregung, daß wir uns die Varrone-Klamm besahen. Die meisten Besucher von Riva glauben schon mit einem Spaziergange auf der Kunststraße zum Ponale-Falle das Möglichste geleistet zu haben. Nun verhält sich aber dieser zu der Klamm wie ein halbausgebildeter Bergschnupfen zu einem mächtigen Katarakt, für den sich die Schweizer, wenn sie ihn hätten, einige „Fränkle" bezahlen ließen, während er hier sozusagen gratis seine Wunder vollbringen muß. Wie eine Riesensäge schneidet sich hier die Wassermasse durch die Felsen, die in scharfen und wie verglasten Schnittflächen aufragen. Der alte Maffei, den ich nie zu nennen vergesse, weil er sich um die deutsche Literatur und namentlich als Uebersetzer Schiller's sehr verdient gemacht, hat diese Klamm in einem kurzen und zutreffenden Sonette besungen, das Otto Prechtler seligen Andenkens ganz tüchtig reproducirte.

Ich habe mir die Varrone-Klamm, dank unserem Führer, als neuen Reise-Eindruck eingewirthschaftet, trotzdem ich schon im Jahre 1843 und seither unzählige Male in Riva war. Unter den wenigen Vorzügen, die ich habe, dürfte eine gewisse Consequenz, oder nennen wir es bescheidener: ein pedantisches Festhalten am Gewohnten obenan stehen. So oft ich nach Riva kam, kehrte ich stets in der „Sole" bei Traffelini ein, diesmal aber nahm ich Herberge im „Hôtel du Lac" vor Riva und durfte es nicht bereuen, zumal es von einer gewählten Gesellschaft besetzt war. Hatte ich schon in Riva die interessante Bekanntschaft Eines Kurländers gemacht, so sollte ich in meinem Hôtel noch mit einer anmuthigen kurländischen Familie in flüchtige Berührung kommen.

An mir soll es nicht fehlen, wenn freundschaftliche Beziehungen zu Rußland angeknüpft werden; ich schürze nur den Knoten in den deutschen Ostsee-Provinzen.

3.

Villach, im October.

Nur bis zur nächsten Station, San Michele, wollte ich, als ich vor drei Tagen von Trient bei ziemlich günstigen Wetteranzeichen wegfuhr, um nach Mezzo-Lombardo hinüber- und zum Molveno-See hinaufzugehen. Während dieser kurzen Fahrt aber schlugen sich plötzlich Nebelfetzen um die Berge am rechten Etsch-Ufer, und ich hielt es für gerathener, meine Fahrt bis Bozen fortzusetzen und von dort die neueröffnete Bahn nach Meran zu befahren.

Man säße in Bozen, wo übrigens das ewige Glockengebimmel stark auf die Nerven geht, und hätte man selbst das frömmste Gemüth, so recht wie eine Kreuzspinne mitten im Netze und könnte dann nach allen Richtungen ausgehen, um überall auf Berg und im Thal die prächtigsten Naturbilder zu finden, die noch durch historische Erinnerungen ihr Relief erhalten. Sozusagen mit einem Katzensprunge hätte man Schloß Runkelstein mit seinen Frescogemälden aus „Tristan und Isolde" erreicht, die durch einen Mauerabsturz im Jahre 1868 zum großen Theile stark beschädigt wurden. Eine Restaurirung dieses denkwürdigen Schlosses der Herren von Vintler war dringend geboten, wenn es nicht vollends zu Grunde gehen sollte. Der Bischof von Trient, zu dessen Mensa es als Eigenthum gehört, half nothdürftig aus; da hieß es vor einiger Zeit, Künstler aus München, darunter der Tiroler Defregger, wollten das Schloß erwerben und dessen Ankauf wäre perfect geworden. Diese Nachricht, die freudig aufgenommen wurde, erfuhr aber jüngsten Datums ein Dementi, und nun ist es eine ausgemachte Sache, daß Erzherzog Salvator

das Schloß Runkelstein angekauft hat und an dessen Restaurirung im großen Style gehen will. Dombaumeister Schmidt, der in Gothicis ein gewaltiger Baumeister vor dem Herrn ist, wird schon in diesen Tagen hier erwartet, um den Augenschein vorzunehmen und mit den Wiederherstellungs-Arbeiten demnächst zu beginnen. Es wird, „soll das Werk den Meister loben", dazu die höchste Zeit sein, sonst fällt die allseitig brüchige Ruine schließlich doch in das Sarnthal hinab.

Verlockend für eine Wanderung wäre dieses Thal, in das rechts und links lauschige kleinere Thalgründe ausmünden. Die Bozen-Meraner Bahn hält jedoch einen andern Thalzug, den ich einzuschlagen habe. Meine erste größere Reise, die ich in einer längstvergangenen Zeit machte, führte mich durch das Etschthal über Meran hinauf gegen das Wormser Joch, über das ich nach Italien hinabstieg. Das Wildwasser der Etsch, mit dessen Bändigung es Kaiser Joseph II. versucht hatte, war, da nachgerade diese Flußregulirung aufgegeben wurde, noch immer in der Vollkraft seiner hydraulischen Willkür, und ich erinnere mich genau, als wäre es gestern geschehen, daß wir damals über einen Nothsteg vor Meran mußten, weil der zum vehementen Strome gewordene Fluß die Holzbrücke fortgerissen hatte. Es war ein schwerer Fehler, der sich jahraus jahrein mit verheerenden Ueberschwemmungen rächte, daß jene Regulirung nicht fortgesetzt wurde.

Der Bahnbau via Bozen-Meran war, sollte er vor Wasserbrüchen gesichert sein, an die Bedingung einer wenngleich nur streckenweisen Etsch-Regulirung geknüpft, und schon aus diesem Grunde ist er als eine Wohlthat für das Land zu begrüßen, welche sogar die geringe Fahrschnelligkeit wettmacht. Man fährt nämlich nahezu zwei Stunden per Bahn nach Meran und braucht nur eine Stunde und darüber mit halbwegs schneidigen Pferden. Dieses langsame Tempo wird jedenfalls den Kranken erwünscht sein, und die Gesunden finden dabei auch insoferne ihre Rechnung, daß sie sich durch einen ruhigeren Ausblick auf die Natur-

bilder, die nicht zu rasch ins Sehfeld rücken, schadlos halten mögen. So können sie sich die längste Zeit den schiefen Thurm von Terlan betrachten, von dem die Sage geht, er sei, des starken Weines voll, der in dieser Gegend wächst, aus der gerade anstrebenden Richtung gekommen. Eine andere Sage, welche seine verticale Streckung von der Existenz einer Jungfrau abhängig macht, ist zu grob, als daß ich sie vollinhaltlich wiederholen möchte; sie ist wahrscheinlich von einem in der Liebe verunglückten Pessimisten ausgeheckt worden, der unter den großen Maulbeerbäumen vor dem Wirthshause und neben der Kirche seine Sorgen über den Durst vertrunken hatte.

Meran, das wir langsam, aber entschieden vorwärts schließlich doch erreichen, ist jetzt der Endpunkt der neuen Bahn; diese wird jedoch, wenn sie nicht einzig und allein auf den Kranken- und Touristenverkehr gestellt sein soll, in das große Eisenbahnnetz, also voraussichtlich in die Arlbahn eingreifen müssen, an welche Combination sich wieder ein Schienenübergang in die Schweiz schließen würde.

Meran hat sich schon jetzt mit zahlreichen Curgästen stark bevölkert; man wäre aber mit der Annahme im Unrecht, daß man dort auf Schritt und Tritt Candidaten des Todes begegnen müsse; ich fand auf meinen Wegen vielmehr nur lebensfrische Menschen, die nicht so bald gewillt scheinen, das „irdische Jammerthal" zu verlassen.

In der Nähe von Meran ist das Burggrafenamt und münden die Thäler, darunter das von Ulten, aus, in denen nach gelehrter Forschung die echten Nachkommen der Gothen, erkennbar an dem lang in den Nacken hinabwallenden und tief in die Stirne gestrichenen Kopfhaar, zu finden sein sollen. Ich fand jene Exemplare, die man mir als solche bezeichnete, nicht auffällig gothisch; dafür aber könnte Herr von Weinhart, der dort eine Pension hält, immerhin als ein Gothe gelten: so kräftig und herrlich ist seine Erscheinung, die noch dadurch gewinnt, daß

er Einer der streitbaren Mannen der „Lebenburg" war, die Lentner in einer lustigen „Chronica" beschrieben hat.

Ich durfte, bevor ich nach Bozen zurückfuhr, mir einen lieben Besuch bei dem Dichter Oskar von Redwitz nicht versagen, der über Meran in seinem „Schillerhof" den richtigsten Schaffenswinkel hat und ihn auch rechtschaffen benützt, wie er mit seinem jüngsten dramatischen Werke: „Schloß Monbonheur" bewiesen hat.

Im Paradiese.

Bozen, im Juli 1882.

Im Atelier eines befreundeten Wiener Malers sah ich vor einiger Zeit eine Reihe der reizendsten Skizzen an den Wänden, deren Motive von Thoreingängen, Hausfluren, Erkern und Balkon-Ausladungen, förmlich durchrankt von üppigem Pflanzenwuchse, entnommen waren. Sie wiesen durchwegs auf eine längstvergangene Architektur und waren in allen Details so sorgfältig und anmuthig durchgeführt, daß wohl das Urtheil gerechtfertigt war, so baue nicht mehr die nüchterne Neuzeit, und mit solchem künstlerischen Comfort konnte nur das Heim einstiger Edelsitze ausgestattet sein. Die Frage nach der Herkunft dieser Skizzen wurde mit St. Pauls in Ueberetsch beantwortet, und sofort reifte in mir der Entschluß, heuer wieder einmal in dem Tiroler „Paradies", wie man diesen Landstrich über Sigmundskron bis zum Kalternsee hinaus und querein von der Mendelscharte zur Etsch mit Recht nennt, auf einige glückliche Stunden hineinzusehen.

Ich habe vor vielen Jahren, als ich noch sorgenloser durch die Welt ging, den nämlichen Weg gemacht; um meine alten Erinnerungen aufzufrischen, was ich unverantwortlicher Weise versäumte, wie nahe mir auch bei wiederholten Fahrten nach Südtirol das Paradies lag, fuhr ich heuer nach Ueberetsch

hinüber. Ein brutales Hagelwetter hatte vor wenigen Tagen einen Theil dieses Paradieses durch das Reischlthal gegen Girlan hinaus zerstört und argen Schaden angerichtet; auch Eppan und Kaltern wurden etwas mitgenommen, kamen aber „mit einem blauen Auge“ davon. Im Sonnenbrande, der durch das vorgängige Unwetter nicht gemildert wurde, und bei dem es selbst den „Hegedexen“, wie die Tiroler die Eidechsen nennen, nicht mehr behaglich sein konnte, fuhr ich nach St. Pauls.

Meine Einfahrt war durch harmonischen Glockengruß gesegnet. Das Geläute von St. Pauls hat den besten Ruf im ganzen Lande Tirol und sticht zumal gegen das geradezu unausstehliche Gebimmel in Bozen wohlthätig ab. Dem Glockengießer Georg Grasmayer von Brixen war es im Jahre 1701 gelungen, eine fast neunzig Centner schwere Glocke für den massiven Thurm neben der gothischen Kirche zum heiligen Paulus fertig zu bringen, die mit ihrem Wohllaute spontan zur Andacht stimmte. Das weithin tönende Geläute von St. Pauls wirkte wie ein mächtiger Zauber. Erst im Jahre 1844 gelang es dem Meister Chiappani in Trient, durch einen Umguß noch die anderen Glocken im richtigen Accord mit der Riesenglocke zu stimmen, und seither haben die Bewohner von St. Pauls den gerechtfertigten Stolz, sich so recht im Wohllaute zu wiegen, der wohl die Andacht des Herzens, aber keinen Unmuth der Seele aufkommen läßt.

Lieblich wie das Geläute klang auch der Gruß der schönen Adlerwirthin in St. Pauls, und köstlich war ihr Morgen-Imbiß, mit dem ich mich für meine Wanderung durch das Dorf stärkte, um durch eigenen Augenschein die Originale zu den Eingangs erwähnten Skizzen zu prüfen. Lehrreich und ergötzlich zugleich wie ein altes Buch ist eine solche in den meisten ihrer Bauten noch intact gebliebene alte Ortschaft, und es ließen sich daraus viele heitere und ernste Geschichten aus den Tagen des Etschbundes, über den Streit der Rottenburger mit den Bischöfen von Trient und von Friedrich mit der leeren Tasche erzählen. Die

meisten Häuser, nun im Besitze von Weinbauern, die draußen ihre Pergole im breiten saftigen Blätterschmucke haben, waren Edelsitze von Herren, die es gelegentlich mit der Kirche oder mit den Herrscherfamilien im Lande hielten.

So war es in St. Pauls und so war es in Eppan, wohin mich zunächst mein Weg durch Weinlauben zur Rechten und Linken führte, und hier braucht man nur die Blicke emporzurichten, um mit theils noch recht stattlich aussehenden Burgen und verfallenen Ruinen als Ueberbleibseln einstiger Pracht und Herrlichkeit jene Historien illustrirt zu finden. Die Sonne verwehrt jeden Seitensprung; sonst läge nicht allzu ferne von Eppan im „Gand“, wie man dort die chaotisch verworfenen Trümmer eines vorhistorischen Bergsturzes nennt, die den Slavini di Marco unter Roveredo gleichen, von denen Dante im „Inferno“ singt, ein Labyrinth von Höhlen und Eislöchern zu erreichen, in denen man Schutz vor der Hitze und an deren Rändern man als blühenden Contrast Alpenrosen und würzigen Speik fände.

Bis Kaltern im „Paradiese“ ging meine Fahrt, und dort hielt ich Mittagsrast in der kühlen Hausflur des Rössel-Wirthshauses und labte mich an dem süßen Seeweine, der seinesgleichen in ganz Südtirol sucht. Ich glaube auch, es war nicht so sehr das wunderthätige Fräulein Maria von Mörl, das in den Dreißiger-Jahren Karavanen von Neugierigen nach Kaltern lockte, und vielmehr der köstliche Wein. Bis auf vierzigtausend stieg in wenigen Jahren die Zahl dieser Wallfahrer, welche diese ekstatische Jungfrau aufsuchten, über die der englische Bischof Wiseman und Görres ihr verzücktes Parere abgaben. Eine solche schwebende Jungfrau wäre so recht ein gefundener Handel für unsere modernen Spiritisten, die den Realismus unserer Zeit mit Geisterspuk und anderem Taschenspielerzeug paralysiren zu müssen glauben.

Ich rettete mich vor solchen abergläubischen Erinnerungen durch einen Gang zur Kirche, von der man wie von einem Balkone die herrlichste Ausschau auf den Kalternsee und auf die

quer über die Mendelscharte geführte neue Kunststraße gewinnt, über die es leicht und bequem in den Nonsberg und in das Val di Sol hineingehen wird. Bis dahin aber hoffe ich noch wiederholt das Tiroler „Paradies“ aufsuchen zu können, das ich diesmal nur im Fluge berührte.

Auf dem Weißenstein.

Bozen, im Juli 1882.

Ich komme nach einer zehnstündigen Fußwanderung von einer Wallfahrt auf den Weißenstein zurück. Es ist daran nichts Verwunderliches, daß ich unter die frommen Pilger gegangen; ich hatte und habe stets eine vorurtheilsfreiere Auffassung über die Bußgänge der armen Leute, die sich „alle heiligen Zeiten“ Leib und Seele in frischer Luft baden und erquicken wollen. Sie thun eben nichts Anderes als andere Touristen, denen wir auf allen Wegen und Stegen begegnen, wenn sie auch nicht von den nämlichen Wandermotiven geleitet werden. Die Andacht des Herzens, der sie in lauten Gebeten und Liedern Ausdruck geben, paßt ebenso gut und noch besser zur Natur, als die häufig sehr derb geartete Conversation, mit der sich Bergfexe den Anstieg zu erleichtern glauben.

Von Bozen fuhr ich um halb vier Uhr Morgens nach Leifers, um von dort aus den Weißenstein anzugehen, was gleich in der ersten Stunde auf Steilpfaden ein tüchtiges Stück Arbeit ist, für die man durch die herrlichsten Ausblicke nach Ueberretsch, auf die Mendelscharte und in das Etschthal über Terlan gegen Meran hinein reichlich entschädigt wird. Ich hätte mir die Mühe dieses ersten Steilganges sparen können, würde ich den Fahrweg durch das leichter ansteigende Brantenthal bis zu dessen Ausgange zwischen dem Petersberge und der Höhenwand, auf der in einer sanft gewellten Ebene Deutschnoven liegt, eingeschlagen haben.

Nachdem das erste Stück, um als Wallfahrer zu sprechen, „verbüßt“ war, ging es in östlicher Richtung, wohl noch immer anzügig, doch athemleichter am Waldabhange, stellenweise im Schatten bis zu einer kleinen Schänke hin, von wo aus wieder der Weg scharf ansteigt. Um mich dafür zu kräftigen, war eine kurze Rast und ein erfrischender Trunk nöthig, zu dem ich gerne als Kumpan einen Kapuziner gehabt hätte, der betend des Weges herabkam und diesen eiligst fortsetzte, um sich durch meine Einladung, die er übrigens freundlich entgegennahm, schließlich doch nicht verführen zu lassen.

Wie diesen betenden Mönch traf ich bei meinem An- und späteren Abstiege Pilgerpaare und Gruppen von vier bis zu einem Dutzend von Wallfahrern, die gleich den Chören in den Tragödien der Alten Lieder und Gebete mit vertheilten Stimmen recitirten. Römische Laute in richtigster Prononciation schlugen an mein Ohr, die fast befremdend wirken mußten, da sie auch aus dem Munde von hübschen Weibern kamen. Das Räthsel erklärt sich dadurch, daß diese Wallfahrer von weither, nämlich über die Seiseralm und über den Schlern durch das Eggenthal aus Gröden herübergezogen waren, das wie der Enneberg und wie Buchenstein von Ladinern bewohnt ist. In diesen versteckten Thalgebieten hausen noch Nachkommen der Römer und haben sich ihr Idiom, allerdings in einer Vulgärsprache, gerettet, zu dessen Verständniß nicht die gediegenste classische Bildung reichen würde und das sich mit dem Succurs der Kirche nur in den Gebetformeln ziemlich intact erhalten hat.

Auf der Höhe des Weißenstein, mehr als 4800 Fuß, sind wir inmitten eines Berggebietes, das durch seine schöne Formation fesselt und außerdem durch die Sage seinen poetischen Zauber hat. Wir stehen an der Eingangspforte des „Rosengartens“, welche Benennung berechtigt erscheint, wenn wir diesen Berg in der Abendsonnenglut wie von flüssigem Golde übergossen sehen. Das Volk, dem die Poesie noch nicht abhanden gekommen war,

konnte sich den „Rosengarten“ recht wohl als die Domäne des Zwergenkönigs Laurin denken, der in dessen Klüften und Schluchten hauste und an den ungeschlachten Menschen harmlose oder auch empfindliche Neckereien übte, bis ihn Dietrich von Bern gefangen nahm nnd gebunden nach Verona brachte, wo er bei Gelagen Hofnarren- und Gauklerdienste zu leisten hatte. Zwischen dem „Rosengarten“ und „Reiterjoche“, im Osten der prächtige „Schlern“ und tief im Hintergrunde der stattliche Tschamin, gehen die Hochsteige und Saumpfade in das wälsche Fassa, das Eldorado für Geognosten und Mineralien-Sammler, hinüber. Vom Weißenstein zum Greifen nahe ragt das Joch Grimm auf, das wie ein Dickkopf mit dem Aufsatze einer Gräte von gezackten Sierren gestaltet ist.

Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts lebte auf einem weit an einer Felswand hinausgeschobenen Hofe der Bauer Leonhard in frommer Verehrung der Gottesmutter, die sich bei ihm zeitweilig zur Exaltation und förmlichen Raserei steigerte, so daß er mit Ketten, in denen er drei Jahre lag, gebunden werden mußte. Eines Tages machte er sich von seinen Banden frei, rannte waldein und stürzte von einer noch schrofferen Felswand als jener, die sein Haus trug, in die Tiefe; es war ihm aber, als ob er in Flaumen gefallen wäre, und er stieg an Leib und Seele gesund empor. Das meinte er Gott und der heiligen Jungfrau danken zu müssen und gelobte, der Letzteren eine Capelle zu bauen. Auf dem Wege zu den Seinigen verirrte er sich in der Wildniß; von der Angst und Bedrängniß, die ihn befiel, befreite ihn wieder die Himmelskönigin, die ihm persönlich erschien und verhieß, daß er von seinem Sohne gesucht und nach neun Tagen gefunden würde. So geschah es auch; er bestand die neun Tage ohne Hunger und Durst; doch seine Wirthschaft war mittlerweile verfallen; dieser wieder aufzuhelfen war nun seine einzige Sorge, und er vergaß darüber sein Gelübde eines Capellenbaues. Das sollte er büßen; er verfiel

aufs Neue in Siechthum und Raserei, in der er ein Lichtlein um Mitternacht im Walde schimmern sah, dem er nachging, an der Funkelstelle mit dem Grabscheit den Boden öffnete und darin ein aus Alabaster geformtes Madonnenbild fand. Von dieser Stunde an war er vollkommen geheilt und ging nun ernstlich an den Capellenbau. Das Wunder, das sich mit und an ihm vollzogen, verbreitete sich von Mund zu Mund und weit im Lande; von allen Seiten strömte das Volk auf dem Weißenstein zusammen, um die neue Capelle und darin das wunderthätige Madonnenbild zu sehen und anzubeten. Zur Aufnahme der zahlreichen Wallfahrer baute man über diese Capelle 15C1 eine größere Kirche; und hundert Jahre später, als noch diese den Zubau eines Convents erhalten hatte, zogen dort die Serviten ein, welchem Orden 1718 das Kloster mit päpstlicher und kaiserlicher Zustimmung förmlich übergeben wurde. Unter Kaiser Josef wurde auch dieses Kloster aufgehoben, und mit dem Weißensteiner Hof des frommen Leonhard kam es in den Besitz eines Bozener Bürgers und das Marienbild von der Höhe in die Kirche von Leifers. Trotzdem pilgerte das gläubige Volk fort und fort auf den Weißenstein, und als die Serviten 1836 wieder ihren alten Besitz antraten, hatten sie auch ein alabasternes Madonnenbild zur früheren Stelle gebracht, dessen Echtheit von den Leiferern bestritten wird.

Die Sage vom frommen Leonhard ist auf einer Tafel in der Kirche, aber so beschrieben, daß man recht eigentlich nicht von einem gesundsinnigen, sondern von einem zum Binden tollen Menschen liest. Auf dieser Tafel ist auch primitiv die Absturzstelle dargestellt, nnd nebenan in der Kirche hängen und liegen zahllose Votivgeschenke der Gläubigen zum Gedächtnisse des für die Gottesmutter schwärmenden Leonhard, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Vieh-Heiligen.

Ich habe einen verzeihlichen Fehler begangen, den eine spätere Reue nicht reparirt; ich hätte nämlich nicht zwei oder

drei Stunden, sondern mehrere Tage auf dem Weißenstein bleiben sollen. Die frische Bergluft allein wäre für eine längere Siesta ein verführerisches Motiv gewesen; dazu kam noch die reinlichste Herberge und eine ganz köstliche Atzung, die ein Verbleiben gerechtfertigt hätten, und es wären überdies von diesem Standquartiere aus die interessantesten Ausflüge zu machen gewesen. Ich habe wieder einmal das Glück einer erquicklichen Ruhe versäumt und wollte noch am nämlichen Tage in die Thalweite von Bozen hinunter, wo es wie in einem Backofen glühte, was wohl den Trauben zustatten kommt, für die armen Menschen aber unerträglich ist.

Ein Bauern-Genie.

Gossensaß, Ende Juli 1882.

Wo einst die Gothen saßen, nach Gossensaß, wurde ich durch die glühende Sonnenhitze aus dem „Tiroler Paradiese“, wie man mit Recht „Ueberetsch“, inbegriffen die drei in Weinlauben gebetteten Ortschaften Sanct-Pauls, Eppan und Kaltern nennt, getrieben. Ich habe nicht das Talent und die Neigung des heiligen Laurentius, mich bei lebendigem Leibe auf dem Roste schmoren zu lassen, und wollte es auch so gut haben, wie jeder andere Bozener, dem schließlich das Glockengebimmel seiner Stadt und das betäubende Geräusch der Cicaden so stark auf die Nerven geht, daß er sich davor auf die Berghöhe einer Sommerfrische rettet.

Ich hätte nicht erst auf den Ritten, wo frischere Lüfte wehen, zu steigen gebraucht, und hätte mich bei meinem Abstiege vom Weißenstein schon in Kollern einnisten können, würde sich mein liebenswürdiger Führer nicht im „todten Moose“, wo es „Irrwurzen“ geben muß, vergangen und mich zu tief gegen das Eggenthal gebracht haben. Der fremde Irrgang verschuldete, daß

ich erst anderwärts aufsuchen muß, was mir schon so nahe gelegen hatte.

Also hinauf nach Gossensaß, wo ich noch liebe Freunde zu treffen hoffte, und wo seit jüngster Zeit auf Anregung und durch Zuthun der Südbahn-Gesellschaft eine Herberge zu köstlicher Siesta lockt. An der ersten starken südlichen Abfalls-Etappe der Brennerbahn und am Ausgange des Pflerscherthales gelegen, aus dem uns von den zum Greifen nahen Gletschern kühle Lüfte entgegenstreichen, ladet dieser einst vom Knappenjubel durchrauschte Ort so recht zu einer längeren Rast, die mir leider nur partiell gegönnt war.

Selber in Gossensaß, wo man dem Sonnenbrande entronnen zu sein meint, heizt es noch gehörig ein; da schützt nur eine Fahrt zur Brennerhöhe am frühen Morgen und ein Rückgang auf der alten Straße. Wie ein Luftbad stählte mich die einsame Wanderung, die mir nicht durch die Wandelgäste des Wildbades Brenner gestört wurde, von denen namentlich die Frauen mit unschönen Kropfgebilden ausgestattet waren. Vor solchem häßlichen Anblick rettet eine rasche Weg- und Ausschau auf die bewaldeten Höhen zur Rechten und Linken des Weges, neben dem noch ganz bescheiden zu Thal gehenden Eisak, der von hier aus seine ersten Schritte in die weite Welt versucht. Von den Felsschroffen und aus den Bergfalten laufen allseitig die Wasser zusammen, um dem jungen Gesellen Succurs zu bringen, auf daß er als starker und mannhafter Fluß in die Niederung gelange. Es gelingt nicht diesen vereinten Kräften, seinen Namen bis hinaus zur Adria zu tragen; er reißt wohl bei Brixen die stürmische Rienz, die eigenwillig den Weg machen wollte, in seinen Lauf, muß aber bei Bozen Eigenart und Namen an die Etsch abgeben, die weither von der Malserhaide als Usurpator gekommen ist.

Wirst du auch nachgerade deines Namens verlustig, rauschender Eisack: du warst mir ein lieber Begleiter auf meiner Brenner-

Wanderung, und ich erfreute mich namentlich in der Hohlenge vor Gossensaß an deinen übermüthigen Sprüngen, die mit ihrem Sprühregen ein eigentliches Labsal für die heiße Stirne waren.

Von Gossensaß in westlicher Richtung öffnet sich das Thal oder vielmehr der weite Thalboden von Pflersch, über den man nach einer relativ kurzen Wanderung, nämlich in vier Stunden, zum Ferner gelangt. Man sollte meinen, daß die Nähe des Eises das Thal unwirthlich machen müßte; das aber ist nicht der Fall, und Pflersch ist vielmehr der wärmste Ort im Bezirke von Sterzing. Vor den Nordstürmen durch waldige Bergrücken geschützt, trägt der Boden der Thalsohle unter günstiger Sonnenwirkung, die das Jahr hindurch fast immer wohlthätig zu verspüren ist, reichlich Roggen und Weizen. Schafe weiden allerwegen und bleiben selbst in der Nacht im Freien; Bienen schwärmen durch das Thal. Bevor man zum Gletscher gelangt, in dem zwei Eisthäler, die „Fernerstuben", klaffen, stäubt von den Felsen ein mächtiger Katarakt, „die Hölle". In älterer Zeit bauten im Pflerschthale mehr als dreihundert Knappen auf Silber und zogen jeden Sonntag mit klingendem Spiele nach Gossensaß, wo sie sich aus eigenen Mitteln eine Capelle er richten ließen. Ueber den Hausthüren eingemauerte Erzstufen geben noch heute von dem einstigen Bergsegen Zeugniß. Die Pflerscher sind starke und wohlgebildete Leute, voll Gottesfurcht, doch aufgeweckten Geistes, handfertig nicht allein für die bäuerliche Arbeit, sondern auch in anderen Stücken.

Die Tiroler stehen im Verrufe, ihren Glaubenseifer gelegentlich bis zur Intoleranz zu treiben, und das ist ein häßlicher Makel an ihrem sonst tüchtigen und liebenswürdigen Charakter. Mögen sie nach ihrer Façon selig werden; was mich betrifft, so haben sie mich bis in die tiefsten Thalwinkel hinein, wo ich bei geistlichen Curaten Herberge nahm, nie in meiner Denkungsweise gestört, und ich hätte ihnen in einem Störungsfalle sicherlich die Zähne gewiesen. Es soll ihnen von mir über

ihren starken Hang zur Frömmigkeit nicht der kleinste Vorwurf gemacht werden; diese hängt vielleicht in vielen Stücken sogar mit ihrer manuellen und Kunstfertigkeit zusammen. Wer hat nicht auf seinen Reisen in Tirol von den Herrgottschnitzern gehört, die ohne jedwede künstlerische Anweisung Holzsculpturen zuwege bringen, die manchen akademischen Schüler arrogant machen würden? Die Ladiner im Grödener Thale, deren Spielwaaren ein gesuchter Handelsartikel in aller Welt sind, arbeiten außer diesem Kleinzeug, das selbst die Kinder fertig kriegen, an stylgerechten Werken, die sich wahrlich nicht spotten lassen. Maler, die ihren frommen Eifer zumeist auf Votivtafeln wendeten, die wir in allen Kirchen verstreut finden, gab es zu jeder Zeit in Tirol; sie schufen gewöhnlich nur „in der Furcht des Herrn“ und nicht für den eitlen Weltruhm.

Dies vorangeschickt, will ich von einem Manne sprechen, der in Innerpflersch haust, und der in der originellsten Weise die Gattung der handfertigen und sinnig spintisirenden Tiroler kennzeichnet. Dieser Mann heißt Jacob Eisendle, ist im Juli 1811 zu Innerpflersch geboren und verrieth schon in den Kinderjahren einen Hang zum Sinniren, der sich durch in die Mechanik einschlägige Schnitzereien äußerte. In der Ortsschule, wo ein ungebildeter Lehrer, Namens Christian Makart, den Unterricht ertheilte, war nicht viel zu lernen, überdies wurde seine Wißbegier noch durch den Vater eingedämmt, der mit dem Jungen einen Knecht ersparen wollte und ihn zur gröbsten Arbeit anhielt. Wo und wann er einen freien Augenblick hatte, that er sich wissenschaftlich um, verschaffte sich Farben und warf sich schlecht und recht auf die Malerei. Ein Bruder des Curaten von Pflersch wollte ihn in der Malkunst unterweisen; der Vater war wieder dagegen und feindete, angeblich wegen seiner schlechten Verhältnisse, förmlich die Lernlust des Jungen an, der trotzdem unbewacht Mechanik trieb, und frischweg Taschen-, Hänge- und Thurmuhren reparirte, wo immer er sie in defectem Zustande fand.

Ohne von einem Uhrmacher unterwiesen worden zu sein, construirte er sich seine Taschenuhr, daß sie sich von selber aufzog, was er durch Verbesserungen erzielte, wie diese bei Cylinder- und Remontoir-Uhren in Verwendung kommen, deren combinirten Mechanismus er sich aus Eigenem ausspintisirte. Diese Uhr, die sich jeden Abend auf zweiunddreißig Stunden aufzog, wurde in seiner Heimat als Wunderwerk angestaunt und auch von Kennern als ganz merkwürdige Arbeit gewürdigt. Noch früher, als er das Vieh seines Vaters im Walde zu hüten hatte, construirte er eine Wasseruhr, die ausgezeichnet ging und den Hirten und Holzknechten als richtiger Zeitmesser einen ganzen Sommer hindurch diente.

So verstrichen die Knaben- und Jugendjahre Eisendle's; 1834 starb seine Mutter und zwei Jahre darauf der Vater; und er wurde nach deren Ableben Erbe und Besitzer eines kleinen Bauerngutes. Nun gab es kein Hinderniß mehr für seinen Forschungstrieb. Er machte sich sofort an den Bau einer Handschmiede, leitete durch Brunnenröhren ein Triebwasser zu und erfand eine Feilenmaschine, mit der vierzig Arten verschiedener Hiebfeinheiten an Feilen durch Wasserkraft hergestellt werden konnten. Dazu baute er noch eine Schleifmaschine, in der eine gewisse Anzahl flacher Feilen cylinderförmig eingespannt wurde, die sich Nachts von selber schliffen und die er nur am nächsten Tage zu behauen brauchte. Durch diese Maschinen drang sein Ruf in die Ferne, und Fachkundige erklärten sie als eine vorzügliche Erfindung. Er trieb das Geschäft mit bestem Erfolge, blieb aber dabei nicht stehen, sondern erfand eine neue Maschine, mit der er durch Druck auf kaltem Wege kleine Schuhnägel mit runden Köpfchen erzeugte.

Eines Tages kam er im Kloster Sterzing zu einem Pater, der darüber her war, ein neues Glas für ein Fernrohr zu schleifen, daran er nicht weniger als fünfzig Stunden zu wenden hatte. Eisendle erbot sich, durch eine Wassermaschine die Sache

viel schneller fertig zu bringen, wurde aber höhnisch verlacht. Schon auf dem Heimwege beschäftigte sich der Verlachte mit dem Princip dieser Maschine und ging daheim rasch an das Werk. Nach wenigen Wochen brachte er dem ungläubigen Pater ein paar Gläser verschiedener Brennweite als Proben seiner Arbeit. Er fand nämlich, daß bei einfachen Mikroskopen von einem bis anderthalb Zoll Brennweite die sphärische runde Form nicht die verläßlich richtige sei und das Bild am Rande der Gläser undeutlich werde, weil dort die Vergrößerung früher eintrete; er gab seiner Maschine jene Einrichtung, durch die mittelst Stellschrauben jeder parabolische Kegelschnitt geschliffen wird und gute, überaus reine Gläser leicht und schnell herzustellen sind. Autoritäten im optischen Fache äußerten sich in anerkennendster Weise über seine Erfindung.

Im Alter von sechsunddreißig Jahren nahm Eisendle ein Weib, seine Ehe war mit zehn Kindern gesegnet. Zur Vergrößerung seines Hauswesens und Oekonomiestandes baute er, ohne Zuhilfenahme eines Zimmermannes, mit Ausleitung des Fernerbaches an seiner Schmiede noch eine Haus- und Sägemühle und eine Dreschmaschine.

Im Jahre 1848 kam ein Schneidermeister aus Gossensaß mit der Mittheilung zu ihm, daß man ihm geschrieben, es gäbe nun sogar Nähmaschinen; dieser bat ihn, eine solche zu construiren, was er denn auch that. Der Schneider benützte die Maschine bis 1873 und gab sie vor der Ausstellungs-Commission zu Innsbruck als eigene Erfindung aus.

Während des Baues der Brennerbahn sah er wiederholt, wie im Auftrage der Ingenieure zur Aufnahme von Längen und Curven die Meßkette beschwerlich durch die Heerstraße gezogen wurde. Bei dieser Wahrnehmung verfiel er sogleich auf den Gedanken, daß mittelst einer an den Wagen befestigten Maschine, welche das Rad von außen in Bewegung setze, die Wegstrecke gemessen und mit Hilfe des Compasses sowohl Längen als

Curven von selbst naturgetreu zu Papier gebracht werden können. Davon setzte er die Bezirkshauptmannschaft in Brixen in Kenntniß. Infolge Aufforderung von dieser Seite sendete er ein Modell ein; dieses wurde von der Ausstellungs-Commission zu Bozen geprüft und als zweckmäßig befunden und trug ihm das Anerkennungs-Diplom ein.

Mit solchen großen Erfindungen und deren Durchführung trug sich dieser einfache ungeschulte Mann. Außerdem schnitzte er in seiner Jugend ein Crucifix, malte einen Laurentius auf dem Roste, dichtete den Text zu Kirchenliedern, setzte die Harmonie mit richtiger Vertheilung der Stifte auf der Drehwelle für Orgelwerke, schmiedete und hämmerte Schlüssel und Büchsenschlösser und stellte Zwirnapparate her. Für den Uhrmacher in Sterzing, der eine Thurmuhr im Jaufenthale zu machen hatte, erfand er einen Anker, mit dem die Reibung aufgehoben, die Oelung erspart und jede Temperatur-Aenderung paralysirt wurde.

Was ihm in früheren Jahren versagt blieb, sich aus Büchern Belehrung zu schöpfen, holte er als reifer Mann nach und wirthschaftete sich aus seinen Ersparnissen eine Bibliothek der besten Werke, darunter die von Alexander Humboldt ein, für den er eine ganz besondere Vorliebe und Verehrung hat.

Sein Lieblingsstudium ist die Astronomie, und der sonst so ruhige Mann geräth in die zornigste Aufregung, wenn das Thema Galilei angeklungen wird, den sieben Cardinäle zwangen, die Lehre der Erdbewegung abzuschwören, während der jetzige Papst und die ganze Clerisei zur damals verworfenen Lehre schwören müssen.

Auch mit Geographie und mit Topographie beschäftigte er sich viel, und wie er aus allem Erlernten sofort eine praktische Nutzanwendung zog, so war es auch bei diesem Studium. Er sann sich einen neuen Mappirungs-Apparat aus, nämlich ein an die rechte Achsel geschnalltes, unter dem linken Arme getragenes, neun Zoll hohes und breites Kästchen, an das eine etwa fünf

Fuß lange Eisenstange festgeschraubt ist, an deren Ende wieder ein 3/4 Fuß hohes Rädchen als Wegstreckenmesser nachläuft. Mit diesem Apparate, der nur obenhin angedeutet ist, kann der Mappirende in stockfinsterer Nacht Höhen und Curven genau bestimmen und, an seinem Zielpunkte angelangt, das verläßliche Resultat an über eine Welle gerolltem Papiere in verjüngtem Maßstabe ablesen.

Der Bauer und Mechaniker Eisendle, dessen Lebensabriß ich im Vorstehenden gab, schreibt über sich selber: „Meine stets heitere Denkungsweise, Eifer für die Wissenschaft und Mäßigkeit förderten all die Tage meines Lebens mein Wohlbefinden; die Astronomie ließ mich die Allmacht des Schöpfers erkennen, durch dessen Güte Jeder sein Talent erhält, und der Ergebenheit in seinen Willen verdanke ich meine freudige Stimmung. Deshalb fürchte ich als alter Mann nicht den Tod und füge mich willig in das Absterben alles Organischen. Ich trachtete nie nach Reichthum, suchte mich ehrlich und rechtschaffen durchzubringen und mein Gütchen nicht mit Schulden zu belasten. Meine Ersparnisse kamen meinen Erfindungen, allerlei Bauten und der Versorgung meiner Familie zustatten.“

So lebte und strebte, so wirkte und schuf Jacob Eisendle, der in allen Ehren den Siebziger überschritten hat und noch immer in rastloser Arbeit auf seinem Bauerngute in Innerpflersch haust.

Es hätte mehr als ein Dutzend anziehender Kräfte gegeben, mich die längste Zeit in Gossensaß zu halten. Eine erlesene und die anregendste Gesellschaft hat sich in Gräbner's Hôtel eingefunden, darunter eine stattlich schöne Amerikanerin mit reizenden Kindern, die, nicht eingeschüchtert durch die Concurrenz des Akademie-Professors Hildebrand aus Berlin und des jungen Tiroler Landschafters Grubhofer, der Natur mit dem Crayon künstlerische Motive abzustehlen versucht. Der Dichter Oskar v. Redwitz hält nun schon im siebenten Jahre Siesta zu Gossensaß

und bringt dort eine episch-lyrische Dichtung zu Ende, die zum Herbste erscheinen soll. Seine anmuthige Tochter Marie, die sich als geistvolle Erzählerin in „Nord und Süd“ einen klingenden Namen gemacht hat, schreibt und zeichnet, was Art hat und eine helle Freude bereitet. Der norwegische Dramatiker Henrik Ibsen sitzt gleichfalls auf dieser Bergstufe des Brenner und braucht nicht erst durch seinen Orden aufmerksam zu machen, daß er ein verdienstlicher Mann ist. Auch einen Mimen, dem „die Nachwelt keine Kränze flicht“, den aber die Mitwelt auszeichnet, beherbergt das alte Knappennest Gossensaß, das ich nun mit einem herzlichen Gruße an Alle, die mir dort Liebes erwiesen, verlasse.

Ein Königsbau.

München, im Juni 1883.

So oft ich von Salzburg nach München fuhr, und das geschah seit dem Jahre 1843 etliche Male, verspürte ich immer, wenn der Chiemsee in mein Sehfeld rückte, die unwiderstehliche Lust, „das bayrische Meer“, wie man diesen See mit einiger Uebertreibung getauft hat, zu befahren und an seiner Herren- und Fraueninsel zu landen. Es sollte mir nie so gut werden; erst am letzten Mittwoch im Mai wurde meine fast verjährte Neugier befriedigt. Trotzdem der regelmäßige Dampfschifffahrts-Verkehr über den ganzen See und nach den Inseln noch nicht hergestellt war, verließ ich in der Station Prien den Postzug und hatte volle fünf Stunden für eine Bootfahrt nach und zu einer Siesta auf der Herreninsel, um dann mit dem Courierzuge rechtzeitig in München einzutreffen.

Der Chiemsee hat, trotzdem er sich auf einen Unfang von zwölf Stunden in der Ebene dehnt, die nur hie und da zu einem mäßigen Hügellande gewellt ist, immerhin einige Aehn-

lichkeit mit dem Lago Maggiore, der in seinem oberen Theile so zauberhaft vom Mittelgebirge umrahmt ist. Diese Aehnlichkeit findet sich namentlich in den Inseln. Wie dort die Isola Madre und Isola Bella und Fischerinsel zu einer Trias gruppirt sind, bilden hier die Herren-, Frauen- und Krautinsel eine prächtige Gruppe für den See, und die Parallele wird dadurch zutreffender, daß sich wie dort auf den erstgenannten zwei Inseln interessante Bauten erheben.

Die Herreninsel ist bekanntlich seit einigen Jahren in das Eigenthum des Königs von Bayern übergegangen, und dieser läßt seit sechs Jahren darauf einen Bau aufführen, der alle Pracht und Herrlichkeit der schönsten Königsschlösser überbieten soll. Um es gerade herauszusagen, so war es die Feerie dieses Schloßbaues, die mich wie ein Magnet nach der Insel zog, obwohl ich vorweg wußte, daß eine Besichtigung der Innenräume nicht gestattet ist. In das sechste Jahr wird daran gearbeitet; nun das Hauptgebäude fix und fertig, werden wieder Erdbewegungen zu Annexbauten gemacht und die Fundamente dazu gelegt, für die unablässig Dampfer-Remorqueurs das Material herbeischleppen. Wann der ganze Bau vollendet sein wird, trotzdem vom Frühjahr bis in den Spätherbst hinein unausgesetzt fünfhundert Arbeitskräfte in Thätigkeit sind, das wissen die Götter; die jetzige Generation dürfte kaum das Ende erleben.

In dem Herrschergeschlechte der Wittelsbacher ist ein starker poetischer und künstlerischer Zug, der unter den beiden Ludwigen zur architektonischen Erscheinung gebracht wurde. Man erzählt seine blauen Wunder von dem Königsitze in Berg und auf Hohenschwangau, und diese werden wieder durch den Königsbau auf der Herreninsel, für den Versailles zum Muster und Vorbilde genommen wurde, in den Schatten gestellt.

Während neben dem fertigen Baue draußen Neubauten aus dem Grunde gehoben werden, sind der große Festsaal, der um dreißig Fuß länger als der von Versailles ist, andere Säle

und Prunkgemächer bis auf das letzte Stück vollkommen ausgestattet und liegt die Befürchtung nahe, daß bis zum vollen Abschlusse des Baues im Laufe der Jahre Vergoldungen, Draperien und Möbel-Ueberzüge viel Schaden erleiden werden.

Ich habe mir von der inneren Ausstattung erzählen lassen und muß wohl aus dieser verzückten Schilderung schließen, daß der luxuriös-verschwenderische Aufwand bisher an keinen anderen Herrscherbau gewendet wurde, man müßte denn den Phantasiebau Makart's zur Ausführung bringen. Was das Kunsthandwerk in seinen virtuosesten Meisterstücken zu leisten vermag, ist hier bis zum Thürdrücker und Fensterverschlusse vorhanden. Die Kunst selber kommt, wie ich höre, nur zum tributären Ausdrucke. Die Wand- und Deckengemälde halten zwar keinen Vergleich mit denen des Dogenpalastes in Venedig aus, dagegen sind Holzschnitzereien reichlich und in meisterhafter Durchführung vorräthig, werden aber durch zu massige Vergoldung erdrückt. Der Marmor, der für Säulen, zu Kaminverkleidungen und Thürstöcken in Verwendung kam, wurde von der belgischen Grenze geholt; mit diesem rivalisirt fast in sieghafter Weise der künstliche Marmor, der in allen Colorit-Spielarten die Wände hochauf bekleidet.

Der Königsbau auf der Herreninsel ist bei der Bahnfahrt nicht sichtbar und entzieht sich vielleicht mit Absicht den neugierigen Blicken. Jedenfalls richtiger wäre es gewesen, hätte man ihn an Stelle des jetzt zu einem Brauhause metamorphosirten Klosters aufgeführt, von welcher Inselhöhe er die ganze Landschaft beherrscht und seinen zauberhaften Reflex im Wasserspiegel des Sees gefunden haben würde.

Millionen hat der Bau bereits gekostet, und damit werden noch lange nicht die Aufwandkosten erschöpft sein; „wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun", und es steht in nächster Zeit zu erwarten, daß die eigentliche Kunst das Kunsthandwerk ablösen werde, um noch dem Baue die letzte künstlerische Weihe zu verleihen.

Nach einem bescheidenen Mahle mit der Würze des köstlichsten Bieres im ehemaligen Kloster verließ ich die Herreninsel; hundert Ruderschläge und darüber brachten mich nach Stock, und von dort ging es hinauf nach Prien, wo der Schnellzug bereits signalisirt war.

Vom Arlberg-Tunnel.

Landeck, im Juni 1883.

Nach einer sechsstündigen Fahrt über den Arlberg sitze ich nun in Landeck, dem freundlichen Dorfe zu beiden Seiten des ungeberdigen Inn, das noch vor Schluß dieses Monats durch einen bereits aus dem Rohen gearbeiteten Schienenstrang mit Innsbruck verbunden werden soll. Ich will nicht untersuchen, wie viel von der Sage, daß in diesem Orte der flüchtige Tiroler-Fürst Friedrich mit der leeren Tasche gegaukelt hätte, auf das Kerbholz der Geschichte als verläßliche Thatsache zu schneiden ist: doch hatte ich allzeit eine starke Sympathie für diesen Fürsten, vielleicht weil ich mit ihm sein Schelmen-Epitheton gemein habe. Es gefiel mir an ihm, daß er das Constanzer-Concil durcheinanderhetzte und dem Kaiser Sigismund einen Esel bohrte. Der gestrenge Herr, der bekanntlich den Huß verbrennen ließ, trotzdem er ihm einen Geleitsbrief zur sichersten Fahrt nach Constanz ausgestellt hatte, that freilich den lustigen Friedel in die Acht und erklärte ihn vogelfrei für die Herren des Etschbundes, die eine förmliche Treibjagd auf den Geächteten anstellten. So trieb er sich in allerlei Vermummungen in seinem Lande herum; in Landeck, wo er, um die Nothdurft des Lebens zu zwingen, als Komödiant gaukeln mußte, wurde er erkannt, aber nicht verrathen, sondern jubelnd begrüßt.

Viel mußte ich heute während meiner Fahrt an den Friedel mit der leeren Tasche und an jene Zeit denken, in der man mit

dem Handumdrehen die Päpste wie alte Kleider wechselte. Nicht von Constanz kam ich wie der Flüchtige, sondern von Friedrichshafen, um nach einer herrlichen Seefahrt in Bregenz zu landen, das so ziemlich die Schäden eines Wetterbruches, der vor Kurzem seine Sturzwasser durch die Straßen der Stadt ergossen, gebessert hatte. Zwei liebe Freunde, die in Bregenz hausen, mögen mir verzeihen, daß ich dort nicht einen Rasttag hielt, sondern nach einer kurzen Eisenbahnfahrt erst in Feldkirch Halt machte.

Wer in das Vorarlberger Ländchen einfährt, gewinnt schon durch einen flüchtigen Blick aus dem Coupéfenster die erfreuliche Ueberzeugung, daß hier ein glückliches und betriebsames Völklein sich des Daseins erfreue. Schmucke und kräftige erwachsene Leute und lachende hübsche Kinder allerwegen; wo ein solches Menschen-Material vorräthig, da muß auch der Segen im Lande sein; und dieser zeigt sich überall in der üppigsten Cultur und zwischendurch in netten Gehöften und Häusergruppen, denen man sofort die Wohlhabenheit ansieht.

Ich sollte es aber noch besser haben und mir von der prächtigsten Hochwarte aus das ganze Land überschauen. Von einem Freunde in München an den Großindustriellen und liberalen Abgeordneten Herrn v. Tsch. in Feldkirch empfohlen, verlebte ich in dessen Hause, das als richtiges Luginsland hoch über der Stadt steht und mit Allem, was das Menschenherz begehrt, reichlich und geschmackvoll ausgestattet ist, köstliche Stunden. Sozusagen zum Greifen nahe liegt die Schweiz mit ihrem Grenzwalle von mächtigen Bergen, und tief unten rauscht die wilde Ill, die auf die Entfernung von einer Stunde in den Rhein fällt. In zwei Wegstunden konnte ich Vaduz, die Hauptstadt des Fürstenthums Liechtenstein, erreichen; ich habe aber schon „größere" Zwerge gesehen, die sich aus der Ferne am besten ausnehmen.

Feldkirch hat zwei liberale Abgeordnete in den Landtag gewählt; das hindert aber nicht, daß sich in dieser Stadt die Jesuiten mit ihrem Pensionate Stella Matutina festgesetzt haben.

Ich kann von meinem erhöhten Standpunkte die Zöglinge des „Morgensternes“ unter der Zucht und Aufsicht ihrer schwarzen Weisel auf den Spielplätzen übersehen. Eine stattliche Anzahl! Wenn auch nur die Hälfte in der Folgezeit bei der Stange bleibt, so stirbt die famose Doctrin und Disciplin der Jesuiten noch lange nicht aus. An vierhundert Zöglinge zählt das Institut; das geringste Contingent dazu haben Oesterreich und Italien, das stärkste die Rheinlande, namentlich Westfalen, Frankreich und Belgien gestellt. Auch das britische Reich und selbst Amerika ist mit einigen Musterjünglingen vertreten.

Wie gerne wäre ich die längste Zeit in der Villa meiner freundlichen Wirthe, denen ich wieder ein Restchen Seligkeit verdanke, am Blasienberge auf dem Margarethenkopf geblieben, von dem die drei Schwestern und Kurfirsten, die Appenzeller Alpen und die Rothewandspitze, die Gipfel von Montavon und Gamperton in meinem Gesichtsfelde lagen; ich mußte aber in meine Nachtherberge „zum Schäfle“ (Goldenes Lamm) in Feldkirch hinab, um am nächsten Morgen mit der Eisenbahn nach Bludenz und weiters per Wagen nach Dalaas und über Klösterle nach Langen zu fahren, wo ich mir das Bohrloch des Tunnelschlages an der Westseite des Arlberges näher besichtigte. Das war ja der eigentliche Zweck meiner Ausfahrt von Friedrichshafen und in das Vorarlberger Ländchen hinein.

Wie bis Feldkirch ändert sich auch nicht in Bludenz und höher hinauf der herrliche Charakter der Landschaft und der wohlthuende Eindruck, den die Menschen und ihre Behausungen, die mit ihrer Schuppenbekleidung an den Außenwänden und mit den Blumenkästen in den Fenstern uns sicher und behaglich anblicken, auf uns machen.

Kein vagabundirendes Bettelvolk auf den Straßen, wie man es anderwärts findet; der herzliche Gruß der uns Begegnenden will sagen und bedeuten: Wir arbeiten freudig, haben aber sattsam zu leben, und die patriarchalische Sitte, die uns

zusammenhält, soll auch mit der Eisenbahn nicht aussterben, die wir als eine Erlösung von fremden Banden betrachten.

Von Bludenz aufwärts und durch das Klosterthal wird die Scenerie imposant. Wir haben den Lauf der Ill verlassen, und es rauschen uns andere Wildwasser, namentlich die Alfenz, entgegen, der jedoch das Wilde abgewonnen und die für den Bahnbau dienstbar gemacht wurde. Bei Wald geht es über die Alfenz; zur Linken ragt neben der Pfaffenspitze der felsenknochige Schafberg auf; bei Klösterle wird durch das rechts ausmündende Neunzigaßthal der Kalteberg und sein Ferner sichtbar.

Von da an beginnt eine strengere Steigung, und die Lawinen-Schutzbauten an der Straße deuten uns an, daß in der Nähe hohe Herren, wie die Ronnspitze und der Arzberg, ihre stolzen und oft sehr bedrohlichen Häupter emporrecken.

Auf dem ganzen Wege von Bludenz her wird allerorten tüchtig und unablässig für den Bahnbau geschaffen. Die Bahn hat nämlich, nachdem sie den Tunnel auf der Westseite verlassen, bis sie in die Schienenstränge für die Schweiz und nach Bregenz hinaus eingehängt wird, noch große Schwierigkeiten zu bewältigen. Hoch an den steilen Wald- und Felsenhängen wird sie geführt und muß fast ein dutzendmal mit dem Kopfe durch die Wände der vorhängenden Gebirgsschroffen, die keine äußere Umgehung gestatten. Da wimmelt es denn auch allüberall hochoben auf den Steinwänden von zahllosen Arbeitern, und riesige Steinbrocken trümmern und poltern geräuschvoll ab. Wächter sind immer unterwegs, die mit Hornsignalen zur kurzen Arbeits-Unterbrechung abblasen, wenn ein Fuhrwerk die Straße heraufkommt.

Der Ort Langen, wo der westliche Tunnel ausmündet, ist eine Neuschöpfung von 1880, in welchem Jahre man dem Arlberg mit der Bohrmaschine an den Leib ging, und der nun von dem stattlichen Gebäude der Unternehmung, von Maschinenhäusern und Arbeiterquartieren gebildet wird. Mehr als zweitausend-

fünfhundert Arbeiter sind continuirlich mit Wechselschichten Tag und Nacht und alle Sonn- und Werktage in und außer dem Tunnel beschäftigt. Nur so wurde es möglich, daß ein Tunneldurchschlag von zehn Kilometern und darüber (der Gotthard hat eine Länge von vierzehn Kilometern) in relativ so kurzer Zeit vollendet werden konnte. Die beiden Unternehmungen von Langen an der West- und von St. Anton an der Ostseite des Arlberges werden sich nämlich schon im December dieses Jahres durch das Schlußloch die Hände reichen können, und im November des folgenden Jahres dürfte die ganze Arlbergbahn dem Verkehre übergeben sein.

Es will was heißen, ein solches Riesenwerk in so kurzer Zeit fertigzubringen, zumal das erforderliche verläßliche Steinmaterial nicht in der Nähe zu brechen war und weither geholt werden mußte. Ganze Karavanenzüge von sechs- und achtspännigen Wagen sind daher vom Klosterthale herauf und herunter vom Arlberge ununterbrochen mobil und bringen Steine, Cement und Bauholz, von welch letzterem ganze Wälder als Unterspreizungen und Auswölbungen in dem Tunnel stecken.

Als Hauptmotor für alle Arbeiten in und vor dem Tunnel wurde die wilde Alfenz tributär gemacht und weit oben bei Stuben eingefangen und in Röhren hinabgeleitet. Als Reserve können noch Dampfmaschinen, die für den Fall einer geringeren Wasser-Ergiebigkeit im Winter und bei sonstigen Zufällen in Thätigkeit kommen, betrachtet werden.

Die Alfenz wirkt als Hauptkraft durch Transmissionen bis in das Herz des Arlberges, wo derzeit die Bohrmaschinen als Mineure mit ihren scharfen Zähnen das Gestein packen und aushöhlen. Vier solche Bohrer sind in steter Bewegung und beißen das erforderliche Loch in den Knochenbau, von dem aus dann die Handarbeit der Menschen durch Aussprengungen und mit dem Wegräumen des Bruchmaterials beginnt. Auf fünf und

ausnahmsweise auf acht Quadratmeter täglich fressen sich die Bohrmaschinen ein und vor.

Die Wasserkraft der Alfenz hat auch für die Arbeiter die erforderliche Luft in den Tunnel zu leiten. Das geschieht durch mächtige Condensatoren, mit denen die Luft comprimirt wird; in diesem Zustande aber würde sie zu heiß in die tiefsten Innengänge gelangen, sie wird daher durch einen andern Proceß aufgefrischt und früher durch Wasser geführt, nach welchem Bade sie erst die Athmungseignung erhält. Dreihunderttausend Kubikmeter Luft werden auf diese Weise in der Minute in den Tunnel eingeführt.

Die Alfenz hat auch sonst sozusagen die Hände vollauf zu schaffen; sie treibt die Turbinen und Hämmer in der Schmiedewerkstätte, die Bälge in den Schlossereien, die Circularsägen in den geschlossenen Zimmerplätzen und hat noch eine grobe Arbeit zu verrichten: sie bringt nämlich in einem Aufzuge den Sand aus einem Bruche in der Thalsohle und schlämmt ihn durch Abzugscanäle aus.

Nachdem ich mir die verschiedenen Arbeiten vor dem Tunnel angesehen hatte, galt es für mich hauptsächlich, in den Tunnel selber einzufahren. Dazu bedurfte ich aber der Erlaubniß der Bau-Unternehmung, die mir in liebenswürdigster Weise gegeben wurde. Herr Lapp that noch ein Uebriges und bot sich mir in persona als Führer an. Da die Arbeiten im Tunnel durch einen fremden Besuch in keiner Weise unterbrochen werden dürfen, ist die Sache nicht so gefahrlos, als mancher Laie denkt. Sechzehn Züge mit je vierzig Materialwagen verkehren tagaus tagein in dem Tunnel, welche das Material an die Baustellen und das Bruchmaterial von den Bohr- und Sprenglöchern zu schaffen und die Arbeiter zur und nach der Mahlzeit und Abends bei dem Schichtwechsel aus- und einzubringen haben. Da heißt es stets auf der Huth zu sein und rechtzeitig auszuspringen, wenn die Wagen, die sich erst wie Glühwürmer in der Ferne zeigen, nun

„auf Ja und Nein“ schon an uns vorübersausen. Ueberdies signalisiren schrille Pfiffe das Heranrücken einer ganzen Wagenburg oder vereinzelter Draisinen. Ich hatte mein Lebtag für derlei Expeditionen immer die gehörige, gleichsam instinctive Vorsicht, und so kam es, daß ich auch diesmal nahezu vier Stunden ungefährdet im Tunnel verbleiben konnte.

Mit welchen unvorhergesehenen Factoren bei einem Tunnelbaue zu rechnen sei, sollte ich bei einem Reconstructionsbaue erfahren, und für diese Erfahrung mußte ich auf eine ziemliche Länge und auf allen Vieren in einem Stollenschlage vorkriechen, aus dem der gefährlichste Feind für einen Tunnelbau, nämlich eine starke Wasserader, abgeleitet wurde. Diese hatte durch ihren Druck verschuldet, daß sich die schon fertige Einwölbung faltete und senkte. Auf dem Arlberge geht ein starker Verwitterungsproceß vor sich, der in Blähungen und Senkungen des Erd- und Steinmaterials zu bedenklichem Ausdrucke kommt. Die Folge davon ist, daß die starken Niederschläge sich zu kräftigen Wasserquellen sammeln können, die nun, wo sie vorbrechen und ein Menschenwerk vorfinden, dieses durch ihre dynamische Wucht schädigen müssen. Diesen unheimlichen Kräften muß man, wo ihre Anzeichen sichtbar werden, beikommen. Das ist nun an der Reconstructions-Stelle durch den Stollen, den ich abkroch, geschehen, und der neue Bau steht, nachdem diese hydraulische Willkür gebrochen, bombenfest und rührt sich daran mehr kein Steinchen.

Nach einem vierstündigen Aufenthalte hatte ich mir, sobald ich erst wieder an das Tageslicht ausgefahren war, einen Abend-Imbiß ehrlich und rechtschaffen verdient. Ich hatte ihn auch reichlich und köstlich, und dazu, was die beste Würze war, die anregende und lustige Gesellschaft von Eisenbahnern und Ingenieuren. Nachdem um neun Uhr das elektrische Licht auf dem Bauplatze vor dem Tunnel entzündet war und die Helle einer Mondnacht weithin verbreitete, wäre eigentlich für mich Schlafenszeit gewesen.

Wie ich mich aber am Nachmittage der Führung der Bau-Unternehmung mit voller Sicherheit überlassen konnte, mußte ich auch wieder ihrem lieben Wunsche mit einem strammen Ausharren über Mitternacht hinaus willfahren, was mir unter den anregendsten Gesprächen so facherfahrener Männer nicht schwer wurde.

Ueber den Arlberg.

Trient, im Juni 1883.

Eine schwere Garbe von Eindrücken, die ich mir auf meinen Fahrten über den Arlberg, durch das Ober-Innthal, über den Brenner und durch kurze Ausflüge in das Pusterthal und in andere Thalgründe gesammelt, liegt hinter mir, seitdem ich den Arlberg-Tunnel von der Westseite in Langen besucht hatte.

Noch in dem letzten Stücke des Klosterthales und an der Röhrenleitung vorüber, durch welche die wilde Alfenz gezähmt die Bohr- und Ventilations-Arbeiten für den Tunnel zu leisten hat, fuhr ich den Berg hinan und hatte nördlich den Flechsensattel vor mir, über den man mühelos in das Lechthal gelangen könnte. Nach anderthalbstündiger Fahrt bin ich in „des Kaisers größter Stuben“, nämlich in der Poststation Stuben, und wie durch eine Zauberwendung auf einer unwirthlich rauhen Höhe.

Die Hänge ringsum sind mit Almrauschbüschen, mit dem Strauchwerk der Alpenrose bedeckt; sie haben erst Knospen angetrieben; während ich dies niederschreibe, sind wohl schon ihre rothen und rostbraunen Blüthen in voller Entfaltung vorgebrochen. Gewiß bei keinem anderen Alpenpasse findet ein so jäher, sozusagen unvermittelter Uebergang aus dem Culturlande in die vegetationslose Einöde statt, in der nur mehr das Knieholz die Höhen hinanklimmt. Das hat wieder seinen eigenen Reiz, der noch durch die frischen Lüfte und durch die Aus- und Rückschau auf das Omeshorn und auf die Roglerspitze und in das

Klosterthal und in Scesaplana erhöht wird. Die Straße macht ein paar Schlangenwindungen, wir kommen an mächtigen Steinwällen gegen Lawinenstürze vorüber, und jetzt fahren wir zwischen hohen Schneewänden; vor acht Tagen hätten wir noch im Schlitten über die Paßhöhe müssen.

Die Paßhöhe von Arlberg, 410 Meter höher als der Brenner, die Wasserscheide zwischen Rhein und Donau, die politische zwischen Tirol und Vorarlberg und die geognostische Grenze zwischen der Kalk- und Schieferzone, ist erreicht. Zur Linken fällt der Blick auf den Valugerkopf, sonst ist das Sehfeld wegen der coulissenhaft verschobenen Berghöhen kein weites.

Nun geht es hinab zu dem seit dem 14. Jahrhunderte bestehenden Hospiz St. Christoph. In der Kirche befindet sich ein riesiger heiliger Christophorus, der im Laufe der Zeiten Haare oder vielmehr Splitter lassen mußte. Das kam daher, daß die Kinder, die jahraus jahrein aus Tirol zur Arbeit ins Schwäbische wandern, sich aus dem Heiligen einen Span zu brechen suchen, den, als Amulet getragen, sie als ein probates Mittel gegen Heimweh betrachten. Ich ließ den Heiligen ungekränkt, trotzdem ich nicht ganz sorglos in dieser Einöde meiner Lieben gedenken mußte. Unweit davon ist eine Dynamitfabrik für die Felsensprengungen in den Tunnels.

Wir sind noch immer in der Schnee- und Knieholzregion, die eine tüchtige Strecke der Tieffahrt vorhält, bei der sich jetzt weite Fernsichten, und zwar auf die Ferner der Verwallgruppe und auf das Felsengefüge des Patteriol eröffnen. Nun verlassen wir die unwirthliche Region, und von Wald abwärts geht es in vielfachen Curven nach dem ersten Dorfe im Stanzerthale, nach St. Anton.

Hier ist das Ostportal des Arlberg-Tunnels, vor dem sich wie in Langen drüben die Maschinenhäuser befinden, und wo auf Schritt und Tritt die rührigste Thätigkeit ersichtlich und geräuschvoll hörbar wird. Es kann nicht von mir verlangt

werden und lag auch nicht in meiner Absicht, mich neuerdings auf einige Stunden unter die Erde zu begeben, zumal ich im Großen und Ganzen keine veränderte Wahrnehmung gewonnen hätte. Wie jenseits des Arlberges die Alfenz, ist hier die Rosanna, die tief unten im Thale rauscht, für die Tunnelarbeiten dienstbar gemacht worden. Die Unternehmung ist hier in den Händen eines Italieners, der energisch den Bau betreibt. Es mag wohl das Knochengerüste des Arlberges an der Ostseite leichter zu brechen und das Baumateriale zur Auswölbung des Tunnels weniger schwierig zu beschaffen gewesen sein: Thatsache ist, daß von den zehn Kilometern, welche der Tunnel in der Länge hält, 5·2 auf der Ost-, gegen 4·8 auf der Westseite geleistet werden können. Beide Unternehmungen aber bringen im einhelligen Zusammenwirken das Riesenwerk um ein volles Jahr früher vor dem gestellten Termine fertig.

Von St. Anton aus ließe sich bei günstigem Wetter, auf das aber derzeit nicht zu rechnen ist, gar manches unternehmen, was seinen Reiz und Zauber hätte. Leicht und unbeschwerlich ginge es in das Moosthal bis zur hinteren Taja mit dem Thalschlusse der Kartellferner und Sulzköpfe hinein; noch lohnender, jedoch anstrengender wäre ein Gang durch das Fasulthal in das Paznaun; und schließlich wäre leicht ein Uebergang durch das Verwall- in das Silberthal und weiter hinaus nach Schruns im Montavon zu zwingen, dazu man aber zehn Stunden auf den Beinen sein müßte.

Es ist nicht meines Bleibens in St. Anton, und ich muß den Arlberg hinab, bei St. Jacob zweimal die Rosanna übersetzen; bei Pettnau kommt rechts der begletscherte Riffler in Sicht; von Schnan aus wäre nicht allzu weit von der Straße die wilde Klamm zu erreichen; bei Flirsch am Fuße der Eisenspitze verengte sich das Thal, und die Rosanna stürzt in der Tiefe mit interessanten Katarakten ab; bei Strengen führt der eigentliche und leichtere Weg ins Paznaun, aus dem die Trisanna

hervorbricht, sich mit der Rosanna vereinigt und als Sanna zum Inn geht.

Bevor wir zum tiefsten und letzten Orte auf der Arlbergstraße, nach Pians, kommen, sehen wir hoch über der Thalsohle das Schloß Wiesberg emporragen. Unweit vor und in gleicher Höhe mit diesem Schlosse wird eines der interessantesten Bauobjecte, nämlich ein Riesenviaduct als Thalüberspannung durchgeführt. In dreifacher Höhe des Viaductes, der aus der Franzensfeste von der Brenner- über den Eisack auf die Pusterthalerbahn führt, baut sich der Wiesberger-Viaduct auf und wird als vielfach verspreizte Eisenconstruction auf zwei imposanten Brückenpfeilern ruhen, die in halber Stephansthurmhöhe aufragen.

Nach halbstündiger Fahrt bin ich am Inn und in Landeck, wo ich in der Post Rast und Nachtherberge halte. Eine dreitägige Fahrt von Bregenz durch Vorarlberg zu den Tunnelportalen des Arlberges nnd über diesen hinweg hat mir die prächtigsten landschaftlichen Eindrücke und mit diesen die Ueberzeugung vermittelt, daß dem fortschrittlichen Geiste des Jahrhunderts, der in solchen bautechnischen Werken Kraft und Können zur Erscheinung bringt, durch die findigsten reactionären Künste nicht mehr beizukommen ist. Wir werden in Jahr und Tag eine Bahn befahren, die uns sozusagen über Nacht in das Herz der freien Schweiz führt. Mit der Arlbergbahn, die mit den schönsten Bergbahnen in Oesterreich wetteifern kann, wird hoffentlich auch der so sehr ersehnte Fremdenverkehr für unsere Heimat in Fluß kommen.

Madonna di Campiglio.

Mühlbach, im Juni 1883.

Wer seine Nerven gespannt und erregt oder, wie sich der Wiener der westlichen Vorstadtgründe ausdrücken würde, „wer wehe Haare hat", das heißt: wen das unverfänglichste Wort eines nicht zu Gesichte stehenden antipathischen Menschen in Aerger und Zorn versetzt, der gehe nach Madonna di Campiglio, und sein ganzes Wesen wird in milden Moll-Accorden erklingen. Nicht etwa deshalb, weil ich einen Dämpfer für ein zerrüttetes Nervensystem gebraucht hätte, sondern aus dem einfachen neugierigen Grunde, weil ich dieses fünftausend Fuß über See gelegene Alpen-Hôtel, von dem sich die herrlichsten Ausblicke in die Hochgebirgswelt der Brenta-, Adamello- und Pressanella-Gruppen eröffnen, die zum Greifen naheliegen und zu den interessantesten Bergfahrten einladen, suchte ich nach einem verjährten sehnsüchtigen Wunsche dieses Stabilimento alpino auf.

Eine zwölfstündige Fahrt von Trient, wo ich mein interimistisches liebes Standquartier in der comfortabelsten Herberge aufgeschlagen hatte, brachte mich dahin. Ueber die Etsch, die nach langen Regentagen hoch und trübe ging, fuhr ich durch die Engschlucht Buco di Vela nach Cadine hinauf und, am kleinen Terlago-See vorüber, nach Vezzano und weiter hinaus, den blauen Toblino-See entlang, wo der köstliche „heilige Wein" an den Rebstöcken reift, nach dem Kreuzungspunkte der Straßen zwischen Trient, Tione und Riva nach Sarche, wo Mittagsrast gehalten wurde.

Ich hatte die mittlere Richtung gegen Tione einzuschlagen und befand mich von da an im Flußgebiete der Sarca, das ich bis nach Madonna di Campiglio nicht mehr verließ. Auf einem kunstvollen, in Serpentinen geführten Straßenzuge über einer wilden Klamm der Sarca geht es nach dem Schwefelbade

Comano hinab in die prächtigste Thalweitung mit der reichsten Cultur.

Bis nach Sarche zeigten die Ortschaften und einzelnen Häuser am Wege noch den zerfahrenen Charakter einer verlumpten Wirthschaft, die auf kein behagliches Dasein schließen läßt. Im inneren Flußgebiete der Sarca herrschen Reinlichkeit und Wohlstand allerwegen, und aus allen Fenstern wohlgebauter Häuser lacht uns zwischen Blumen, ich möchte sagen, ein behagliches deutsches Heimwesen entgegen, das sich nur in der wälschen Sprache verleugnet.

Von Tre Arche steigt wieder die Straße am rechten Ufer der Sarca und hält mit kurzen Neigungs-Unterbrechungen den Höhenzug bis nach Tione, von wo an das Thal seinen Namen nach der Flußtaufe verliert und nunmehr bis nach dem Alpenhôtel, meinem Zielpunkte, Rendena-Thal heißt. In diesem Thale sind wir so recht an den Pforten der imposantesten Hochgebirgswelt, die mit ihren hügelig gewellten Ausläufern den üppigen Segen der Thalcultur nicht zerstört, sondern daran noch selber auf allen Abdachungshängen participirt. So weit das Auge reicht, saftig grüne Triften und zwischendurch dichtbelaubte Bäume; die Berghöhen sind nicht, wie anderwärts im Lande Tirol, bis auf die Felsknochen bloßgelegt und prangen vielmehr in den schönsten Waldbeständen. Erfreulich und ein wahres Labsal für die Augen durch den Ausblick in das grüne Land ist die Fahrt im Val Rendena und bleibt es bis Pinzolo, dem besten Standquartier für Touristen, die nach allen Seiten hin versucht werden, die Kuppen und Gletscher eines Dolomit-Gebietes abzusteigen, das weitaus mächtiger und erhabener ist als jenes, dem durch das Ampezzaner Thal zuzulaufen seit Jahren eine sehr verzeihliche Mode geworden ist.

Es will Abend werden, und ich halte also lieber mein Nachtquartier in Pinzolo und spare mir den dreistündigen Wegrest nach Madonna di Campiglio für den nächsten Morgen.

Die beste Herberge ist mir durch die schönsten Hôtels des Succursale für Campiglio und der Corona gewährleistet, die einen Vergleich mit den comfortabelsten Hôtels draußen im offenen Lande aushalten. So lange noch Dämmerlicht ist, besehe ich mir erst den hoch aufragenden Campanile und dann die Kirche von St. Vigilio, deren südliche Façade das Frescogemälde eines Todtentanzes in bester Erhaltung aus dem Jahre 1539 trägt. Der Maler dieser Fresken ist wahrscheinlich Simone de Baschensis; er und sein Bruder Dionisio leisteten nicht allein dieses interessante Gemälde, sondern noch viele andere Bilder al fresco an Kirchen und Privathäusern ringsum in dieser Gegend und bis in das Val Camonica hinüber. Die Fresken von S. Antonio di Pelugo, von S. Stefano di Carisolo und von Mavignolo rühren gleichfalls von ihrem Meisterpinsel her.

Nach einer erquickenden Nachtruhe in Pinzolo wäre ich des frühen Morgens am liebsten in das sagenreiche und durch die mächtigsten und prächtigsten Naturzauber fesselnde Val die Genova hineingelaufen; auf meinem Reiseprogramme stand aber obenan Campiglio. Durch das nordwestlich ziehende Val di Nambino führt der Weg steilauf zur Capelle von San Antonio, von wo ein Rückblick auf die Gipfel des Val di Laris fällt; noch höher in nördlicher Wendung am Gehänge des Monte Ritorto durch das Val Narbine, von wo es in die Thäler von Agola, Brenta und Asinella hineingänge; jetzt übersetzt mit einem Blicke auf den Monte Spinale der Weg den Sarcabach; und nach einem weiteren leichten Wegbuge liegt das herrliche Stabilimento alpino von Madonna di Campiglio vor uns inmitten der reichsten und würzigsten Alpenflora und rings umrahmt von dunklen Nadelwäldern.

Campiglio, das hundertfünfzig Gäste und darüber in behaglich eingerichteten Wohnräumen beherbergen, in großen Speisesälen mit dem Besten aus Küche und Keller bewirthen und in geräumigen Conversationssälen deren regen Verkehr vermitteln kann,

war einst ein Hospiz, von dem noch ein Kirchthurm und an den Flügelenden Säulengänge bestehen, und dessen erster Aufbau in das Jahr 1212 zurückdatirt. Seit dem Jahre 1868 in Privatbesitz übergangen und nach einem Brande 1877 in der jetzigen Gestalt und Ausdehnung aufgeführt, bietet Campiglio Alles und Jedes, was sich ein der Ruhe und des Seelenfriedens Bedürftiger wünschen kann, und nach kurzen und mühelosen Wegen einen Aus- und Einblick in die großartigste Bergwelt, von deren Riesenhäuptern es nach allen Windrichtungen wie von Tempelhütern seiner Einsamkeit umstellt ist.

Mein Aufenthalt in Campiglio war nicht mit günstigem Wetter gesegnet; trotzdem stieg ich auf den Spinale und stahl mir einige Lichtblicke auf die Brenta-Gruppe; trotzdem suchte ich das Campo di Carlomagno, wo Karl der Große vor seiner Romfahrt mit 4000 Lanzen gelagert, und über das auch der rothbärtige Kaiser Friedrich aus dem Val di Sol gezogen sein soll; trotzdem machte ich mich auf den Weg nach dem Nambino-See und konnte dabei den Gang der Gletscher-Moränen verfolgen, die sich allseitig zu Hügeln gehäuft und als Findlingsblöcke gelagert haben.

Was mir heuer durch das Wetter mißlang, will ich ein nächstes Jahr einholen und hoffe, dann dort den zahlreichsten Fremdenbesuch zu treffen, den die Madonna di Campiglio mehr als irgend ein anderes Alpenhôtel verdient.

Ehrenkränzlein, Wienerisches, von 1683. Unparteiische Prüfung der Anschuldigungen des Herrn Onno Klopp durch eine Vereinigung von Wiener Bürgern. Herausgegeben als erste Vereinsgabe der „Bürgervereinigung Liebelberg". gr. 8 ($2^1/_2$ Bog.) 1883. Preis 30 kr. = 60 Pf.

Ehrlich, Wilhelm, Jugendklänge. Gedichte. (4 Bog.) 16. 1884. Preis 1 fl. = 1 M. 70 Pf.

Gaskell, George, Algerien wie es ist. Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von Max v. Weißenthurn. 8. ($22^1/_2$ Bog.) 1877. Herabges. Preis 1 fl. 60 kr. = 3 M. 20 Pf. (Ladenpreis 4 fl. = 8 M.)

Heksch, Alex. F., Lose Blätter, Novellen, Erzählungen, Feuilletons. 2. Aufl. 8. (19 Bog.) 1882. eleg. geb. Preis 2 fl. = 3 M. 50 Pf.

— — Die Tochter des Bojaren. Roman von Arnold Vértesi. 2. Aufl. 8. (14 Bog.) 1880. eleg. geb. Preis 1 fl. = 1 M. 70 Pf.

— — Aus Ungarns Novellenschatz. Ein Geschmeide für deutsche Leser. Mit illustr. Titel- u. Schluß-Vignetten. 8. 1884. eleg. geb. Preis 2 fl. = 3 M. 50 Pf. Prachtband mit Goldschnitt 3 fl. = 5 M.

Heyse's Allgemeines verdeutschendes und erklärendes Fremdwörterbuch oder Handbuch zum Verstehen und Vermeiden der in unserer Sprache gebräuchlichen fremden Ausdrücke, mit der Bezeichnung der Aussprache, der Betonung und der Abstammung. Neue, mit zeitgemäßen Zusätzen bearb. Ausg. 10. Ster.-Aufl. 17 Lfgn. (zus. $52^1/_2$ Bog.) 8. Preis à 20 kr. geb. 3 fl. 30 kr.

Leitenberger, Otto, Hansl am Weg. (Gedichte in oberösterr. Mundart.) 16. ($7^1/_2$ Bog.) 1884. Preis 1 fl. = 1 M. 70 Pf.

Ramberg, G., Entweder — oder. Lebensbild in fünf Acten. Nach der gleichnamigen Erzählung von Heinrich Laube für die Bühne bearbeitet. 8. ($4^1/_2$ Bog.) 1884. Preis 60 kr. = 1 M.

— — Der Justizrath. Schwank in einem Act. kl. 8. (2 Bog.) 1884. Preis 30 kr. = 50 Pf.

Schlögl, Friedrich, Ueber Ferdinand Sauter, den Dichter und Sonderling. Erinnerungen und Aufzeichnungen. Mit F. Sauter's Porträt. 16. (2 Bog.) 1884. Preis 20 kr. = 35 Pf.

Stadion, Graf Emerich, Zigeuner-Reime aus dem Wanderbuche meines Lebens. 16. (5 Bog.) 1884. Preis 60 kr. = 1 M.

Winds, Herm., Elektrisch. Dramatische Solo-Scene. 8. (1 Bog.) 1883. Preis 20 kr. = 40 Pf.

Buchbinderei Herm. Scheibe Wien